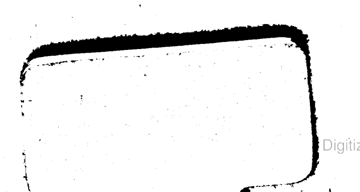


Forschungsreisen

in

Arabien und Ost-Afrika

nach den Entdeckungen

von

Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und Anderen.

In zwei Bänden bearbeitet

von

Karl Andree.

Nebst 8 Tonbildern, zahlreichen eingedruckten Holzschnitten und 1 Karte.

Erster Band.

Leipzig,

Hermann Costenoble.

1861.





Leipzig. A. Edelmann.

Ansicht von Härrär.

Burton's Reisen

nach

Medina und Mekka

und in

das Somaliland nach Härrär

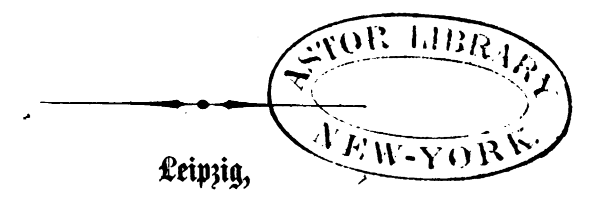
in

Ost-Afrika.

Bearbeitet von

Karl Andree.

Nebst 4 Tonbildern und zahlreichen eingedruckten Holzschnitten.



Leipzig,
Hermann Costenoble.
1861.

Einleitung.

Die Länder am rothen Meere und am indischen Ocean haben in unseren Tagen eine ungemein gesteigerte Bedeutung gewonnen. Der arabische Golf ist eine große Post- und Handelsstraße geworden und neben kleinen Baglas der Küstenbewohner schwimmen große Dampfer. Von Kairo nach Suez hat man durch die Wüste eine Eisenbahn gebaut, und im Meere Telegraphen gelegt, um die europäischen Drähte mit jenen Indiens zu verbinden. An den ostafrikanischen Gestaden nimmt der Handel einen immer größern Aufschwung, und kühne Reisende dringen von dort ins Innere, um Eroberungen für die Wissenschaft und den Verkehr zu machen. Auch sind ihre Bemühungen nicht fruchtlos gewesen; wir haben durch sie Kunde von hohen Schneebergen im äquatorialen Ostafrika erhalten und eine Seenregion kennen gelernt, in welcher eben jetzt die Quellen des weißen Nil anfgesucht werden. Man ist nun fest überzeugt, ihnen ganz nahe gerückt zu sein, und der Eifer wird nicht erkalten bis sie entdeckt worden sind. Härrär, das früher nie eines Europäers Fuß betreten hat, ist von Burton besucht worden. Abyssinien war einst ein mächtiges Reich und später in drei Königreiche zerfallen; dort hat sich ein Mann aus niederm Stand erhoben, Theodoros, um das Kaiserthum von Aethiopien wieder aufzurichten.

Am arabischen Meere liegt der Schlüssel zu Indien. Deshalb nahm England im Jahre 1841 die Stadt Aden in Besitz und

schuf dasselbe zu einem Gibraltar des Orientes um. Es eignete sich vor einigen Jahren auch die kleine Insel Perim an, weil sie die südliche Einfahrt in das schmale Binnenmeer völlig beherrscht; um diese nach Belieben schließen zu können, hat Großbritannien auch die Muschaschinseln besetzt, welche zwischen Zeyla und Tadschurra liegen, und läßt diese beiden Hafenplätze ebensowohl als Berbera unter Aufsicht halten. Der Handel der Somaliküste und die Verbindung mit dem Innern steht also unter englischer Controle. Darüber ist die alte Eifersucht Frankreichs von Neuem rege geworden; zwei gegenwärtig in scheinbarem, in Grund und Boden unnatürlichem Bündniß stehende Nebenbuhler arbeiten auch in jenen Gegenden wider einander. Schon König Ludwig Philipp hatte einem Häuptling an der abyssinischen Küste den Hafen Aït abgekauft, und später eigneten die Franzosen sich auch die Bucht von Hanfila, etwas südlich vom 15. Grade nördlicher Breite, an. So gewannen sie einen Weg nach Tigre hinein und können Massawah, den Haupthandelshafen von Abyssinien, umgehen. Eben jetzt unterstützen sie in Tigre einen Gegner des Kaisers Theodoros, weil dieser den Engländern und den Protestanten gewogen scheint. Der Gegensatz zwischen dem katholischen und dem evangelischen Elemente wird leider auch in jenen halbbarbarischen Ländern als politischer Hebel angesetzt und, wie immer, mißbraucht. Auf Antrieb französischer Missionaire wurden 1839 protestantische Sendboten vertrieben und alle Bibeln verbrannt; 1856 erfolgte ein Umschlag, indem die Katholiken verjagt wurden und die Protestanten wieder einziehen durften. In Abyssinien sind seit einem Vierteljahrhundert fast ununterbrochen englische und französische Reisende thätig gewesen, scheinbar zu Zwecken der Wissenschaft und des Handels allein, hauptsächlich aber um politischen Einfluß zu gewinnen. Ich erinnere an die Gesandtschaften von Harris und Johnston und an Rochet aus Hericourt. Alle brachten Waffen und Pulver als Geschenk für die Häuptlinge mit. Gegenwärtig bekleidet ein Engländer, Bell, beim Kaiser Theodoros die einflußreiche Stelle eines Lika Mankuas, das heißt, er ist Kleiderträger des Monarchen in der Schlacht. Die zuverlässigsten Nachrichten über Abyssinien haben wir von deutschen Landsleuten, namentlich von Krapf, von Heuglin und von Werner Munzinger.

Die Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden Seemächten tritt auch in Bezug auf den Kanal von Suez zu Tage. Ich glaube in einem Aufsatze über dieses vielbesprochene Unternehmen („Geographische

Wanderungen", Dresden 1859, Band II. S. 121 bis 161) die Erwartungen, welche man von demselben hegen darf, auf das gebührende Maaß zurückgeführt zu haben. Auch heute ist es immer noch sehr zweifelhaft, ob man den Kanal vollenden werde, so viel planmäßigen Rühmens und Aufhebens auch von Paris her darüber gemacht wird. Und würde er vollendet, so könnte er doch, trotz der Dampfkraft, die Hoffnungen, welche in so ausschweifender Weise erregt wurden, doch nur etwa zum vierten Theil erfüllen. Allem Anscheine nach wird es mit dem Kanale von Suez gehen, wie mit jenem, welchen Nero durch die Landenge von Korinth graben lassen wollte. Philostratus erzählt (Leben des Apollonios von Thyana, Buch IV. Kap. 24) Folgendes: „Als Apollonios sich auf dem Isthmus befand und das Meer um das Lechäum, den westlichen Meerbusen von Korinth, her brüllte, sagte er: dieser Nacken der Erde wird zerschnitten werden, oder vielmehr nicht. Dieses war eine Weissagung der Durchstechung des Isthmus, welche Nero sieben Jahre nachher beabsichtigte. Denn da verließ er seinen Palast und kam nach Hellas, um sich dem olympischen und pythischen Heroldsrufe zu unterwerfen. Damals soll er das Unternehmen auf dem Isthmus begonnen haben, um eine Durchfahrt zu bewirken und das ägäische Meer mit dem adriatischen zu vereinigen, damit nicht jedes Schiff Malea zu umsegeln brauche, sondern mit Abkürzung der Fahrt durch den Kanal gehen könne. Der Graben nahm seinen Anfang an dem Lechäum, und war bei anhaltender Arbeit ungefähr vier Stadien vorgerückt, als Nero die Fortsetzung hemmte; entweder weil, wie Einige sagen, die Aegypter nach Untersuchung der Meere behaupteten, die See über dem Lechäum werde sich ergießen und Aegina begraben, oder weil er Unruhen im Reiche fürchtete. Also wurde der Isthmus durchschnitten und nicht durchschnitten."

Die Herstellung des Suezkanales wäre allerdings im Interesse des Verkehrs sehr zu wünschen. Die Verbindung der beiden Meere müßte im Fortgange der Zeit nothwendig einen anregenden Einfluß üben, und wesentlich dazu beitragen, befruchtende Keime der Gesittung in die Länder am rothen Meere zu tragen. Dieses wird eine belebte Handelsstraße werden; neben arabischen und indischen Kaufleuten wird man in den verschiedenen Hafenplätzen, wie schon jetzt in Aden, auch europäische Geschäftshäuser thätig sehen. Die Einwirkung auf Abyssinien muß eingreifender werden; das productenreiche Ostafrika in den äquatorialen Breiten wird auch für den Handel des rothen

Meeres werthvolle Erzeugnisse liefern und seinen Verbrauch an Fabrikaten steigern. Diesen Verkehr werden vorzugsweise die Schiffe aus den Häfen des Mittelmeeres vermitteln, und gerade ihnen wird der Kanal wesentliche Vortheile bringen, weil er für sie einen kürzern Weg nach dem Süden und Osten eröffnet. Aber die Achse, um welche sich der große Welthandel bewegt, wird auch in Zukunft vorzugsweise atlantisch bleiben, und ein Suezkanal kann dieselbe nicht verrücken.

Im Wesentlichen wird das Verhältniß bleiben, wie es sich im Fortgange der letzten drei Jahrhunderte bis jetzt gestaltet hat. Es ist von hohem Interesse, die Wandelungen zu verfolgen, welche der indische Handel nach Europa erlitten, und wie im rothen Meer ein Volk das andere abgelöst hat. Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß der Verkehrszug durch den arabischen Golf nach Aegypten und Europa vorzugsweise durch den Weg um die Südspitze Afrikas herum lahm gelegt worden sei; aber zwei Jahrhunderte lang bot dieser letztere an und für sich kaum einen Vortheil über die alte Handelsbahn dar. Die Karawanenschiffe aus den Morgenländern machten mit Benutzung des Passates den Weg von Calicut auf der Malabarküste nach Aden in zwanzig Tagen, von wo sie bis Dschidda, wohin sie in etwa zehn Tagen fuhren, acht Monate lang den Südwind, Asiab, benutzten und binnen zehn bis zwanzig Tagen nach Suez gelangen konnten. Die Reise, welche freilich nur in einer beschränkten Zeit des Jahres gewagt werden durfte, ließ sich also in zwei Monaten zurücklegen, während vor vierthalbhundert Jahren, als die Schifffahrtskunde auch der Europäer sich noch in der Kindheit befand, ein portugiesisches Fahrzeug mindestens zehn bis zwölf Wochen Zeit gebrauchte, um nur bis ans Vorgebirge der guten Hoffnung zu gelangen. Die Portugiesen bedurften im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts für die Fahrt von Lissabon bis nach Calicut oder Goa nicht weniger als sechs bis acht Monate Zeit, und noch ein Jahrhundert später hielt man es für fabelhaft, daß ein niederländisches Fahrzeug ausnahmsweise einmal in vier Monaten von der Nordsee bis Java gesegelt war. Diese Fahrt gab Veranlassung zu der Sage von dem fliegenden Holländer. Der indirekte Weg, welchen die indischen Waaren über das rothe Meer und Aegypten nahmen, hatte anfangs an und für sich, gegenüber jener wenig vervollkommneten Schifffahrtskunde der Europäer, wenig vom Mitbewerb der atlantischen Seevölker zu besorgen. Diese fanden

an den Windstillen unter dem Aequator, an den Südoststürmen der afrikanischen Westküste, an den heftigen und gegeneinander prallenden Strömungen der Winde und Wellen am Kap, manche Hindernisse, und auf den langwierigen Reisen richtete der Scharbock große Verheerungen unter den Schiffsleuten an. Auf dem indirekten Wege konnten damals die indischen Waaren rascher und billiger nach Europa geschafft werden. Aber Christen und Mohammedaner wetteiferten miteinander in Gewaltthätigkeiten und widersinnigen Maaßregeln, dieser Handelsbahn die alte Bedeutung zu nehmen. Die langen Reibungen und Kämpfe zwischen Kreuz und Halbmond waren in den östlichen Gewässern nicht weniger erbittert und wild als im Mittermeere, und der Fanatismus hatte da wie dort dieselben beklagenswerthen Folgen. Während er Seelen bekehren und für das Paradies gewinnen wollte, schlachtete er Leiber und schuf weit und breit nur Verwüstung.

Der größte Theil der Länder, welche in Asien und Afrika einst den Römern gehorchten, war schon im achten Jahrhundert von den Mohammedanern unterworfen worden. Sie machten sich auch zu Herren von Spanien und Sicilien; im elften Jahrhundert war Pisa ein Haupthafen, wohin die Saracenen fuhren; diese waren die erste Handelsmacht auf dem Mittelmeere, welches ihre Flotten beherrschten. Diese Uebermacht ging während der Kreuzzüge verloren; die Saracenen wurden nach und nach aus den nördlichen Theilen der Thalassa verdrängt, und einige italienische Städte, vor allen Genua und Venedig, rissen den Handel an sich; nun beherrschten sie das Mittelmeer einige Jahrhunderte lang, ohne daß ihnen der Wettbewerb mit Erfolg streitig gemacht werden konnte.

Auch in den Tagen des Mittelalters fand, wie noch heute, unter den vom Senegal bis Indien und China verbreiteten Arabern ein lebhafter Verkehr statt. Das Land im Süden der Pyrenäen war lange im Besitz der Mauren, und von ihnen erhielten die Spanier und Portugiesen genaue Kunde über die Handelswege der Araber im Osten. Als die Mauren auf der pyrenäischen Halbinsel den Waffen der Christen unterlagen und nach Afrika hinübergedrängt wurden, trachteten zuerst die Lusitanier, dann unter Karl dem Fünften auch die Spanier dahin, sich vom Zwischenhandel der Venetianer unabhängig zu machen, und die indischen Erzeugnisse selber zu holen. Columbus dachte nicht daran, eine neue Welt zu entdecken, sondern er wollte auf dem Wege nach Westen hin Indien

suchen. Johann der Zweite von Portugal schickte erst einen Mönch und bald nachher zwei Ritter nach dem Osten, um Indien kennen zu lernen. Die letzteren kamen 1487 bis Aden. Von dort ging der eine, Affonso da Payne, nach Abyssinien, der andere, Pedro Covilhano, schiffte auf einem arabischen Fahrzeuge nach Goa, Calicut und nach Ormus im persischen Meerbusen. Die Rückreise machte er mit dem Nordostmonsun nach dem rothen Meere, und über Kairo kam er nach Europa zurück. Auf diesen Fahrten erwarb er eine umfassende Kunde über die Handelsverhältnisse Indiens, über die Niederlassungen der Araber an der Ostküste von Afrika, und die Verbindungen, welche diese mit der Malabarküste unterhielten. Und von da ab setzten die Portugiesen Alles daran, die Südspitze Afrikas zu umschiffen und auf diesem Wege in die „Gewürzländer" zu gelangen. Seit Vasco da Gama, der acht Monate unterwegs war, ehe er in Mozambique einlief, wo er die ersten Araber traf und von diesen aufangs für einen Türken gehalten wurde, folgten dann die Seezüge der Portugiesen nach den östlichen Gewässern rasch aufeinander, und es begann eine allerdings nur kurze Periode der portugiesischen „Heroenzeit", die aber, ruhig und unbefangen angesehen, ein Zeitalter abscheulicher Barbarei war. Barros hat die allerdings kühnen Thaten seiner Landsleute mit großem Talent geschildert und Camoëns sie poetisch verklärt; aber die nackten Thatsachen sprechen deutlich, und selbst der große Freibeuter Alboquerque klagt über die „grenzenlose Habgier und die Raubsucht" seiner Portugiesen. Bei diesen, die als Eindringlinge und Mitbewerber erschienen, um von den Arabern große Vortheile abzulenken, war der Handelsneid und die Glaubenswuth noch schroffer als bei den Mohammedanern. Gleich in Mozambique verbrannte Gama zwanzig Schiffe, und an der Küste Indiens gerieth er sofort in Zwist mit den Herrschern. Der zweite Schiffszug, welchen die Portugiesen im Jahre 1500 unter Pedro Alvarez Cabral nach Indien aussandten, hatte außer zwölfhundert Kriegern auf zehn Schiffen, schon sechszehn Geistliche an Bord, und den Auftrag, das Christenthum mit Waffengewalt zu verbreiten, während er gegen den Handel der Araber feindselig auftrat und denselben zu zerstören trachtete. Aber schon jetzt zeigen sich die Besorgnisse der Italiener; sie gossen Kanonen für die Araber. Die Portugiesen hatten auf dem Seewege Ingwer, Pfeffer, Zimmt und noch andere indische Waaren nach Europa gebracht; Grund genug, die Eifersucht derer

zu erregen, welche so lange im Besitz des Handels mit jenen Erzeugnissen gewesen waren.

Die Portugiesen legten Faktoreien und Burgen auf der Küste von Malabar und auf den östlichen Gestaden Afrikas an; Vasco da Gama gründete Niederlassungen in Mozambique und Sofala, der König von Kiloa wurde zinspflichtig. Als aber einst ein Portugiese sich zum Islam bekehrt hatte, kaperte der christliche Seemann „zur Sühne für ein solches Verbrechen" ein reichbeladenes, nach Aegypten bestimmtes Schiff und verbrannte es mit seiner gesammten Bemannung. Vor Calicut raubte er malabarische Fahrzeuge, den mohammedanischen Matrosen wurden Hände und Füße abgehauen, und andere Portugiesen veranstalteten gegen Pilgerschiffe, die nach Mekka fuhren, eine wilde Jagd. Der Seeraub wurde bei den Portugiesen zum System, und die Araber waren ihren Feinden zur See auf die Dauer nicht gewachsen. Sie wollten dann ihren Handel weit nach Südosten hin verlegen, nach Ceylon, Malakka und Sumatra; die Folge war aber, daß ihre Nebenbuhler nun auch dorthin drangen, um sie zu vertreiben. Mit dem Erfolg wuchs die Kühnheit der Portugiesen; auch die Handelsstraße über den persischen Meerbusen, welche durch die Euphratländer einestheils über Syrien, anderntheils über das schwarze Meer nach Europa ging, sollte gesperrt werden, und zu diesem Zweck wurde Ormus besetzt und befestigt, während auch die Insel Socotra vor dem Eingange zum rothen Meere in die Gewalt der Portugiesen fiel. Sie waren nun Herren der Fahrbahnen, sie herrschten an manchem Punkte der indischen und afrikanischen Küste, selbst die Straße von Malakka fiel in ihre Gewalt, und nach wenigen Jahren waren sie schon auf den Molukken. Später gingen sie nach China und Japan.

Für ein menschenarmes Land wie Portugal waren diese Besitzungen zu ausgedehnt; man konnte sie wohl erobern, aber nicht behaupten. Auch stand Alles auf Zwang, Gewalt und Ausschließlichkeit. Der kurzen Anspannung aller Kräfte folgte eine Ermattung, die noch heute andauert, und als Brasilien bebaut wurde, zog diese amerikanische Kolonie einen großen Theil der Menschen an, welche Portugal in die Fremde abzugeben hatte. Kein katholisch-romanisches Volk hat verstanden, irgend eine Pflanzung zur Blüthe und zu anhaltendem Gedeihen zu erheben. Was ist von allen Schöpfungen der Portugiesen im Osten übrig geblieben? Von

Mombas und Kiloa, von Maskat bis Goa und Diu, nichts als Verfall und Getrümmer und ein verkommenes Mischlingsgeschlecht! Der Fanatismus und das Schwert sind unfähig, etwas Dauerndes und Gesundes zu schaffen, und von einem sittlichen Elemente sind die Portugiesen bei ihren Eroberungen nicht getragen worden. Ihr „Heroenzeitalter“ ist nichts als ein schauderhaftes und blutiges Zwischenspiel in der Geschichte. Und schon zwei Jahrzehnte nach Vasco da Gamas Auftreten begann im Kleinen der Verfall der portugiesischen Macht; das Meteor sank!

Aber der alte Handelsweg verlor seine Bedeutung und Venedig büßte sein Uebergewicht ein. Er konnte, wie schon hervorgehoben wurde, sehr wohl den Mitbewerb gegen jenen um das Vorgebirge der guten Hoffnung bestehen, allein die kurzsichtigen Türken, welchen Aegypten zur Beute wurde, beschwerten ihn in ganz unverständiger Weise mit hohen Zöllen. Die Venetianer ahneten bald, was ihnen bevorstand, und kühne Staatsmänner drangen darauf, daß von der Lagunenstadt aus Aegypten erobert werden müsse, weil man nur dadurch den Handel mit Indien behaupten könne. Der Portugiese Alboquerque hatte ja dem Kaiser von Abyssinien den Rath gegeben, den Nil ins rothe Meer abzuleiten, damit ganz Aegypten in eine Wüstenei zu verwandeln und dem Handel der Venetianer einen Todesstreich zu versetzen. Gleichzeitig faßte er den Plan, Mekka zu zerstören und alle Pilgerkarawanen und Pilgerschiffe aufzuheben; dann kamen ferner keine indischen Waaren ins rothe Meer und Portugal hatte für sie das Monopol! Aber in Venedig fehlte der Muth, Alles für die Behauptung des indischen Handels zu wagen; man unterstützte zwar erst den Sultan gegen die Portugiesen, suchte aber schon 1521 eine Ausgleichung mit diesen zu treffen, um sich wenigstens einen Antheil am Gewürzhandel zu sichern. Als die Anträge abgelehnt wurden, belegte Venedig die aus Portugal eingeführten Waaren bei sich mit hohen Zöllen, rief dadurch Gegenbedrückungen hervor und schadete nur sich selbst. Seit etwa 1530 sank Venedig auch in Folge unglücklicher Kriege, während zugleich Sultan Soliman der Zweite den ägyptischen Handel bedrückte, weil er Konstantinopel zum einzigen Ausfuhrhafen seines Reiches machen wollte.

Inzwischen entwickelte sich auf der westlichen Erdhalbe das Kolonialwesen. Amerika wurde nach und nach besiedelt, die Pflanzungen gewannen eine immer größere Ausdehnung und lieferten

jene Waaren, welche man früher aus Indien bezogen hatte, in beträchtlicher und steigender Menge. Der Welthandel fing an wesentlich atlantisch zu werden, als man Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo und viele andere Erzeugnisse nicht mehr allein aus Indien zu holen brauchte, sondern vorzugsweise aus den neuen Kolonien bezog. Der Orient trat für Europa immer mehr in den Hintergrund; die Besitzungen im fernen Osten rückten in die zweite Linie zurück. Erst seit den Kämpfen der Engländer und Franzosen um Indien, dem bessern Ausnützen der holländischen Besitzungen, und seitdem der Thee im Handel eine Rolle zu spielen anfängt, gewinnt der Osten wieder eine neue Bedeutung. Siam, Birma, China und Japan sind eröffnet, Australien ist zu einem wichtigen Factor geworden, kein Land an dem ungeheuern Ocean zwischen Asien und Amerika ist für den Verkehr verschlossen, Dampfer fahren um Afrika herum und von Suez bis Yeddo, San Francisco und Panama. Für alle diese östlichen Regionen hat ein neues Leben begonnen; die geschichtliche Entwickelung setzt neue Triebe an. Europa blickt wieder mit gespannter Aufmerksamkeit dorthin, und Nordamerika versorgt die Häfen von Mozambique bis nach Kosseir mit Zeugen aus den Fabriken, die am Merrimac oder am Penobscot Baumwolle aus Alabama am mexikanischen Meerbusen verspinnen und weben. Zugleich ist ein reger Wetteifer entstanden, das Innere Afrikas näher zu erforschen und genaue Kunde über die Gegenden am rothen Meere zu erlangen.

Arabien, von wo aus der Islam ausging, und wo er in der Kaaba zu Mekka seinen Mittelpunkt hat, wird stets das Interesse denkender Menschen in hohem Grade fesseln. Seine Bewohner sind gewissermaßen auf die Grenze zweier Welten gestellt; sie waren stets dem Wandern und der Seefahrt zugethan, und ihre Handelsverbindungen reichten schon vor Jahrhunderten von Siam und China bis an den Niger. In ihrem eigenen Lande reichen die Handelsstädte bis ins hohe Alterthum; das nun von den Engländern besetzte, auf einem ausgebrannten Krater stehende Aden ist, der Sage zufolge, auch das Grab des Brudermörders Kain, und bei Dschidda wird das Grab der Urmutter Eva gezeigt. Oft wurde Aden zerstört und immer hat es sich, seiner günstigen Handelslage wegen, wieder erhoben. In unseren Tagen ist es abermals nicht nur ein Schlüssel zum rothen Meer und indischen Ocean, sondern auch zum Stapelplatz für die Erzeugnisse der gegenüberliegenden

afrikanischen Küste von Suakim im Norden bis Ras Hafun im Süden geworden, und zieht von Mokka einen beträchtlichen Theil des Handels ab. Es hat die Kohlenniederlagen für die großen indischen Dampfer, welche dort anhalten, und ist Zwischenpunkt für den Telegraphen von Suez nach Karratschi an der Mündung des Indus. Noch immer sprechen Pilger dort an, und jeder, der zum heiligen Grabe in Mekka wallfahrtet, ist auf seiner Wanderschaft mehr oder weniger Kaufmann.

Ohne die Kaaba wäre das rothe Meer nicht so lebhaft geworden; die Pilgerkarawanen, schwimmende oder wandernde, waren von je Hauptträger des Handels. Die meisten Pilger landen in Dschidda und bringen Waaren aus ihrer Heimath. Sie kommen selbst aus Singapore und aus Surabaya auf Java. Muselmänner von den Comoroinseln und Magadoscho finden sich in der heiligen Stadt zusammen mit Glaubensbrüdern aus Belgrad an der Donau oder Samarkand, mit solchen vom Benue, der in den Niger mündet, und vom Ganges. Noch heute fahren von den Malediven nach Arabien kleine Schiffe, an denen sich nicht einmal ein eiserner Nagel befindet, denn die Bretter werden mit Riemen verbunden; zum Kalfatern bedient man sich der mit Weihrauch getränkten Baumwolle, und statt des Theers nimmt man Kalk mit Haifischthran, während die Segel durch ausgespannte Matten ersetzt werden. Gegen die Waaren, welche die Pilger bringen, tauschen sie andere ein; zunächst solche, welche als Erinnerung an die heilige Stadt dienen, sodann europäische und nordamerikanische Fabrikate, endlich Pottasche und Salz, Elfenbein und Gummi, Sennesblätter und Krapp, getrocknete Fische und Haifischflossen, Butter und Kaffee und noch manches Andere.

Am rothen Meere berühren sich vier oder fünf verschiedene Handelsgebiete. Das ägytische hat die beiden Häfen Suez und Kosseir; für jenes des Hedschas in Arabien bildet Mekka den Mittelpunkt; seine drei Häfen sind Jambo, Dschidda und Mekka, während für das Gebiet von Yemen, also der weiter südlich liegenden Strecke, für die Kaffeeregion von Zebith und Saua, die Hafenplätze Loheia, Hodeida, Mokka und Aden den Handel vermitteln. Für Nordabyssinien sind Suakin und Massawah die Seehäfen; für Ankober und für Härrär, die Plätze Tadschurra, Zeyla und Berbera.

Ich habe diese Handelsverhältnisse erörtert, weil Richard Burton auf dieselben nicht ausführlicher eingeht. Dieser britische

Offizier ist ein ganz ausgezeichneter Reisender, mit reichen Kenntnissen ausgestattet, ein Mann voll Muth und Ausdauer, und von eben so feiner als scharfer Beobachtungsgabe. Dabei hat er ein bewunderswürdiges Talent der Darstellung; er schildert Alles, was er sah, ungemein klar und lebendig. Seit länger als zwölf Jahren ist er ununterbrochen thätig um die Länder- und Völkerkunde zu bereichern. Die Ergebnisse seines Aufenthaltes am Indus und an der Malabarküste hat er in zwei früheren Werken mitgetheilt. Im Jahre 1853 unternahm er dann das große Wagniß, als mohammedanischer Pilger verkleidet, die heiligen Städte der Mohammedaner und das Grab des Propheten zu besuchen. Er erzählt Alles, was er in Arabien gesehen und erlebt, in der Personal narrative of a pilgrimage to El Medinah and Meccah. By Richard F. Burton, Captain Bombay Army. London 1857, zweite Auflage, zwei Bände XVI und 418; VI und 422 Seiten.

Bald nachher trat er eine zweite nicht minder gefährliche Reise durch das Somaliland nach Härrär in Ostafrika an; jener Stadt eines mohammedanischen Herrschers, über welchen wir früher nur ganz unbestimmte Nachrichten hatten; sie war gleichsam in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt, ihre geographische Lage war nicht einmal genau bestimmt, und kein Europäer hatte sie besucht, obwohl der Weg von der Küste bis Härrär nur wenige Tagereisen beträgt. Man wußte, daß diese Stadt einen Stapelplatz für den Kaffee bildete, welchen die Gallas bauen, und daß derselbe von besserer Beschaffenheit sei, als jener von Mokka. Es war bekannt, daß arabische Kaufleute dorthin Datteln, Tabak und persische Manufacturen brachten, um dafür Saflor und Sklaven einzutauschen. Ein Araber aus Algerien hatte berichtet, Härrär habe eine Lage wie Constantine, und zähle etwa zwanzigtausend Einwohner, von denen viele eine eigenthümliche Sprache, das Härräri, reden; die Zibethkatze werde als Hausthier gezogen, und der Handel mit Elfenbein sei ein Monopol des Herrschers, der keine weißen Leute zulasse und den Franken abgeneigt sei. Zwei Missionaire, die 1837 von Zeyla über Härrär nach Ankober in Abyssinien reisen wollten, wies er zurück; und auch Cruttenden, der 1841 die Reise zu versuchen gedachte, erhielt den Bescheid: jeder Franke, welcher Härrär betrete, sollte getödtet werden. Trotzdem wagte Burton das Unternehmen, und es gelang. Seine Reise hat er in den First footsteps in East Africa, or an exploration of Harar, by Richard F. Burton,

London 1856, XLII und 648 Seiten ungemein anziehend beschrieben.

In dem vorliegenden Bande ist der Inhalt beider Werke im Wesentlichen mitgetheilt worden. Die wissenschaftliche Unterlage wurde streng festgehalten und Manches aus Burtons Anmerkungen in den Text verwebt. Ein näheres Eingehen auf den gelehrten Theil des Inhalts, zum Beispiel auf Alterthümer und Linguistik, erschien mit dem Zwecke dieser Bearbeitung nicht vereinbar. Bei ihr kam es darauf an, der tüchtigen und anziehenden Persönlichkeit des Verfassers ihr volles Recht zu lassen, und jenen Freunden der Länder- und Völkerkunde, welchen die englischen Ausgaben nicht zugängig sind, die Ergebnisse von Burtons Wanderungen, Forschungen und Beobachtungen in Arabien, dem Lande der Somal, und in Härrär zugängig zu machen.

Der zweite Band wird in ähnlicher Weise die neuen Entdeckungen im äquatorialen Ostafrika, welche wir Reisenden aus Deutschland und England verdanken, und welche die allgemeine Theilnahme in so hohem Grade in Anspruch nehmen, übersichtlich und zusammenfassend schildern.

Leipzig, 1. Juni 1860.

Karl Andree.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Zweite Abtheilung.

I.

Richard Burton's Reise

von

Aegypten nach Medina und Mekka.

Erstes Kapitel.

Der Aufenthalt in Kairo. — Der Ramadan.

Am vierten April des Jahres 1853 ging ein vornehmer Perser, der am Abend vorher aus London nach Southampton gekommen war, an Bord des Dampfers Bengal, welcher zur Abfahrt nach Aegypten bereit lag. Er war ein noch junger Mann mit gebräuntem Antlitz, regelmäßigen aber scharf geschnittenen Zügen und ernstem Gesichtsausdrucke. Die Reise nach Alexandria dauerte volle dreizehn Tage und während dieser Zeit hielt sich der „persische Prinz“ von seinen abendländischen Reisegefährten fern, vielleicht weil es ihm schwer wurde sich geläufig im Englischen auszudrücken. Als er in der Stadt, welche nach dem großen Könige der Macedonier benannt wird, an's Land gestiegen war, schritt er langsam und mit Würde durch die neugierige Menge und sprach halblaut: Alhamdulillah! Ruhm sei Allah, dem Herrn der (drei) Welten! So ruft jeder ächte Muselmann, wenn er irgend ein wichtiges Unternehmen zu Ende geführt hat. Die Umstehenden hörten das fromme Wort und raunten einander zu: „Er ist ein Gläubiger!“ Diese Eigenschaft überhob ihn auch der Zudringlichkeiten, Belästigungen und Schimpfreden, mit welchen die arabische Jugend der Stadt so freigebig gegen alle europäisch gekleideten Menschen zu sein pflegt, aber das verhängnißvolle „Backschisch“, „gieb mir etwas“, blieb auch ihm nicht erspart. Doch der ernsthafte Mann

entgegnete auf diese Zumuthung kalt und trocken nur ein „Mafisch!“ das heißt, ich gebe nichts, und stieg majestätisch in einen Wagen, der für ihn bereit stand; er fuhr nach dem Hause eines reichen englischen Kaufmannes, der ihm eine Wohnung zur Verfügung stellte.

Die zahlreiche Hausdienerschaft bestand zumeist aus strenggläubigen Arabern, welche durch die Frömmigkeit und das ernste Benehmen des Persers sehr erbaut waren. Freilich war er nur ein Adschemi, ein Anhänger Ali's, also nicht nicht ein Sunnit, sondern ein Schiit, und sein Glaube konnte, wie die Araber meinten, mit dem ihrigen gar keinen Vergleich aushalten; indessen schienen sie doch geneigt, diesen Perser für ein klein wenig mehr als nichts zu halten. Freilich wollte doch ein armenischer Dolmetscher, gleich den meisten seiner Landsleute im Spioniren unermüdlich, an Abdallah Mirza allerlei Verdächtiges bemerkt haben, und äußerte gegen die Dienerschaft, daß es mit der Frömmigkeit des Persers wohl nicht ganz richtig bestellt sein möge; aber der Dragoman war ja ein Ungläubiger, auf dessen üble Nachreden kein Muselmann Gewicht legen durfte. Und dennoch hatte der Armenier den richtigen Treffer gehabt, denn der angebliche Mirza war Niemand anders, als ein junger Officier im Dienste der indischen Compagnie, der muthige Lieutenant Burton. Er hatte, im Vertrauen auf seine gründliche Kenntniß morgenländischer Sprachen, Sitten und Gebräuche, das Wagstück unternommen, auf jede Gefahr hin Medina und Mekka zu besuchen, jene heiligen Stätten des Islam, welche seit einigen Jahrhunderten von keinem christlichen Europäer besucht worden waren. Nur Burckhardt hatte sie gesehen; aber dieser Reisende war damals krank, wurde ängstlich überwacht, konnte seine Beobachtungen nur in beschränktem Umfange anstellen und durfte weder Karten noch Pläne oder Ansichten zeichnen.

Anfangs war es Burton's Absicht, zu Maskat an der Südostküste Arabiens zu landen und von dort nach Westen hin durch die Wüste bis zu den heiligen Städten zu reisen. Er hätte dann Gegenden kennen gelernt, von denen wir nur wenig wissen, und sowohl die Erd- und Völkerkunde wie jene der Handelsverhältnisse im Innern Arabiens würden durch ihn wesentlich bereichert worden sein. Aber die Directoren der ostindischen Compagnie fanden die Ausführung dieses allerdings kühnen Planes viel zu gefährlich und gewagt und

verweigerten ihre Einwilligung. Burton erhielt nur auf ein Jahr Urlaub und sollte im April 1854 wieder in Bombay eintreffen. Deshalb sah er sich genöthigt, seine Reise auf das arabische Gestadeland an der östlichen Seite des rothen Meeres, auf das sogenannte Hedschás, zu beschränken. Auf keinen Fall durfte er für einen Christen gelten, sondern mußte nothwendig als Muselmann auftreten. Es war also klug, daß er gleich in London die Kleidung anlegte, mit welcher er sich in Arabien sehen lassen wollte. Im Orient, wo es überall müßige und neugierige Leute giebt und die Gerüchte sich wunderbar schnell von einer Stadt zur andern verbreiten, konnte auch die geringste Unvorsichtigkeit, welche Burton etwa in Alexandria oder Kairo beging, in Medina oder Mekka von verhängnißvollen Folgen sein und die größte Gefahr bringen. Deshalb legte er sich den Zwang auf, unterwegs mit keinem Europäer zu verkehren; nur allein der Kaufmann, in dessen Hause er wohnte, wußte um das Geheimniß.

Burton verweilte längere Zeit in Alexandria, um seine Erinnerungen an den Orient wieder aufzufrischen und alle Vorschriften und Gebräuche des Islam so genau zu kennen und ihnen so nachzuleben, wie ein ächter Muselmann. Er nahm Unterricht bei einem Scheich, studirte mit ihm den Koran, disputirte über theologische Angelegenheiten, vervollkommnete sich in den Reinigungen, Abwaschungen und Verbeugungen. Während seiner Mußestunden besuchte er die Moscheen und Bäder, Kaffeehäuser und Bazare, überhaupt alle öffentlichen Orte und beobachtete das Leben und Treiben der Gläubigen. Auch finden wir ihn nicht selten in den Waarenläden der Kaufleute, wo er Tabak raucht, Kaffee trinkt und seinen Rosenkranz betet; überhaupt lag ihm daran, den Leuten zu zeigen, daß er nicht zu den abhängigen Menschen gehöre, sondern Herr seiner Zeit sei.

Es ist keine leichte Aufgabe, mit allen Förmlichkeiten des morgenländischen Lebens ganz genau vertraut zu werden; wir Europäer machen uns nur schwer eine deutliche Vorstellung von den vielen Einzelnheiten und Kleinigkeiten, auf welche der strenge Muselmann großes Gewicht legt. Wir wollen nur ein Beispiel anführen, das von Burton selbst hervorgehoben wird. Es handelt sich darum, ein Glas Wasser zu trinken. Für einen Europäer ist das ein höchst einfaches Ding, aber bei einem Mohammedaner kommen dabei

nicht weniger als fünf Vorschriften in Betracht. Zuerst muß der Gläubige das Glas oder den Becher so fest packen, als wolle er seinem Todfeinde mit den Fäusten die Kehle abdrücken. Bevor er dann das Getränk an seine Lippen bringt, hat er zu sprechen: „Im Namen Allah's, des gütigen und barmherzigen.“ Drittens: er muß den Becher ohne abzusetzen austrinken und dann ein Gemurmel hören lassen, durch welches er sein Wohlgefallen zu erkennen giebt. Bevor er den Becher niedersetzt, hat er auszurufen: „Gelobt sei Allah!“ und man begreift diesen Ausdruck des Dankgefühls sehr wohl, wenn man in der heißen Wüste so glücklich ist, einen Trunk frischen Wassers genießen zu können. Wenn, fünftens, irgend ein Reisegefährte oder ein beliebiger Mann die Worte: „Vergnügen und Gesundheit“ ausspricht, also etwa unser: „Wohl bekomm's“, dann hat man zu entgegnen: „Möge Allah Dir dieses Vergnügen gewähren!“ Uebrigens sind das bei weitem noch nicht alle Vorschriften, die man beim Trinken zu beobachten hat.

Nach einem etwa vierwöchentlichen Aufenthalte in Alexandria rüstete sich Burton zur Abreise nach Kairo. Als Perser durfte er natürlich die Verwendung und den Schutz des englischen Consuls nicht in Anspruch nehmen, sondern mußte sich von den ägyptischen Behörden einen Paß erwirken, welchen er dann auch nach vielen Plackereien von einem habgierigen Beamten erhielt. Der Reisende hatte nämlich den stolzen Titel eines Prinzen abgelegt, und sich in einen bescheidenen Derwisch verwandelt. Seiner Angabe zufolge war er längere Zeit im Lande der Franken zu dem Zwecke gewesen, sich in der Arzneikunde auszubilden, und jetzt hieß er nicht mehr Abdallah Mirza, sondern er war der arme Scheich Abdallah, ein Hekim, das heißt ein Arzt, welcher ergebenst um Erlaubniß bat, auf seiner Pilgerfahrt nach den heiligen Städten durch Aegypten reisen zu dürfen.

Es war klug, die Rolle eines Derwisches zu spielen. Burton sagt: Ein ehrwürdiger Mann hatte mich schon vor längerer Zeit in den Chadirigeh-Orden eingeweiht, und mir den hochtönenden Namen Bismillah Schah, König im Namen Gottes, gegeben; nachdem ich alle Proben bestanden, erhob er mich zu der Würde eines Murschid, so daß ich nun auch meinerseits Muriden, Schüler, annehmen konnte. In muselmännischen Ländern ist es sehr bequem, ein Derwisch zu sein; und deshalb nehmen Leute jeden Standes und Alters diesen Charakter an. Der Vornehme, der bei Hofe in

Ungnade gefallen ist, der lebensmüde Reiche, der Arme, welcher betteln will, wird Derwisch. Ein solcher braucht sich um gute Sitte und Höflichkeit nicht zu kümmern, er mag beten oder nicht beten, eine Frau nehmen oder unverheirathet bleiben, im Prunkgewand oder in armseliger Kleidung einhergehen, es ist alles einerlei. Er ist ein privilegirter Landstreicher, und je hochmüthiger und unverschämter er sich geberdet, um so mehr wird er respectirt und sein Ansehen steigt noch, wenn er Quacksalberei treibt.

Auf dem Dampfer, welcher nach Kairo fuhr, befand sich eine Menge von Leuten aus verschiedenen orientalischen Völkerschaften, und an Stoff zu interessanten Beobachtungen fehlte es nicht. Aber der arme Pilger hatte auch allerlei Drangsale zu erleiden, weil er ein Schismatiker, ein Schiit, war, und mehr als einmal mußte er seine Hand an den Dolch legen, um zudringliche Menschen abzuwehren. Uebrigens traf er mit einem Kaufmanne zusammen, den er schon in Alexandria kennen gelernt hatte. Dieser Aegypter war durch vieljährigen Verkehr mit Europäern sehr duldsam geworden, und glaubte nur an Gott und Mohammed, ohne auf das Beiwerk und die vielen Nebendinge im Islam Gewicht zu legen. Aeußerlich trat freilich Hadschi Wali als ein strenger Muselmann auf, innerlich hatte er sich, wie gesagt, ziemlich frei gemacht, und Burton konnte sich eines solchen Gefährten nur freuen. Auch bezog er mit ihm in Kairo ein und dasselbe Haus.

Eines Tages äußerte Hadschi Wali im vertraulichen Gespräche Folgendes: „Vernimm, was ich Dir wohlmeinend rathe. Bleibst Du dabei, als ein Adschemi zu reisen, so geräthst Du ganz gewiß in viele Verlegenheiten. In Aegypten wirst Du mit Schimpfreden überhäuft und in Arabien wird man Dich prügeln, weil Du ein Schismatiker bist. Alles, was Du kaufst oder verlangst, mußt Du doppelt und dreifach bezahlen, und wirst Du krank, so leistet Dir Niemand Hülfe; Du kannst dann irgendwo am Wege elend sterben.“ Nach langer Berathung mit Hadschi Wali, der es gut meinte, faßte Burton den Entschluß, den Perser fallen zu lassen und sich in einen Afghanen zu verwandeln. Diese neue Rolle war zweckmäßig ausgewählt. Der Derwisch konnte neugierigen Leuten sagen, seine Aeltern hätten sich in Indien niedergelassen, wo er geboren sei, aber schon in früher Jugend wäre er nach Ranguhn in Birma gebracht und dort erzogen worden; afghanischem Brauche gemäß sei er dann weit und breit umhergewandert. „So war ich völlig

gedeckt, Niemand konnte mich erkennen und ich brauchte nicht zu besorgen, daß irgend ein unbequemer Landsmann mir Verlegenheit bereiten würde. Meine genaue Kenntniß des Persischen, Arabischen und Hindustanischen machte es mir möglich, meine neue Rolle unter allen Umständen durchzuführen. Darauf kam allerdings viel an, denn im Morgenlande wird, gleichviel ob in der Moschee, im Kaufmannsladen oder auf dem Kameel, an den Fremden sehr bald die Frage gerichtet: „Wie heißt Du und woher kommst Du?" Ich nahm also das geschmeidige und höfliche Wesen eines indischen Arztes an und trug die bescheidene Kleidung eines schlichten Effendi (Gelehrten); dabei gab ich mich jedoch forwährend für einen Derwisch aus, und besuchte die Orte, an welchen die Derwische sich versammeln. Hadschi Wali äußerte: „Diese ehrwürdigen Männer kümmern sich nicht um Politik oder überhaupt um Angelegenheiten, welchen Du Deine Theilnahme schenkst; allein es kann nicht schaden, daß Du als Derwisch auftrittst. Wenn Dich die Leute fragen, weshalb Du Deine Pilgerreise machst, so mußt Du ihnen sagen, daß ein Gelübde Dich dazu verpflichte. Dadurch kannst Du sie auch glauben machen, Du seiest ein Mann von Stand unter einer Wolke, und vielleicht erweisen sie Dir dann mehr Ehre, als Du wirklich verdienst." Bei diesen letzten Worten lächelte Hadschi Wali, aber sein Rath war gut, und ich habe es nicht zu bereuen gehabt, daß ich ihn befolgte."

Der afghanische Derwisch setzte in Kairo seine islamitischen Studien fort. An einem Doctor aus Indien erschien es sehr begreiflich, daß er den dringenden Wunsch hatte, sich in der Kenntniß göttlicher Dinge zu vervollkommnen und die Aussprache des Arabischen ganz genau kennen zu lernen; denn ist nicht in ihr der Koran verfaßt worden? Hat nicht der Engel Gabriel sie gesprochen, wenn er dem Propheten Mittheilungen machte? Burton nahm also Unterricht bei einem Scheich, und wählte den Lehrer unter den Anhängern jener der vier rechtgläubigen Schulen, die in ihren Gebräuchen am wenigsten streng ist. Dieser Mann war Scheich Mohammed, el Attar, das heißt: der Kräuterhändler. Einst hatte sich dieser vielbelesene Greis in sehr blühenden Verhältnissen befunden, als er noch Prediger in einer der Moscheen des Vicekönigs Mehemed Ali war. Der Nachfolger desselben hatte ihn verabschiedet, und so war ihm kein anderer Ausweg geblieben, als einen Kräuterladen zu eröffnen.

Burton entwirft von seinem Verkehr mit diesem Gelehrten eine höchst ergötzliche Schilderung. Die kleine Bude meines Scheich Mohammed, schreibt er, kann als ein wahres Muster von der Betriebsamkeit der Leute am Nil gelten. Sie bildet einen Verschlag von etwa fünf Fuß Breite und mag eben so tief sein; sie ist in der Mauer eines Hauses angebracht und durch einen Bretterverschlag in zwei Abtheilungen gesondert. Die innere enthält das Waarenlager, und ich sehe dort eine Menge leerer Körbe, welche auf dem staubigen Boden umherliegen. In der vordern Abtheilung liegen und stehen alle für den Verkauf bestimmten Gegenstände ohne Ordnung durcheinander. Hier eine Matte, auf welcher persischer Tabak ausgebreitet ist, dort Gefäße mit Pfeifen; ein Korb aus Palmblättern mit schlechten Kaffeebohnen und brauner Zucker in gleichfalls braunes Papier geschlagen. Auf dem Auslegebrette der Bude sehe ich hölzerne, schon etwas abgegriffene Büchsen mit allerlei Kräutern und Apothekerwaaren. Sie tragen alle eine Aufschrift, welcher jedoch der Inhalt nicht immer entspricht; denn ich finde Pfeffer in der Rhabarberbüchse, Arsenik statt des Schmirgels und so weiter. In einer sorgfältig angeketteten Schublade liegen einige kleine Münzen, beschädigte Parfumerien, schlechter Spießglanz zum Färben der Augenbrauen und rothe Schminke, die auch nicht viel besser ist. Ich gewahre ferner ein Paar alter verrosteter Waagschaalen; sie sind so mangelhaft, daß selbst die käufliche ägyptische Justiz sich ein Gewissen daraus machen würde, nach ihnen abzuwägen. Auf den Nägeln an der Vorderseite der Bude liegen Pfeifenröhre von Rosenholz, hängen Talglichter, Wachsstöcke und Bündelchen Papiercigarren, aber Alles ist dick mit Staub überzogen. Von einer mit Glasfenstern versehenen Thür ist natürlich gar keine Rede; statt ihrer hat mein Scheich einen durchlöcherten Vorhang, welcher den drinnen sitzenden Kaufmann vor Fliegen und die Waare vor Dieben schützen soll. Denn der Scheich kann nicht aufpassen, wenn er sich in die benachbarte Moschee zum Gebete begeben hat, und dieses Ya sin versäumt er nicht. Ich sehe weiter eine große hölzerne Fallklappe, die bei Tage in die Höhe geschlagen und Abends niedergelassen wird. Vor der Bude stehen zwei gepolsterte Schemel, die von Flöhen wimmeln. Früher hatten die Kaufleute vor ihren Buden oder Läden eine Mastaba, das heißt eine Bank, auf welcher die Kunden Platz nahmen und sich unter-

hielten; aber weil dadurch die Straßen verengt wurden, befahl Mehemed Ali, diese Bänke fortzunehmen.

So ist die Bude beschaffen, in welcher mein würdiger Lehrer seine Tage verlebt. Dort sitzt er, wenn er nicht gerade liegt um zu schlafen, und ich glaube, daß er fast den ganzen Tag sich den Süßigkeiten des Schlummers hingiebt. Der kleine Mann ist ein Greis von etwa sechszig Jahren, mager und bleich; doch sieht man in seinem Antlitze noch jetzt Spuren, welche darauf hindeuten, daß es einst hübsch und regelmäßig gewesen. Er scheert sein Haupt; in seinen Wangen ziehen sich Falten nach unten, und seine Augen triefen etwas. Der graue Bart kennt weder Kamm noch Pommade; der nun gebräunte Turban läßt kaum ahnen, daß er jemals weiß gewesen, und die Kleider zeigen verschiedene Löcher. Der Islam befiehlt den Gläubigen mehr als eine Abwaschung an jedem Tage, und mein Scheich ist ein gläubiger Mann; trotzdem hat er ein schmutziges Gesicht und seine Hände sind gleichfalls nicht sauber. Oft kommen Kinder, um etwas Pfeffer und Zucker zu holen, und stets behandelt er sie sehr grob und hochmüthig. Er steht nicht gern auf, sondern dreht sich mit wunderbarer Gewandtheit auf seinem Sitzfleisch rund um, wenn er aus einem Fache etwas hervorlangen muß, das im Bereich seiner Arme und Hände steht oder liegt. Seine religiösen Kniebeugungen und das Neigen und Bücken bewerkstelligt er auf einem Teppich, der keine Elle in's Gevierte hat und so klein ist, daß kaum ein Kind sich darauf ausstrecken könnte. Vom Handel versteht er nicht viel, und das hat er mir selbst gesagt; die beiden Schemel vor der Bude sind gewöhnlich unbesetzt. Er ist ungemein vergnügt, wenn ich gegen Abend mit Hadschi Wali bei ihm erscheine; wir setzen uns dann zu ihm, und er ist uns behülflich, die Pfeifen anzubrennen. Wir lassen Kaffee holen, und stets dringt er in uns, denselben mit dem obenerwähnten braunen Zucker zu versüßen. Unsere Gespräche machen ihn aufgeräumt und er wird sehr redselig; manchmal kommt ein Witz heraus oder er erzählt Schnurren. Gewöhnlich bringen wir ihn auf seine Jugendzeit und seine Studentenjahre und allemal erfahren wir die schon oft vernommene Neuigkeit, daß er damals der Lieblingsschüler des großen und heiligen Scheichs Abd ül Rahman gewesen sei, während der nicht minder berühmte und eben so heilige Scheich Naffreddin ihn gar nicht habe ausstehen können. Er erzählt die höchst denkwürdige Geschichte, wie dieser Lehrer, welchem

er einmal widersprach, ihn eingesperrt und dann zornig ausgerufen habe: Du bist ein höchst unverschämter Mensch! — Dann und wann bringen wir eine dogmatische Frage vor, scherzen über sein vieles Schlafen und sagen ihm schöne Dinge über die Ehrwürdigkeit seines Alters; zum Beispiel: Das Wasser, welches durch Deine Finger fließt, ist so rein, wie jenes aus dem Brunnen Zemzem; oder: Wir sind zu Dir gekommen, um würdig zu werden, daß unsere Unternehmungen durch die Segnungen des Weisen geweiht werden.

Manchmal bewegen wir ihn, mit uns ein Hammam, ein öffentliches Bad, zu besuchen. Diese Anstalten sind Stiftungen frommer Leute und man zahlt für ein Bad ganz nach Belieben. Unser Scheich gab immer nur eine kleine Münze und zankte mit den Leuten. Ueberhaupt hatte er keinen Freund; wir waren so ziemlich die Einzigen, welche ihm Besuche machten und mit ihm verkehrten. Der einst wohlhabende Mann war nun als Greis völlig verlassen, und ich sah jedesmal, wenn ich zur Unterrichtsstunde kam, wie erfreut er war, daß ich mich einfand. Er ließ mich lesen, trug mir dann etwas vor, und begann jedesmal mit den Worten: „Aywa, Aywa, Aywa! (ja, bei Allah!) Wir suchen Schutz bei Allah gegen den bösen Geist. Im Namen Allahs, des gütigen und barmherzigen, und bei dem Segen Allahs über unsern Herrn Mohammed, über dessen Familie, Freunde und All und Jeden! So steht es in der Schrift, welche Allah segnet, in der zweiten Abtheilung des ersten Abschnitts.“ Er wird allemal ungeduldig und hänselt mich ganz unbarmherzig, wenn ich über irgend eine grammatische oder theologische Frage eine abweichende Meinung geltend zu machen suche; er sagt dann: „Ei, Allah sei gelobt und gepriesen, daß er solch ein Wunder von Gelehrsamkeit, wie Du bist, in die Welt gesetzt hat! Nun, wenn Du recht hast, so mache Deinen Turban größer, und kümmere Dich nicht mehr um Arzeneien, denn glaube es mir, Abdallah, es ist viel ersprießlicher, die Seele der Menschen zu erquicken, als ihren Leib zu zerstören.“

Manchmal ziehe ich mein Notizenbuch hervor und schreibe etwas hinein; dann sagt er wohl: „Du schreibst ja immer, wackerer Mann! Das ist eine ganz abscheuliche Angewöhnung; Du hast sie Dir wohl im Lande der Franken angeeignet? Fühle Reue deshalb!“ Nicht selten tadelt er mich, daß ich für meinen ärztlichen Rath kein Geld nehme. „Du hast zwei Diener zu ernähren, mein

Sohn. Kein ägyptischer Arzt schreibt auch nur ein A oder B, ohne sich dafür bezahlen zu lassen. Schämst Du Dich etwa davor? Nun, dann geh lieber in's Gebirge und sage bei Tag und Nacht Deine Gebete her wie ein Einsiedler." Auch um meine Ausgaben kümmert er sich. „Gestern hat Dir Dein Diener zwei Pfund Fleisch angerechnet. Was soll das heißen? Ya hu! Wirst Du niemals beten: Allah, bewahre mich vor Verschwendung?"

Es ermüdet ihn, wenn er sich längere Zeit ununterbrochen über ernste und wissenschaftliche Gegenstände unterhalten soll; deshalb wirft er häufig ganz fremdartige Bemerkungen in seinen Vortrag, zum Beispiel in folgender Weise: „Du hast nun vernommen, daß es sieben verschiedene Arten Wasser zur Reinigung giebt. Daraus folgt dann: — — hast Du eine Frau? — Nein. — Nun, junger Mann, so kaufe Dir eine Sklavin. Deine Aufführung verdient den strengsten Tadel, und die Männer werden mit vollem Rechte von Dir sagen: Reue, Reue, ich flüchte mich zu Allah;*) sie werden sagen, daß Du nach den Frauen anderer Muselmänner ein Begehren trägst." Manchmal hält er bei einer schwierigen Stelle inne, liest dieselbe ganz mechanisch wohl ein halbes Dutzend mal hintereinander, geberdet sich wie ein Schüler, der sich nicht zurecht finden kann, und wagt sich dann endlich mit einer offenbar unstatthaften Erklärung hervor. Dann werde ich meinerseits ungeduldig und spreche mit erhobener Stimme: „Es ist wahr und gewiß, daß Kraft und Gelehrsamkeit nur allein bei Allah zu finden ist, dem Allerhöchsten und Allmächtigen." Dann sieht er mich starr an und murmelt: „Junger Mann, fürchte Allah!"

Burton war kurz vor dem Eintritt des Ramadan, der Fastenzeit der Muselmänner, in Kairo eingetroffen und mußte natürlich alle dabei üblichen Gebräuche mitmachen, um seinen Charakter eines streng Gläubigen aufrecht zu erhalten. Seine Schilderung über das Leben und Treiben der Muselmänner während dieser Wochen ist meisterhaft.

Der Ramadan fiel diesmal in den Juni, in die heiße Jahreszeit, und deshalb war der heilige Monat eine wahre Plage. Wir durften sechzehn Stunden lang weder essen noch trinken, weder rauchen noch schnupfen und nicht einmal unsern Speichel verschlucken,

*) Eine religiöse Formel, welche ein frommer Mann gebraucht, wenn er nicht umhin kann, irgend einer schimpflichen Sache zu erwähnen.

es sei denn wider Willen. Diese Gebote sind nicht etwa ein leeres Wort. Zwar werden sie von vornehmen Türken, die sich in abgelegene Zimmer zurückziehen, keineswegs selten übertreten, und das läßt man ihnen hingehen, aber jede öffentliche Richtachtung der Vorschriften würde Anstoß erregen und mit der größten Strenge beurtheilt werden. Die Mittelklasse und das Volk überhaupt erfüllt mit strenger Gewissenhaftigkeit alle Verpflichtungen, welche der Ramadan dem Gläubigen auferlegt. Ich hatte sehr viele Kranke zu besorgen und alle litten durch das Fasten sehr schwer, mir ist aber nicht ein einziger vorgekommen, der dasselbe brechen wollte, und hätte er auch durch Uebertretung der Gebote sein Leben retten können. Selbst jene Leute aus den unteren Klassen, welche das ganze Jahr hindurch unregelmäßig leben und geistiger Getränke sich nicht enthalten, sind während des Ramadan andächtig und fasten gewissenhaft.

Man kann in Italien und Griechenland beobachten, daß während der Fasten die Menschen gereizt, heftig, empfindlich werden, und dasselbe ist bei den Muselmännern der Fall. Ihre Stimme ist niemals sanft und weich; jetzt aber hat sie etwas eigenthümlich hartes und kreischendes, besonders am Abend. Das Gesetz verbietet dem Gläubigen während des Ramadan jeden Streit, jedes beleidigende Wort; nichtsdestoweniger fluchen und schimpfen die Männer und suchen eine Art von Trost und Erleichterung darin, daß sie ihre Frauen prügeln. Diese halten sich an den Kindern schadlos, welche ihrerseits auf Katzen und Hunde losschlagen. Man hört in den dichtbevölkerten Stadttheilen heftigen Zank, und die Wachthäuser der Polizei sind mit Männern angefüllt, welche ihre schwächere Ehehälfte doch gar zu arg geschlagen, oder mit Frauen, die gekratzt oder gebissen haben. In den Moscheen drängen sich mürrische Leute, die da kamen, um sich Bahn zum himmlischen Paradiese zu brechen, aber auf Erden sich ganz unausstehlich machen. Ganze Rotten von Knaben drängen sich in's Heiligthum, verüben Unfug, werden vor die Thür geworfen und machen sich nun draußen in höchstem Grade unnütz. In den Bazaren und auf den Gassen gewahrt man nur bleiche, abgemüdete Gesichter, denen man sofort die Ungeduld und die üble Laune anmerkt, denn sie sehen einen an, als ob sie schon durch den bloßen Blick beleidigen wollen. Die Kaufleute kümmern sich nicht um den Handel, die Schüler nicht um die Bücher; bei manchen Berufsklassen nimmt der Ramadan

den zwölften Theil der Jahresarbeit hinweg, und sie verdienen während der ganzen Fastenzeit gar nichts.

Mit einem Fasttage verhält es sich in folgender Weise. Eine Stunde nach Mitternacht verkündigt ein Kanonenschuß von der Citadelle herab den Gläubigen, daß die Zeit da sei, in welcher man sich zum Frühmahle, Sahur, rüstet. Mein Diener weckt mich, bringt Wasser, damit ich die vorgeschriebenen Waschungen vornehmen kann, und breitet vor mir den Sufrah aus, ein Tischtuch von gegerbtem Leder, auf welches er Alles stellt, was vom Abend vorher an Speisen übrig geblieben. Der Magen gewöhnt sich nur langsam an die Aufnahme von Speisen in so zeitiger Stunde, aber er gewöhnt sich doch, und ohnehin wird es durch Rücksicht auf die Gesundheit erfordert, daß man so stark als möglich frühstücke. Nachdem dies geschehen, kommt der Salam, welcher Bitten an Gott enthält, damit dieser den Propheten segne; er ist ein Vorspiel für das eigentliche Morgengebet. Inzwischen rauche ich zwei Stunden lang, bis die Kanone abermals erdröhnt und den Insak verkündigt, das Gebot, welches dem Gläubigen untersagt, irgend welche Nahrung zu sich zu nehmen. Ich lege die Pfeife so betrübt zur Seite, als ob ich mich von einem alten Freunde trennen müßte, und warte nun auf den Azan, den Ruf zum Gebet, welcher während des Ramadan etwas früher als gewöhnlich vernommen wird. Nachdem ich dann den Niyat vorgenommen habe (eine Feierlichkeit, durch welche man sich auf das Fasten vorbereitet), spreche ich mein Gebet und lege mich zum Schlafen nieder. Für die arbeitenden Klassen beginnt der Geschäftstag um sieben Uhr Morgens, während der wohlhabende Mann bis Mittag schlummert.

Gleich nachdem man erwacht und aufgestanden ist, verrichtet man den Wuzu, eine Abwaschung, die nur dann gültig ist, wenn man sie in geneigter Stellung vornimmt. Wer das letztere versäumt, darf, streng genommen, weder beten, noch in eine Moschee treten oder einem Priester nahe kommen; eben so wenig darf er den Koran berühren. Ich richte mich streng nach der Vorschrift, und empfange dann den Besuch armer Kranken, deren ausführliche Leidensgeschichte ich geduldig anhöre; nachdem ich Arzenei verordnet

*) Sufrah ist eigentlich ein Stück gut gegerbten Leders, gewöhnlich gelb mit schwarzem Rande, rund, mit einigen Taschen für Messer und Löffel. Man kann das Ganze zuschnüren wie einen Beutel und thut Lebensmittel hinein. Bildlich bedeutet das Wort die Mahlzeit.

habe, entfernen sie sich. Um neun Uhr erscheint Scheich Mohammed in meiner Wohnung oder ich treffe ihn wohl auch unterwegs und wir gehen dann in die große El Azhar-Moschee. Nach dreistündigem ununterbrochenen Lesen, das ungemein langweilig und abspannend ist, vernehme ich den Ruf zum Mittagsgebet. Im Orient wird vorzugsweise während der Morgenstunden gearbeitet, deshalb hat der Stifter des Islam während dieser Tageszeit nur wenige Gebete vorgeschrieben; aber am Nachmittag und für den Abend folgen sie rasch aufeinander und werden mit vorrückender Tageszeit immer länger. Aus der Moschee gehe ich zu meinen wohlhabenden Kranken, schlendere in der Straßen umher, um mich an die Sonne zu gewöhnen, und bleibe vor den Läden der Bücherhändler stehen. So kommt drei Uhr heran; ich gehe nun nach Hause, sage die Nachmittagsgebete her, und arbeite.

Das letztere ist freilich keine leichte Aufgabe. In Aegypten sind im Sommer die Nacht- und Morgenstunden recht angenehm, aber Nachmittags wird die Hitze erdrückend und erstickend. Ein mit dem feinen und brennenden Wüstenstaube geschwängerter Wind weht über Kairo hin; der heiße Boden giebt der Atmosphäre mit Wucher die Wärme zurück, die er von ihr bekommen hat, und kein Gewölk zieht einen Schleier vor die blendende Sonne. In Kairo ist man unbekannt mit den Vorkehrungen, durch welche in Indien die Hitze einigermaßen gemildert wird; nur wenige Häuser haben Glasfenster, und deshalb ist die Gluth in den Wohnungen oft viel drückender, als in den Gassen. Der Körper, durch andauerndes Fasten abgemattet, empfindet die Schwüle doppelt unangenehm, und der geschwächte Magen wirkt auf das Gehirn zurück. Mit einer krankhaften Ungeduld zählt man die Minuten, welche noch bis Sonnenuntergang verfließen, und Menschen, welche unter einem solchen Klima schwere Handarbeiten verrichten müssen, sind doppelt zu beklagen. Mancher sucht Erleichterung oder Vergessenheit der Qual im Schlummer, im Allgemeinen wird aber die Kailulah oder Siesta nur während der Mitte des Tages gehalten, weil ein tief in den Nachmittag hinein verlängerter Schlaf für ungesund gilt.

Wie langsam schleicht der Maghrib, der Sonnenuntergang für den Ungeduldigen heran! Aber endlich kommt er, und nun ist es, als ob die ganze Stadt eine heftige Krisis überstanden habe. Die Leute sind schon an's Fenster oder auf die Söller getreten, um den Augenblick zu begrüßen, der sie von ihren Leiden befreit.

Einige beten oder sagen den Rosenkranz her; andere vertreiben die Langeweile durch Gespräche und stehen in Gruppen neben einander, aber Alle sind in ängstlicher Spannung. Endlich werden die Kanonen auf der Citadelle gelöst, und gleichzeitig ertönt aus der Luft herab der sachte Ruf des Muezzin, welcher hoch vom Minaret herab die Gläubigen an's Gebet mahnt. Al Fitar, al Fitar! Das Fasten ist gebrochen, das Fasten ist gebrochen! rufen Alle, und ein Freudengeräusch summt durch ganz Kairo. Auch mein Ohr war schon längst gespannt, um den köstlichen Donner des Kanonenschusses aufzufangen. Nun kann meine lechzende Zunge wieder gelabt, mein hohler Magen gefüllt werden, und ich greife sofort nach einem großen mit Wasser gefüllten Topfe, den ich in einem Zuge ausleere, und klatsche dann in die Hände, damit der Diener mir so rasch als möglich Tabakspfeife und Kaffee bringe. Ich schlürfe Wonne ein, setze mich behaglich zurecht und harre mit Gemüthsruhe dem Vergnügen entgegen, das der Abend bringen wird. Die ärmeren Leute speisen sofort nach Sonnenuntergang, die reicheren essen vorerst nur etwas Brot, getrocknete Früchte oder Confect, rauchen dann eine Pfeife, trinken eine Tasse Kaffee oder ein Glas kalten Sorbets, dann sagen sie das Abendgebet her und setzen sich zum Fatur hin, der Hauptmahlzeit, bei der sie sich nichts abgehen lassen und sehr reichlich essen.

Auf den Straßen ist nun Alles Freude und Lust, die Leute drängen sich durcheinander und gehen ihren Vergnügungen nach oder begeben sich in die Moschee, wo der Imam das Tarawih spricht, ein besonderes Gebet, das eine Stunde lang dauert. Während dieser Zeit muß sich der Gläubige dreiundzwanzig Mal zu Boden strecken und elf Mal den Salam hersagen, welcher Gottes Segen auf den Propheten herabfleht. Die Läden und Buden bleiben bis tief in die Nacht hinein geöffnet und werden von rauchenden Männern besucht, mit welchen auch die Kaffeehäuser angefüllt sind. Dort unterhält man sich oder hört Sängern und Mährchenerzählern zu. Vor einem Hause, in welchem irgend ein heiliger Muselmann begraben liegt, steht ein junges Mädchen; sie ist barfuß, und ihr religiöser Gesang wird mit einem Tamburin und einem schrillenden Flageolet begleitet. Sie erinnert mich an die Zampognari in Italien, welche aus den Abruzzen herabkommen und ihren Dudelsack vor dem Bilde einer Madonna schreien lassen. Ein vierschrötiger Maghrebi, der aus einer Wüstengegend im Westen herkam

und auf einer Pilgerfahrt nach den heiligen Städten begriffen ist, breitet auf der Erde einen großen schmutzigen Papierbogen aus, auf welchem man viele schwarze Linien und Punkte sieht; seiner Behauptung zufolge stellen sie den Plan der heiligen Kaaba vor. Dieser Mann aus dem Westen wendet sich an die Beschauer des Blattes und bittet um ein Almosen, damit er seine Reise nach Arabien fortsetzen könne. Das Gedränge wird immer stärker, eine lebhafte Gruppe folgt der andern, und Alle nehmen ihre Richtung nach dem großen Esbekiyehplatze. Dort lagern sie sich im Mondschein, essen Kuchen und Zuckerbackwerk, trinken Kaffee und horchen auf die griechische oder türkische Musik oder auf die derben, nicht gerade züchtigen Erläuterungen, mit welchen der Director des Schattenspiels, der Kara Guyuz, das Spiel seiner Figuren begleitet. An dem genannten Platze wohnen viele Europäer und deshalb bietet dort das Treiben keinen so durchaus morgenländischen Anblick dar, wie im Innern der Stadt. Aber etwas Ueberraschendes und Zauberhaftes tritt dem Abendländer doch entgegen; der helle Mond ergießt sein Licht über eine unendliche Mannigfaltigkeit von Trachten; der Himmel ist tiefblau, über dem Laube der Akazien hängt ein leichter Duft; die üppigen wohlriechenden Blumen dieser Bäume vergleicht das Volk mit dem weißen Barte eines alten Pascha.

In den muselmännischen Theilen von Kairo wogt tausendfaches Getöse wirr durcheinander, denn Jedermann spricht, und nicht selten laut und in hohem Tone. Das Volk gesticulirt lebhaft und regt schon dadurch die Lungen auf. Ein Fremder begreift anfangs nicht, daß Menschen, die einander so heftig anschreien, ein sehr friedliches Gespräch führen; er hält sie für toll oder meint doch, daß sie bald wahnsinnig werden müssen. Ein Bauer (Fellah) wird von einem Polizeisoldaten nach der Wache getrieben und dabei reichlich mit Stockprügeln bedacht; er ruft in einem fort: „In Deinem Schutze!“ während eine Schaar Frauen ihm folgt und dabei schreit: „O mein Unglück, o meine Schande!“ An einer andern Stelle haben kleine Knaben sich einen Pascha gewählt, der einen aus Stroh gewundenen Turban trägt und mit einer Schaar seiner kleinen Officiere und Leibwächter stolz einherschreitet; dabei ist des Schreiens und Lärmens kein Ende und die Lustbarkeit groß. Ein Läufer rennt keuchend der Kutsche eines vornehmen Mannes voraus, schwingt in der einen Hand eine Fackel, in der andern einen Stab, und ruft der Menge zu: „Deine Rechte! Deine Linke! Dein Gesicht! Deine Fersen!

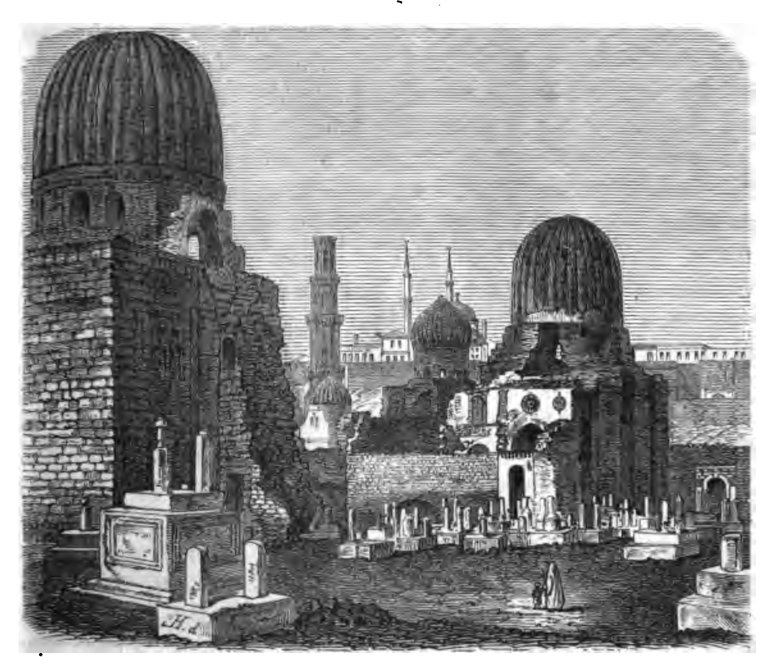
Dein Rücken! Drücke Dich zur Seite und preise den Propheten!" Die frommen Muselmänner entgegnen: „Allah möge ihn segnen!" und drücken sich hart an die Mauer, um nicht mit dem Stabe des Läufers in Berührung zu kommen, oder rennen erschrocken in der Mitte der Gasse, wo sie in Gefahr sind, erdrückt oder überfahren zu werden. Dort treibt ein Mann einen Esel, den er ganz unbarmherzig prügelt; er schimpft den unglücklichen Langohr Christ und Jude, und fügt noch andere nicht minder schmachvolle Ausdrücke hinzu, die für das Ohr eines Abendländers zu stark sind und deren Wiederholung ich mir versagen muß.

Hier ruft ein Mann Kichererbsen aus und schüttelt die gerösteten Körner in seinem Korbe; der stämmige Wasserträger seufzt unter der schweren Last seiner ledernen Eimer und ruft Jenem zu: „Geh' zur Seite, mache Platz, und sag', daß es nur einen Gott giebt." Ein anderer Mann ruft Limonade und Zuckerwasser aus, klappert mit den Bechern und schreit: „Erfreue Dein Herz!" Natürlich fehlt auch der Bettler nicht, und er bildet einen ächten Localtypus: „Mein Abendbrot liegt in Allah's Händen! Alles, was Ihr mir gebt, wird Euch frommen!" So ruft er in einem fort, und doch ist der Quersack des alten Landstreichers oft viel besser gefüllt als der Speiseschrank eines fleißigen Arbeiters. Der Bettler hat mit seinem Stabe einen reizbaren Griechen berührt, der ihn ärgerlich anschnauzt: „Dein Vater sei verflucht!" Ein Blinder schlägt zwei Stäbe gegeneinander und wimmert mit kläglicher Stimme: „Das Grab ist dunkel, aber gute Handlungen leuchten hell." — „O Allah, Allah, Mädchen!" ruft ein Mann, den ein sechszigjähriges Weib festhält; sie will ihn nicht eher loslassen, bis er ihr ein Almosen gereicht hat. „Ich will gut und rasch bedient sein!" spricht laut und in befehlendem Tone ein stolzer Albanese. Dieser Mann mit langem Schnauzbart tritt in ein Kaffeehaus, dessen Wirth ihm einige freundliche Worte entgegnet. Dann entspinnt sich zwischen Beiden ein orientalisches Gespräch, welches zu stark mit derben Ausdrücken gepfeffert ist, als daß man es einem europäischen Leser wiederholen dürfte.

Lärm und Getöse erreichen einen immer höhern Grad, aber in Zwischenräumen vernimmt man doch die wohlklingende Stimme des blinden Muezzin, der von seinem hohen Minaret herab die geheiligten Worte ruft: „Zum Gebet! Zur Erlösung! Beten ist besser als schlafen! Beten ist besser als schlafen!" Bei diesen Worten

erhebt sich der wahre Muselmann andächtig und murmelt vor Anbeginn seines Gebetes vor sich hin: „Ich bin bereit, Deinem Rufe zu folgen, Allah! Ich folge Deinem Rufe!“ —

Manchmal ging ich mit Hadschi Wali aus der Stadt hinaus nach der Citadelle, wo wir dann gewöhnlich auf einer hohen Terrasse Platz nahmen; sie gehört zu der von Mehemed Ali erbaueten Moschee. In den heiteren Sommernächten ergoß der Mond sein mildes Licht, und ich hatte einen Anblick, dessen zauberhaften Reiz



Gottesacker in Kairo.

ich mit Worten nicht beschreiben kann. Um dem Staube, den üblen Gerüchen und der erstickenden Luft Kairo's zu entrinnen, gingen wir auch wohl zum Siegesthore hinaus und schöpften Athem auf dem Sande jenseit der Todtenstadt. Wir setzten uns auf irgend einen Ruinenhügel und schlürften die belebende Wüstenluft ein, die uns immer wunderbar erquickte. Das Flimmern der Sterne und der thauige Duft, welcher sich über die Gegend lagerte, gab dieser Ebene einen eigenthümlichen, ich möchte sagen romantischen Anblick.

Bei Tage gleicht sie einem Sandmeer, und die aus weißlicher Kreide bestehenden Hügelreihen, von welchen sie durchzogen wird, gleichen den Wellen. Alles ist wüst und öde, und doch ist diese Stätte kaum eine halbe Stunde Weges von der volksbelebten Hauptstadt entfernt. Hinter mir dehnt sich die grenzenlose Wüste aus, vor mir erheben sich Tausende von weißen Leichensteinen, die wirr durcheinander stehen oder liegen und über welche die Kuppeln und Minarete emporragen. Sie gehören der Moschee der Mamelukensultane an, erheben sich hoch in die Lüfte und kommen mir vor wie Schatten der Könige, welche in diesem Todtenreiche herrschen. Dann und wann wird die Stille der Nacht durch melancholische Töne unterbrochen; ich höre nun das scheußliche Lachen der Hyäne, das klägliche Heulen des Schakals und das unheimliche Krächzen der Eule.

Eine halbe Stunde vor Mitternacht vernehmen wir den Abrar, den letzten Ruf zum Gebet. Nun eilen Alle, welche sich etwa noch verspätet haben, nach Hause, um Vorbereitungen zum Sahur zu treffen, jenem schon weiter oben erwähnten Frühmahle. Auf den Straßen wird es leer und still, und man darf jetzt, namentlich wenn man keine Laterne trägt, nicht unterlassen, jede Schildwache mit den Worten anzusprechen: „Friede sei mit Dir.“ Wer das versäumt, läuft Gefahr, in die Wache geschleppt zu werden. Unterwegs mag man sich mit Muße die Straßen von Kairo betrachten, die uns Europäern so fremdartig erscheinen. Es giebt Scenen, welche sich so tief einprägen, daß man sie nie wieder vergessen kann; sie bleiben auch nach Jahren ganz ungeschwächt in der Einbildungskraft und im Gedächtniß. Dahin gehört zum Beispiel ein Sturm hoch oben auf den Alpen, ein Orkan am Vorgebirge der guten Hoffnung, ein einsamer Ritt durch die Wüste. Ich rechne dahin auch ein Durchwandeln der Straßen von Kairo bei Nacht. Am hellen Tage treten alle Mängel und Flecken hervor; die Dunkelheit der Nacht läßt die Gegenstände nur einfach als Schattenrisse erscheinen; aber wunderbar, ich möchte sagen himmlisch ist die Wirkung, wenn der Mond am Himmel glänzt, wenn im Orient die Sterne am Firmament funkeln und das sanfte Licht über diese ägyptische Stadt ausgegossen ist. An einer Stelle sind die Häuser so hoch, daß ich nur einen schmalen Streifen des blauen Himmels sehe; weiterhin stehen die Häuser noch dichter nebeneinander, die Straße wird ganz eng, die Dächer scheinen sich zu berühren, die Söller stoßen beinahe zusammen. Weiterhin sind sie, wie durch

einen leichten Pinselstrich; abermals getrennt, und wenn ich dann einige Schritte vorwärts gegangen bin, öffnet sich urplötzlich vor mir das ganze Firmament in voller Pracht. Auf die Vorderseite der Häuser fällt das volle Himmelslicht; ich sehe weit vorstehende Portale und Karniesse, reichgeschnitztes Gitterwerk von Holz vor den großen Fenstern; hin und wieder schimmert eine Lampe. In Kairo hat man beim Häuserbau vorzugsweise gern Arkaden in verschiedener Gestalt angebracht; bald treten sie in der Gestalt einfacher



Straße in Kairo.

rahmenartiger Einfassungen auf, durch welche man in einen großen leeren Saal blickt; bald gewahrt man eine Oeffnung, welche durch steinerne Sculpturen und hölzerne Gitter maskirt wird. Ganz senkrechte Linien findet man nicht; die hohen Mauern der Moschee neigen sich gegen ihre massiven Strebepfeiler, während die schlanken Minarete derart überhängen, daß es uns scheint, als müßten sie in jedem Augenblick einstürzen und uns den Weg versperren. Nicht minder drohend und gefährlich hängen die Karniesse weit nach vorne

über und wir möchten fast meinen, daß lediglich die Gewalt der Cohäsion die hohen Giebel festhalte. Völlig im Einklang mit alle dem steht das leichte und anmuthige Schwanken der Palmengipfel, welche vom Winde durchfächelt werden und im Mondschein phantastische Schatten werfen. Ja, der ganze Anblick ist phantastisch, und er ist es in so hohem Grade, daß man sich kaum vorstellen kann, wie menschliche Wesen, Leute unsres Gleichen, an solchen Orten leben und sterben können.

Endlich war der heilige Monat verflossen und wir fühlten uns herzlich froh, als der Donner des Geschützes von der Citadelle herab uns verkündete, daß die Leiden und Entbehrungen der Fastenzeit nun zu Ende seien. Am letzten Tage des Ramadan theilte jede Familie Almosen an die Armen aus; gewöhnlich giebt sie an jedem, der zum Hausstande gehört, die Sklaven eingeschlossen, anderthalb Piaster. Am nächsten Morgen beginnen dann die Lustbarkeiten und dauern drei Tage hintereinander. Wir standen vor Tagesanbruch auf, nahmen unsre Abwaschungen vor und gingen dann in die Moschee, um das für diese Festtage besonders angeordnete Gebet, das Eed, zu sprechen. Darauf hörten wir einen Ferman verlesen, der uns einschärfte, während der Fröhlichkeit auch verständig zu sein; voll von guten Lehren eilten wir heim und aßen und tranken mit großer Befriedigung; dann nahmen wir die Pfeifen, schlenderten in den Straßen umher und freueten uns an den heiteren Mienen der Menschen. Während dieser frohen Tage lustwandeln die Bewohner Kairos in großer Menge nach dem großen Friedhofe vor dem Bab el Nars, einem massiven Thore, durch welches der Weg nach Suez führt. Dort ging es in der That lustig her. Die Zelte und Kaffeebuden waren mit Leuten angefüllt, die ihre besten Kleider angelegt hatten. Sie rauchten, unterhielten sich lebhaft und drängten sich um Gaukler, Possenreißer, Schlangenbeschwörer, Derwische und Tänzer, die als Weiber verkleidet waren. Den Weg entlang standen die Buden der Garköche, Pastetenbäcker und Syrupverkäufer; alle waren mit bunten Fähnchen und Wimpeln geschmückt, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu erregen. Auch das weibliche Geschlecht war vertreten; die Schönen Kairos trugen große Palmenzweige, um damit die Gräber ihrer Verwandten oder Freundinnen zu schmücken. Uebrigens wird behauptet, daß bei dieser Gelegenheit nicht selten Liebesverhältnisse sich anspinnen, und ich selber beobachtete vielfach, daß zärtliche Paare sich hinter den Sand-

hügeln verloren. Auch hörte ich einige Male, daß tüchtige Bastonnaden ausgetheilt wurden. In Zwischenräumen sind nämlich Polizeisoldaten aufgestellt, um mit Hülfe ihrer langen Knüttel Alles, was von der Schicklichkeit abweicht, sofort zu ahnden. Uebrigens wird durch dergleichen gelegentliche Bastonnaden die allgemeine Heiterkeit nicht beeinträchtigt. Alle freueten sich, in den neuen Kleidern einherstolziren zu können, die Meisten trugen die ihrigen zum ersten Male, weil fast Jedermann sich für dieses Fest einen neuen Anzug schafft. Die Eitelkeit im Morgenlande ist ohnehin so stark, daß man von Kairo bis Calcutta unter einem hübschen Rocke schwerlich ein betrübtes Herz findet. Die Männer gaben sich ein Ansehen, das etwas bedeuten sollte; die Frauen trippelten mit kleinen Schritten einher, ließen ihre schwarzen Augen rollen und zupften kokett am Schleier. Die kleinen Jungen endlich spielten den am besten Gekleideten einen Schabernack, während die Mädchen, ganz glücklich über ihren Anputz, einander betrachteten und sich mißgünstige oder verächtliche Blicke zuwarfen.

Nachdem ich längere Zeit unter diesen Gruppen umhergewandelt war, ging ich mit Hadschi Wali in die Stadt zurück, um einige Besuche zu machen. Sie haben an diesem Tag etwa dieselbe Bedeutung, wie jene, welche man in Europa am Neujahrstag abstattet. Die Unterhaltung ist in allen Häusern dieselbe und drehet sich zumeist um Pfeifen und Tabák. Man umarmt die Bekannten, welche einem begegnen und sagt: „Jedes Jahr möge Dir Glück bringen", und fügt noch andere Wünsche oder günstige Prophezeihungen hinzu; wer einen geistlichen Charakter hat, unterläßt nicht Segenswünsche zu äußern und ein Gebet zu sprechen. Die ganze Feier hat Aehnlichkeit mit dem Carneval der katholischen Länder, auch genießt man am Eed besondere Speisen. —

Wir sehen, daß Burton sich ganz und gar in das morgenländische Leben und Treiben versenkt hatte; er war ein untadelhafter Muselmann, der sich in Kairo bald völlig zurecht fand. In seiner Jugend hatte er sich einige Zeit mit medicinischen Studien beschäftigt, und diese kamen ihm nun trefflich zu Statten; er war ein vielgesuchter Arzt und hatte als solcher manche Gelegenheit, Einblicke in das häusliche Leben der Muselmänner zu thun. Wahrscheinlich wäre er noch einige Zeit in Kairo geblieben, wenn nicht ein Abenteuer eigenthümlicher Art ihn zu schleuniger Abreise veranlaßt hätte. Er schildert dasselbe mit lebhaften Farben.

Hadschi Wali wohnte im Karawanserai. Einst traf ich bei ihm einen Hauptmann von den unregelmäßigen albanesischen Truppen, der auf Urlaub in Aegypten war; sein Regiment stand damals in Arabien, im Hedschas. Dieser Arnaute, ein kräftig gewachsener Mensch aus den epirotischen Gebirgen, war hoch und schlank, breitschulterig und von gewaltigem Knochenbau. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, hatte eine sehr gewölbte Stirn, stolzen Blick, magere Wangen, dünne feingeschnittene Lippen und ein vorstehendes Kinn, demnach alle physiognomischen Eigenthümlichkeiten, welche wir durchgängig bei seinem Volksschlage (jenem der Schkipetaren) finden. Sein Schnauzbart war von ungeheurer Länge; dagegen hatte er das übrige Haar im Gesicht und auf dem Kopfe ganz glatt weggeschoren. Seine Fustanella war weiß, aber nicht sauber, und auch seine rothe Kappe, welche er nachlässig aufgestülpt trug, keineswegs ohne Flecken. Zum großen Leidwesen des Albanesen verbieten die ägyptischen Gesetze allen nicht in Dienst befindlichen Leuten das Tragen von Waffen; er durfte deshalb seine Lieblingspistolen nicht in den Gürtel stecken, und mußte sich damit begnügen, ohne Mordgewehr einherzustolziren. Das that er denn auch im Karawanserai wie auf der Straße; jeder Zoll an ihm sollte den Kriegsmann andeuten. An seinem Leibe trug er mehr als eine tiefe Narbe; da er noch ein Knabe war, hatte eine türkische Kugel ihm einen Beinknochen verwundet, wahrscheinlich auf einem jener Streif- und Raubzüge, welche in Albanien nicht zu den Seltenheiten gehören. So hinkte er denn ein wenig, suchte das aber durch langsames und gravitätisches Einherschreiten zu verdecken. Er sprach mit einer affectirt rauhen und barschen Stimme, lächelte mit unheimlichem Grinsen und war nur selten vollkommen nüchtern.

Mit diesem Menschen war ich auf eine unliebsame Art bekannt geworden, indessen folgte auf den Sturm schönes Wetter. Als ich einst meinem Freund Hadschi Wali meine Pistolen zeigte, deren Läufe sehr schön damascirt sind, trat Ali Aga ins Zimmer, setzte sich mir gegenüber, und zog eine grinsende Miene, die etwa so viel bedeuten sollte als: Wie kommst du zu solchen Waffen und was willst du mit derartigen Dingen machen? Dann nahm er mir ohne Weiteres ein Pistol aus der Hand und betrachtete dasselbe mit Kennerblick. Ein solches Benehmen verdroß mich; ich riß ihm die Waffe wieder aus der Hand, sah ihn weiter gar nicht an und fuhr fort meinem Freund Erläuterungen zu geben. Das verdroß

ihn seinerseits, er stand auf, warf mir einen grimmigen Blick zu und rückte seine Kappe auf das rechte Ohr, gleichsam zum Zeichen, daß er mir Trotz bieten wolle; seine ganze Haltung wurde drohend. Nun warf ich mich auch in Positur und fing an meinen Schnauzbart zu drehen. Hätte der Hauptmann seine Pistolen im Gürtel gehabt und wären wir im Hedschas gewesen, so würde ein Kampf ganz unvermeidlich gewesen sein, denn die Albanesen sind, nach einem italienischen Ausdrucke „furchtbar mit der Pistole".

Ja wohl sind sie terribili colla pistola, denn beim geringsten Anlaß greifen sie nach dieser Waffe, reißen sie aus dem Gürtel heraus und drücken sie gegen Feind oder Freund ab. Wer sein Leben retten will, muß ihnen zuvorkommen; aber dem einzelnen Fremden ist damit nicht viel gedient, weil gewöhnlich mehrere Albanesen zusammen sind. Ich habe nie gewaltthätigere Menschen gesehen als diese Arnauten. Ihre wilde Streitlust und Raufsucht geht so weit, daß die Regierung ihnen beim Antritt des Marsches die Patronen wegnimmt, weil ohne das Mord und Todtschießen unter diesen Leuten selbst an der Tagesordnung sein würde. Insbesondere kommt beim Essen häufig Streit vor und dabei greift man flugs nach dem Pistol, daß man dem Gegner sofort entgegenhält. Der Albanese hat stets seine Waffen in gutem Stande und fehlt selten; wer aber früher schießt als der Andere wird sofort von den Anwesenden niedergestreckt. In Aegypten werden diese Soldaten als unregelmäßige Truppen verwandt und häufig bei den Bauern, welche die Abgaben nicht bezahlen können, ins Quartier gelegt. Sie sind ein Schrecken für das Volk und eine Geißel für das ganze Land; mehr als einmal haben sie auch Europäer angegriffen und den Frauen Schimpf angethan. Im Hedschas benehmen sie sich so unbändig, daß selbst die Beduinen vor ihnen zittern. Man sagt häufig in den arabischen Städten: „In Konstantinopel sind die Arnauten nur Aufwärter in den Bädern und Kaldaunenverkäufer, aber in Arabien sind sie Pharaonen", nämlich Tyrannen. In Dschiddah machten sie sich eines Tags den harmlosen Scherz, nach dem englischen Consul zu schießen, der auf der Terrasse seines Hauses stand! Ueberhaupt macht es ihnen Vergnügen, friedliche Leute als Zielscheibe zu benutzen, in Kairo haben sie zum Beispiel gar nicht selten Kameelführern, welche bei der Arnautenkaserne vorübergingen, Kugeln zugesandt. Sie rühmen sich ihrer Sicherheit im Gebrauch der Waffen, und wissen sich mit der-

selben viel, gegenüber den Arabern und Aegyptern; ich habe sie aber nur als tüchtige Pistolenschützen kennen gelernt.

Mein Hauptmann hatte, wie bemerkt, keine Pistolen im Gürtel, und mußte also auf das Vergnügen verzichten, mir sein Mißvergnügen durch eine Kugel zu erkennen zu geben. Er blickte mich scharf an und ging dann majestätisch aus der Thür. Mein Erstaunen war nicht gering, als er einige Tage später mir einen Besuch machte und sich höflich benahm; er setzte sich, trank eine Tasse Kaffee, rauchte und begann eine Unterhaltung. Leider verstand er nur ein paar hundert Wörter Arabisch, und bei mir war es mit dem Türkischen nicht viel besser bestellt; die Unterredung konnte also nicht in den rechten Fluß kommen. Der Hauptmann verlangte Araki*), das heißt Branntwein, ich entgegnete, aber daß ich dergleichen nicht im Hause habe. Darob grinsete er und murmelte etwas vor sich hin; mir kam es vor, als ob er Himar sagte, nämlich Esel; denn als solchen bezeichnet der Muselmann, welcher geistige Getränke nicht verschmäht, den Strenggläubigen, der sich mit Wasser begnügt. Als er Abschied nahm, packte er mich an, scheinbar zum Spaß, um zu erproben, wie es mit meiner Körperkraft bestellt sei. Ein indischer Doctor, der obendrein nur Wasser trank, war in seinen Augen sicherlich kein gefährlicher Ringer oder Faustkämpfer; allein ich schlug ihm ein Bein, er stürzte zu Boden, und wäre er nicht auf mein Lager, sondern auf die platten Steine gefallen, so würde ihm sicherlich für einige Zeit das Arakitrinken vergangen sein. Dieser Fall übte indessen auf sein ganzes Benehmen einen höchst wohlthätigen Einfluß; er stand auf, nahm meinen Kopf zwischen beide Hände, forderte noch eine Pfeife, setzte sich ruhig nieder, zeigte mir seine Wunden, und erzählte mir von seinen Heldenthaten. Ich bemerkte an seinen sonnegebräunten Fingern einen goldenen Fingerring, offenbar von englischer Arbeit, und fragte, wie er zu diesem Reif gekommen sei. Ganz offenherzig erzählte er mir in seinem aus arabischen, türkischen und arnautischen Worten gemengten Kauderwälsch, daß er denselben zu Dschiddah einem Consul abgenommen habe, aber leider blieben mir manche Einzelheiten unverständlich. Am Ende bat er mich um ein

*) Das Wort bedeutet im Allgemeinen ein spirituöses Getränk, insbesondere aber ein solches von Datteln oder getrockneten Trauben. Das letztere ist besonders beliebt, weil es für magenstärkend gilt.



kleines Gift, das nicht trüge, damit er gelegentlich einen persönlichen Feind, dessen Haß ihm Verdruß mache, aus dem Wege schaffen könne. Ich gab ihm zu diesem höchst löblichen Zwecke fünf Gran Calomel, die er denn auch sorgfältig in seine Tasche steckte. Beim Abschied drang er sehr in mich, mit ihm zu gehen und ein Trinkgelage zu feiern; ich lehnte das aber ab, so lange es heller Tag sei, versprach indeß nach Einbruch der Dunkelheit zu kommen. Ich wollte doch gern wissen, in welcher Art Leute solchen Schlages dem Bacchus opfern.

Als nun, etwa um neun Uhr Abends, im Karawanserai Alles ruhig geworden war, nahm ich die Tabakspfeife, steckte meinen Dolch in den Gürtel und schlich in Ali Aga's Gemach. Er saß auf seinem Bette, das er mitten ins Zimmer gerückt hatte, und vor ihm brannten vier große Wachskerzen. Die Orientalen wollen bei derartigen Gelegenheiten gern glänzend erleuchtet sein. Auf einem Tische fand ich einen Napf mit dicker Suppe, eine Schüssel mit gedämpftem Fleisch und zwei Näpfe mit Salatah. Dieses sehr erfrischende Gericht besteht aus geronnener Milch mit Gurkenschnittchen, die etwas gesalzen und gepfeffert sind. Aus einem mit kaltem Wasser gefüllten Topfe ragten zwei Flaschenhälse hervor. Die eine Flasche von weißem Glase war lang und dünn; sie enthielt den Araki; die andere war mit einer wohlriechenden Flüssigkeit gefüllt.

Ali Aga empfing mich sehr höflich. Er sah, daß ich seinen Vorkehrungen meinen ganzen Beifall zollte, und bemerkte, die Albanesen verständen sich darauf, wie man gut trinken müsse. Ich mußte auf dem Bette Platz nehmen, er warf seinen Dolch fort, forderte mich auf, dasselbe zu thun, und dann begann die Sitzung. Der Hauptmann nahm einen kleinen Becher, betrachtete die innere Seite sehr aufmerksam, wischte sie mit dem Finger aus, füllte das Glas bis zum Rande, und überreichte es mir mit einer Verneigung; diese Höflichkeit erwiederte ich meinerseits mit einem tiefen Gruße, trank das Glas aus und stellte es auf den Tisch. Dann beschrieb ich, etwa in der Art der englischen Boxer, mit dem Arm einen Kreis in der Luft, verneigte mich, nachdem ich diese feierliche Bewegung gemacht, noch einmal, und bat dann Ali Aga, er möge nun gleichfalls trinken. Das that er denn auch, nachdem er seinerseits jene Bewegungen gemacht hatte und nun folgte Schluck auf Schluck. Nach jedem Glas Araki tranken wir etwas Wasser

und nahmen einen Löffel Salatah, um den Mund zu erfrischen; dazu wurde geraucht, und wir bliesen dicke Tabakswolken von uns, genau in der Weise, welche der Gläubige während des Fastens beobachtet. Mit komischer Gravität blickten wir einander ins Gesicht, und unsere Mienen bewiesen, daß wir die verbotene Frucht mit Bewußtsein und Behagen genossen.

Als unser Zechgelag anfing, befand sich mein Albanese schon zur guten Hälfte im Weinberge des Herrn. Nichts desto weniger leerte er Glas auf Glas, und doch war äußerlich keine Veränderung an ihm zu bemerken. Vergeblich harrte ich auf jene plumpen, saftigen Scherze, welche der Morgenländer stets zum Besten giebt, wenn er betrunken ist. Ali Aga griff dann und wann zu der mit wohlriechendem Wasser gefüllten Flasche, goß sich die hohle Hand voll und sprengte mir die Flüssigkeit ins Gesicht. Ich that desgleichen, aber weiter wurde dieser Scherz nicht getrieben.

Mein Zechbruder schwieg eine Weile, denn er überlegte sich einen großen Plan, mit dem er endlich herausrückte: Hadschi Wali sollte kommen und mit uns trinken. Der Gedanke war köstlich, und ich ging zu dem achtbaren Manne. Als ich mit ihm ins Gemach trat, sahen wir wohl, daß Ali Aga stark betrunken war. Er hatte einen großen grünen Zweig ins Fenster gestellt und derart mit Wasser beschüttet, daß Alles tropfte. Dieser Baum erinnerte den Albanesen an die frischen Wälder und rieselnden Bäche seiner Heimath; vor ihm saß der Trunkenbold, in tiefe nebelhafte Betrachtungen versunken, und sein sonst so wildes Gesicht hatte einen sanftern Ausdruck; ja, es schien sogar als ob eine Thräne in seinem Auge perle.

Als er aber meinen Freund Hadschi Wali bemerkte, verwandelte sich urplötzlich die ganze Scene. Ali Aga sprang rasch auf, umfaßte ihn mit beiden Armen, und zwang ihn Platz zu nehmen. Der Abscheu, welchen der Greis kundgab, ergötzte den Albanesen, der ihm einen Becher vorhielt. Hadschi Wali wollte nicht trinken und lehnte standhaft ab; da nahm der Aga ärgerlich das Glas, leerte es auf einen einzigen Zug und schleuderte dem Alten einen unwilligen Blick zu. Nur mit Mühe konnte ich diesen bewegen, eine Pfeife anzunehmen und ein paar Züge zu rauchen. Indessen wir drangen immer stärker in ihn, ein Glas zu leeren, und kehrten uns an seine Einwendungen nicht. Vergeblich betheuerte er, sich niemals dieser Todsünde schuldig gemacht zu haben, vergeblich berief

er sich auf Sprüche des Koran. Er versuchte uns durch Scherze umzustimmen, und am Ende drohete er sogar, die Polizei herbeizurufen. Aber wir ließen uns nicht einschüchtern und waren unerbittlich. Da sprang er auf und rannte aus der Thür, aber Pfeife, Pantoffeln und Turban waren beim Albanesen zurückgeblieben. Der Hauptmann wagte übrigens nicht, den Flüchtigen zu verfolgen, machte aber seinem Unwillen Luft; er begoß nämlich den Turban, die Pfeife und Pantoffeln Hadschi Walis mit Araki und schimpfte den Greis in allen ihm zu Gebote stehenden Sprachen Esel und wieder Esel.

Nun ging es ans Essen. Wir genossen die Suppe, das gedämpfte Fleisch und was von der Salatah noch übrig war, leerten abermals einen Becher nach dem andern, und rauchten zur Verdauung einige Pfeifen Tabak. Plötzlich stand Ali Aga auf und verkündete mir, daß er Tänzerinnen kommen lassen werde. Ich sollte also Zeuge eines Balletes sein. Uebrigens erinnerte ich ihn daran, daß seit einiger Zeit den Tänzerinnen der Eintritt ins Karawanserai nicht mehr erlaubt sei. Aber da fuhr er wild und grimmig auf: „Wer hat es verboten?“ — „Der Pascha“, entgegnete ich. Da nahm Ali Aga seine rothe Kappe, bürstete ganz ruhig mit dem Aermel an ihr herum, stülpte sie auf den Kopf, drehete seinen Schnauzbart, nahm seine Pfeife, ging zur Thür hinaus und schwur hoch und theuer, daß er zum Pascha gehen und ihn zwingen wolle, vor uns zu tanzen.

Jetzt konnten heftige Auftritte nicht ausbleiben, und ich dankte dem Himmel, daß mein Zechbruder den Dolch vergessen hatte. Die Klugheit rieth mir, sofort nach meinem Zimmer zu gehen, mich einzuschließen und schlafen zu legen; dagegen raunte mir mein Gewissen zu, den Albanesen, der sich in einem so bedenklichen Zustande befand, nicht im Stiche zu lassen. Ich eilte ihm also nach, traf ihn im äußern Gange, und bot Alles auf, ihn wieder in sein Gemach zu zerren. Allein vergebens; er war im höchsten Grade ärgerlich über meine weibischen Rathschläge und machte seinem Aerger dadurch Luft, daß er dem ersten besten, der ihm in den Weg kam, Schläge mit seinem Pfeifenrohre versetzte. Dergleichen gilt im Morgenlande für den größten Schimpf, welchen man einem Menschen anthun kann. Er warf einen Mann die Treppe hinab, rannte ihm nach und rief aus Leibeskräften: „Ihr Aegypter seid

alle verdammte Schurken. Ihr seid Pharaonenbrut, Christenhunde, ihr verfluchten Aegypter!"

Während er in höchster Wuth war, lehnte er sich gegen eine nicht gut verschlossene Thür. Sie sprang auf und der Trunkenbold stürzte in ein Zimmer, in welchem zwei ehrsame Korbmacher neben ihren bejahrten Frauen ruheten. Diese hatten alle jene Schimpfreden vernommen und gaben sie nun mit geläufiger Zunge dem Albanesen reichlich zurück. Ali Aga wurde durch diese Weiberzungen in die Flucht geschlagen; er fiel aber wieder hin, kollerte die Treppe hinab und rannte an den Thürsteher. Er fluchte und schwur, er wolle dessen Blut trinken; doch zum Glück für den Thürsteher und für den Hauptmann selbst kam eben noch des letztern Diener herbei, ein junger, kräftiger Arnaut, der in einem Nebengange auf seiner Matratze geschlafen hatte und durch den Lärm wach geworden war. Er fand seinen Gebieter in gränzenloser Wuth, war aber wohl schon an dergleichen Auftritte gewöhnt, denn er packte sofort den Aga und schleppte ihn nach dem Zimmer. Aber auch dabei schimpfte der Arnaut noch in einem fort: O, diese ägyptischen Hunde! Ich habe ganz Alexandria beschmutzt, ganz Kairo beschmutzt, ich beschmutze Suez! Und so weiter. Während er allerlei Flüche ausstieß, wurde er zu Bette gebracht.

Am andern Morgen kam Hadschi Wali zu mir und sagte: „Du thust wohl daran, wenn Du unverweilt Deine Reise fortsetzest." Er hatte ganz recht, denn acht Tage lang sprach man im Karawanserai von dem rohen Wesen des albanesischen Hauptmanns und der Scheinheiligkeit des indischen Doctors. So hatte ich in der Stadt Kairo den guten Ruf eines gesetzten Mannes verwirkt, und davon weiter keinen Vortheil, als daß ich nun wußte, was ein Zechgelag mit einem Arnauten bedeuten will. So verlor ich denn weiter keine Zeit und nahm in aller Eile Abschied von meinen Bekannten, denen ich sagte, daß ich über Dschiddah nach Mekka reisen wollte, während es doch meine Absicht war, über Yambo nach Medina zu gehen; denn das arabische Sprüchwort sagt: „Verstecke Deine Absichten, Deine Börse und Deinen Weg".

So verließ Burton Kairo, wo er einen Paß auf den Namen des Afghanen Abdallah Chan erhalten hatte, und begab sich auf die Reise nach Suez, auf welcher wir ihn begleiten. —



In Kairo.

Zweites Kapitel.

Ritt durch die Wüste von Kairo nach Suez. — Leben und Treiben in der Hafenstadt am rothen Meere. — Die Mekkapilger.

Um drei Uhr Nachmittags erschien der Beduine, welcher mir als Führer dienen sollte, und meldete, daß die Dromedare gesattelt ständen. Ich kleidete mich sofort reisemäßig an, steckte ein Pistol in den Gürtel, und hing die karmoisinrothe Seidenschnur über die Schulter, an welcher ein Koran, als äußeres Zeichen meiner Pilgerwanderung, befestigt war. Nachdem ich an meine Bekannten und die Dienerschaft im Karawanserai Geschenke ausgetheilt hatte, stieg ich gravitätisch die Treppe hinab; Hadschi Wali und Scheich Mohammed folgten mir. Der erstere umarmte mich herzlich, der

arme Scheich that dasselbe, und wollte mich trotz seiner körperlichen Schwäche bis vor das Thor begleiten. Ich bestieg das Kameel, schlug meine Beine auf dem Sattel übereinander und ritt durch die Straße, welche nach der Wüste zu führt. Ich muß bemerken, daß mich beim Ausreiten aus dem Thore des Karawanserai alle Anwesenden grüßten, nur der Thürsteher nicht, welcher mich in Gesellschaft des albanesischen Hauptmanns gesehen hatte. Jene riefen: „Allah segne Dich, Pilger! Er geleite Dich in Deine Heimath zurück zu Deinen Freunden". Als ich durch das Bab el Nasr ritt, rief ich der Schildwache den Salam des Friedens zu, und sprach zu dem Officier denselben Gruß. Beide erwiederten denselben mit Freude, denn in den muselmännischen Ländern wird dem segnenden Gruße des Pilgers eine ganz besondere Wirksamkeit beigelegt. Außerhalb des Thores sagten mir meine Freunde das letzte Lebewohl, und ich verspürte doch eine heftige Herzenswallung, als diese guten, rechtschaffenen Menschen von mir schieden. —

Der Ritt durch die Wüste gewährte dem Reisenden einen hohen Genuß. Die ganze Gegend ist höchst einförmig und beschäftigt doch den Geist und die Einbildungskraft sehr lebhaft. Jede kleine Abwechselung in den Bodenverhältnissen, jeder Farbenwechsel erregt Aufmerksamkeit, die Sinne werden geschärft, das Auffassungs- und Beobachtungsvermögen wird lebendiger. Das stürmische Meer am Vorgebirge der Guten Hoffnung, die Gletscher der Alpen, die wellenförmigen Wiesenfluren Nordamerikas machen keinen tiefern Eindruck als diese Wüste, in welcher der Reisende sich fortwährend in Aufregung befindet, ein wolkenloser Himmel über ihm blauet, die Sonne unbarmherzig herabbrennt und der Simum ihn liebkost wie ein Löwe, der flammenden Odem ausstößt. Auf den Hügeln von Flugsand läßt jeder Windstoß seine Spuren zurück, indem er Sandwellen aufwirft; er legt die Felsen nackt und bloß. Der Wanderer sagt sich, daß er eines langsamen und qualvollen Todes sterben könne, wenn ihm der Wasserschlauch platze oder sein Kameel sich einen Dorn in den Huf trete. In der Wüste schwärmen wilde Thiere und noch wildere Menschen; in ihr rufen selbst die Quellen dem Wanderer die Warnung zu: „Trink, und eile weiter". Die Wüste regt auf und ist erhebend und erhaben, dem Manne klopft das Herz so stark in der Brust, daß er die Schläge hört; aber er hofft alle Schwierigkeiten zu überwinden. Deswegen hat der Araber das Sprüchwort: „Das Reisen

ist ein Sieg." In der Wüste ist uns der Tod näher als auf dem Ocean; auch sie hat Entbehrungen, hartes Tagewerk, Piraten und Schiffbrüche.

In dem Allen liegt nicht etwa Uebertreibung. Wer solche Eindrücke empfangen will, braucht nur von der Straße nach Suez abzuweichen und einige Stunden weit in der Richtung nach Norden zu reiten. Dann ist er von Todtenstille umgeben, er hat Einöde und Wüstenei vor und hinter sich. Wie entzückt ist er, wenn er dann eine Oase sieht; einen schmalen Streifen, auf welchem etwas Grünes sproßt; ein Wady el Ward erfreuet ihn, wenn auch ein solches „Thal der Blumen" nichts weiter ist als ein kleiner Bodenfleck, auf welchem ein paar armselige Sträucher wachsen. Dem Manne brennt der Gaumen und die Haut springt auf, aber er verspürt keineswegs die Abspannung, welcher man sich in heißfeuchten Klimaten nicht erwehren kann; er fühlt im Gegentheil seine Lungen erweitert, das Gesicht geschärft, das Gedächtniß lebhaft angeregt und dem Geist ungemein thätig. Vor Allem ist jedoch die Einbildungskraft hoch gesteigert, das Wilde und Erhabene einer solchen Gegend stachelt alle Kraft der Seele auf; er kann Mühseligkeiten ertragen und ist auf Gefahr und Kampf vorbereitet. Der Mensch wird offen und zutraulich, gastfrei und aufrichtig; gemachte Höflichkeit und die Sklaverei der Civilisation läßt er hinter sich in der Stadt. Die Sinne sind lebhaft und bedürfen keiner weitern Anregung als Luft und Bewegung; vor geistigen Getränken hat man in der Wüste einen Widerwillen. Auch das blos körperliche Leben steigert sich; die Lust zum Essen ist stark und der Magen verdaut auch die schwerste Kost; der Sand gewährt ein weicheres Lager als ein Dunenbett, und die reine Luft vertreibt eine Schaar von Krankheiten. In der Wüste fühlt Jeder, wer er auch sei, wie ihm das Herz aufgeht und wie es sich erweitert; der Puls schlägt stärker, wenn man vom Dromedar herab in die Wüste hinausblickt. Welcher Reisende wäre jemals durch sie getäuscht worden? Ach, wer einmal die Wonne einer solchen Wanderung gekostet hat, wird schwere Pein empfinden, wenn er wieder in das wirre Getriebe der Civilisation geräth: der Lärm in ihrem gekünstelten Leben, ihr Prunk und ihre falschen Vergnügungen thun ihm anfangs wehe, und er wird eine Zeit lang unfähig zu jeder geistigen oder körperlichen Anstrengung sein. Die Stadtluft droht ihn zu ersticken. —

Dem Wege durch die Wüste entlang hat die ägyptische Regierung eine Anzahl von Stationen eingerichtet. Als Burton bei der dreizehnten ankam, fand er dort ungefähr ein Dutzend Moghrebiner, Pilger aus dem Westen, rohe Menschen aus der niedrigsten Klasse. Ihre Bekleidung bestand aus einem Burnus und Sandalen, ihre Waffe war ein langes Messer und über der Schulter hing ein Beutel mit einigen Lebensmitteln. Wasser trugen sie nicht mit sich, wohl aber hatte jeder einen hölzernen Napf. Sie waren hungerig, durstig und ermündet; Burton ließ jedem etwas Brot und einen Trunk Wasser reichen. Statt zu danken wurden sie unverschämt, forderten mehr, und als ihnen gesagt wurde, daß die Vorräthe erschöpft seien, verlangten sie Geld. Unter anderen Umständen würde unser Reisender ihnen eine Kleinigkeit gegeben haben; jetzt aber, und noch dazu wilden Blicken und drohenden Worten gegenüber, zog er nicht die Börse, sondern seine Pistolen hervor. Das war verständlich genug; die Moghrebiner wichen zurück, der Leser wird aber diese Leute bald näher kennen lernen. Uebrigens ist die Straße zwischen Kairo und Suez so sicher, wie irgend ein Weg in Europa; jetzt war sie ohnehin sehr belebt durch Pilger aus der Türkei und Afghanistan, durch Araber und sogar durch Leute aus Indien.

Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang bog Burton links von der Straße ab, unter dem Vorwande, die Dromedare zu tränten, in der That um sich das Fort El Adschrudi näher zu betrachten. Es ist ein viereckiges Festungswerk mit runden Thürmen an den Ecken und über dem Eingangsthore, und könnte nicht einmal einem Zwölfpfünder widerstehen. Die Besatzung bestand aus etwa einem Dutzend Fellahs, die als erbliche Hüter, Ghafirs, die Festung hüten. Das Volk betrachtet dieses armselige Fort als den Schlüssel von Suez, und doch befindet sich der Brunnen nicht in demselben, sondern in einiger Entfernung; das Wasser ist obendrein brackig und schlecht.

Jetzt war Suez in der Nähe, das Meer kam in Sicht, aus dem Schlot eines Dampfers wirbelte Qualm in die Luft. Zur Rechten lagen die breiten Abhänge des Dschebel Mokattem, einer Hügelrühe, welche sich von Kairo, den ganzen Weg entlang, bis zum Rothen Meere zieht. Das Naturschauspiel war herrlich. Die nächste Hügelkette von Kreide und Sandstein war mit Roth wie übergossen, und überall, wohin die Strahlen der Abendsonne

fielen, glänzend vergoldet, während die Falten und tieferen Schluchten mit Purpur ausgefüllt zu sein schienen. Der Hintergrund, welchen der höhere Hügel Abu Deradsch, Vater der Stufen, bildete, war himmelblau und mit tiefem Purpur gestreift. Bei einem kleinen Gebäude, Bir Suweys, das heißt dem Brunnen von Suez, machte Burton Halt, ruhete eine halbe Stunde und erfreuete sich an dieser Pracht der Wüste. Als er in Suez einritt, war es schon Nacht geworden. Die Strecke von Kairo bis zu dieser Stadt beträgt vier und achtzig englische Meilen.

In Suez fand Burton schon eine Menge Pilger, doch ist ihr Andrang nicht mehr so beträchtlich als in früheren Zeiten. Den Mittheilungen eines Herrn Levick zufolge, welcher seit sechszehn Jahren in der Stadt wohnte, schifften sich 1838 und in den folgenden Jahren durchschnittlich zehn- bis zwölftausend ein. Dagegen betrug ihre Zahl im mohammedanischen Jahre 1268, das heißt von 1851 auf 1852, nur 4893 Köpfe, und sank im folgenden auf 3136. Die mittelbaren Wirkungen der in den mohammedanischen Ländern immer weiter um sich greifenden europäischen Einflüsse, sind wohl nicht ohne Wirkung geblieben. Uebrigens findet man unter den Pilgern Leute von allen Klassen, Farben und Trachten. Die Länder in der Umgegend Aegyptens liefern einen ansehnlichen Beitrag, aber viele kommen auch aus Buchara, Persien, Cirkassien, den verschiedenen Theilen des osmanischen Reiches und der Krim. Die meisten ziehen den Weg über Konstantinopel, wo sie sich einschiffen, dem weiten Karawanenwege über Damascus oder Bagdad vor. Aus dem Westen kommen Mauren, Algeriner und Tunesen, aus dem innern und westlichen Afrika schwarze Takruris in Menge, insbesondere aus Bornu, dem östlichen Sudan (Obernubien, Sennaar, Kordofan 2c.), aus Ghadames, und Dschabarti. Mit diesem letztern Namen werden die abyssinischen Mohammedaner von den Arabern bezeichnet.

Die Schiffsbauer in Suez stammen aus Candia und Alexandria und sind nicht ohne Einfluß. Als Mehmed Ali in Suez eine Flotte ausrüstete, um Truppen nach dem Hedschas bringen zu lassen, mußten Griechen, welche sich auf den Schiffsbau verstehen, nach Suez kommen, und die Nachkommen derselben treiben auch jetzt das väterliche Gewerbe. Die ganze westliche Küste des rothen Meeres ist baumlos, wenn man von Dattelpalmen, Tamarisken und Mimosen absieht; diese sind zum Schiffsbau nicht brauchbar

und man muß das Holz aus anderen Gegenden beziehen. Teckhölzer kommen über Dschidda aus Indien, Planken aus Venedig nach Alexandria, von wo sie auf Kameelen durch die Wüste getragen und dadurch in Suez um hundert Procent theurer wurden; jetzt befördert man sie auf der Eisenbahn. Segelmacher wohnen in Suez; das Schiffsvolk ist ein buntes Gemisch von Arabern und Aegyptern, der Raïs, das heißt der Schiffsführer, Capitain, stammt gewöhnlich aus Yambo. Die zwei Arten von Fahrzeugen, welche auf den Werften gezimmert werden, unterscheiden sich nicht durch Bauart, sondern nur durch Größe und Tragfähigkeit. Die Baghleh (weibliche Form von Baghl, ein Maulthier), oft fälschlich Baggalow geschrieben oder gesprochen, hält mehr als funfzig Tonnen Last, ein Sambak dagegen nur von funfzehn bis dreißig Tonnen, jede zu zweitausend Pfund gerechnet. Im Jahre 1853 bestand die Rhederei des Hafens von Suez aus 92 Fahrzeugen mit einem Gehalt von 25 bis zu 250 Tonnen. Im Jahre 1851 auf 1852 liefen davon nur 38 aus, so daß jedes Schiff nach der Heimkehr beinahe zwei Jahre lang aufliegen mußte. Während der Pilgerzeit, welche etwa vier Monate dauert, gingen allwöchentlich im Durchschnitt zwei Fahrzeuge ab; während der acht übrigen Monate zusammen nur sechs bis zehn. Die Einfuhren kommen zumeist in Schiffen, welche nach Dschidda gehören; sie dürfen Waaren bringen, aber keine Rückladung nehmen. Die ganze Hafenordnung war in hohem Grade unverständig, doch ist sie in der neuesten Zeit in mancher Hinsicht verbessert worden.

Der Handel von Suez ist nicht unbedeutend. Im Jahre 1853 bestand die Einfuhr aus 41,395 Packen und Ballen, die Ausfuhr aus 15,988. Das Ueberwiegen der Importe erklärt sich aus der Menge baaren Geldes, das nach Suez fließt; blos in Kronen- oder Maria-Theresiathalern kommen jährlich für dreißig- bis vierzigtausend Pfund Sterling nach Suez, um von dort nach Arabien, Abyssinien und anderen Theilen Ostafrikas verschifft zu werden. Die Gesammteinfuhr mag den Werth von etwa 350,000 Pfd. St., die Ausfuhr nach Dschidda an 300,000 Pfd. St. betragen. Unter den Importen nehmen Kaffee, 17,460 Ballen, und Gummi, 15,132 Ballen, die erste Stelle ein, und der Werth dieser beiden Artikel stellte sich auf je 75 bis 80,000, der Gesammtbetrag auf 160,000 Pfund Sterling. Man berechnet den Werth eines Ballens von beiden Waaren auf je fünf Pfd. Sterling. Ferner kommen Wachs

aus Yemen und dem Hedschas, und Perlmutter vom rothen Meere. Diese geht theils nach England, theils nach Jerusalem, wo man Rosenkränze, Heiligenbilder und Crucifixe daraus verfertigt; auch in Mekka ist die Fabrikation von Rosenkränzen aus Perlmutter für die Hadschis nicht unbeträchtlich. Pfeffer kommt von der Malabarküste, Gewürznelken bringen die Pilger aus Borneo, Singapore und Java; von der letztern Insel kommen in manchem Jahre etwa zweitausend nach Mekka; Pilger aus Persien und Bassora führen Pfeifenröhre aus Kirschholz und persischen oder Surate-Tabak ein. Diese Waaren mögen zusammengenommen einen Werth von 20,000 Pfund Sterling haben. Kleinere Einfuhrartikel sind Gewürze, namentlich Ingwer, Kardamomen und dergleichen, Aloe- (Aquila-)holz, Rosen- und Nelkenessenz, Tamarinden aus Indien und Yemen, Bankazinn, Häute, welche von den Beduinen gebracht werden, Sennablätter aus Yemen und dem Hedschas, blaugewürfelte Melayehs von Baumwolle, die im südlichen Arabien verfertigt und von den Frauen als Mantillen getragen werden. Alle diese kleineren Importe mögen zusammen einen Werth von gleichfalls 20,000 Pfund Sterling ausmachen.

Die Ausfuhren bestehen in englischen und einheimischen grauen Domestics, gebleichtem Madipilams, schottischem Musselin aus Paisley, und anderm Musselin zu Turbanen; sodann kommen an den Markt bedruckte Kattune aus Manchester, Spießglanz, syrische Seife, Eisen in Stangen, allerlei Eisenwaaren, Glasperlen aus Venedig und Triest, die in Arabien und Abyssinien als Schmucksachen gesucht sind, Schreibpapier, Tarbusche, Pantoffeln und allerlei Kleidungsstücke.

Was die klimatischen Verhältnisse anbelangt, so stellt sich in Suez die Mitteltemperatur auf 67° Fahrenheit, also zwischen 15 und 16° Réaumur oder 19 bis 20° Celsius. Am kältesten ist der Januar, in welchem der Thermometer ein Minimum von 38°, ein Maximum von 68° F. zeigt; August ist der heißeste Monat, 68° bis 102 und 104° F., also 32° R. Diese Hitze ist drückend. Jene äußersten Punkte werden selten überschritten; selbst beim heftigsten Chamsin (Wüsten-Winde) ist der Thermometer nicht über 108° gestiegen, und beim kältesten Wintersturm nicht unter 34° gefallen. Im März kommen heftige Stürme aus Süden. Die Regenverhältnisse sind sehr unregelmäßig; manchmal ist drei Jahre lang kein Regenschauer eingetreten, während es im Jahre 1841 neun

Tage lang ununterbrochen so stark aus den Wolken herabgoß, daß die ganze Stadt überschwemmt war und viele Häuser einstürzten*).

Die Bevölkerung betrug 1853 nur etwa 4800 Köpfe, eine genaue Zählung wird in einer mohammedanischen Stadt nicht angestellt; einigen Angaben zufolge beläuft sich die Ziffer auf ungefähr 6000; sechszehn Jahre früher war sie unter 3000 gefallen, stieg rasch bis 1850, dann aber wurde die Hälfte von der Cholera hinweggerafft. Durchschnittlich sterben zwölf Menschen im Monate. Einheimische Krankheiten sind im Frühjahre Typhoïdal- und Wechselfieber, weil dann bei starkem Nordwinde das Wasser der Bay zurücktritt und die Sonne auf den vom Meere entblößten Boden brennt; daraus entstehen Miasmen. Im October und November sind Fieberanfälle sehr stark, Augenleiden häufig. Doch kommt die Augenkrankheit in Suez nicht so oft vor wie in Kairo, aber die Symptome sind acuter; in manchen Jahren wird sie epidemisch, tritt sehr heftig auf und verläuft entweder in völlige Blindheit, oder verdunkelt die Hornhaut derart, daß die Gegenstände, welche man erblickt, verschwimmen; das Auge bleibt dann zeitlebens schwach. Von Herrn Levicks Bekannten wurden einst drei in einem einzigen Monate ganz blind Auch Durchfall und Geschwüre sind häufig. Während der kalten Jahreszeit ist Suez nicht ungesund, denn die Wüstenluft kräftigt den von der Hitze erschlafften Leib.

Die Mauern, Thore und Vertheidigungsanstalten befinden sich in vernachlässigtem Zustande, seitdem man keine Ueberfälle der sinaïtischen Beduinen mehr zu befürchten hat. An Häusern zählte die Stadt etwa fünfhundert. Die Bewohner leben recht gut; der Bazar ist immer wohl versorgt mit Fleisch und flüssiger Butter, die vom Sinai kommen, mit Geflügel, Mais, Gemüsen aus der Provinz Scharkiyeh, Obst wird von dort und aus Kairo gebracht, Weizen vom Nil auf Kameelen, jetzt auf der Eisenbahn. Ein Lieblingsgericht sind Bohnen, welche bekanntlich von den alten

*) Suez hat gar kein süßes Wasser, man muß dasselbe vom Nil kommen lassen. Früher wurde es auf Kameelen von dort gebracht; jetzt kommt es auf der Eisenbahn; die Dampfer der Peninsular- und Oriental-Compagnie werden mit Wasser aus Arabien versehen. Der Brunnen in Suez, Bir Suez, liefert nur für Thiere genießbares Wasser; der Mosesbrunnen im Osten und jene unterhalb Abu Deradsch an der Westküste des Golfes von Suez geben ein eben so schlechtes Getränk. Suez hat, aus Mangel an süßem Wasser, nicht einmal ein Hammal, öffentliches Bad.

Aegyptern nicht genossen wurden. Der Menschenschlag ist in Suez hübscher und kräftiger als in Kairo; er hat mehr Arabisches, die Tracht ist malerischer; man schwärzt die Augen mit Kohle und trägt nicht Pantoffeln, sondern Sandalen. Diese Leute sind ein etwas unruhiges Geschlecht, zanken gern und treiben nicht selten öffentlichen Unfug zum Beispiel in folgender Weise. Die Knaben werden von ihren Vätern aufgereizt, in Menge durch die Straßen zu ziehen; sie rufen: Lang' lebe der Sultan! Tod den Ungläubigen! Das hören die Christen, beklagen sich beim Gouverneur, und dieser läßt ein Paar der vorlautesten Bursche einsperren oder abprügeln. Dann erhebt man die Klage, daß die Christen Alles in Allem seien; dabei müsse nothwendig der Islam zu Grunde gehen. Das wird dem Volke öffentlich verkündet, und der Redner geberdet sich so unverschämt, daß der Gouverneur auch ihn festnehmen läßt. Dadurch wächst die Erbitterung, die Gläubigen halten heimliche Zusammenkünfte und die Vorsteher der Körperschaften führen eine drohende Sprache, mit der es im Uebrigen nicht viel auf sich hat. Manchmal kommt es aber doch zum Blutvergießen, welchem die Regierung dadurch einigermaßen vorzubeugen sucht, daß sie das Waffentragen in der Stadt verbietet. Außerdem werden alle Theilhaber an einem Streit, bei welchem Blut floß, mit beträchtlicher Geldbuße und der Bastonnade bestraft. Der Aegypter ist, beiläufig bemerkt, gutlaunig, aufgeweckt, sorglos, aber wenn er einmal gereizt wird, auch starrköpfig. Deshalb ist er auch als Soldat sehr brauchbar; er bekommt als solcher eine gewisse mechanische Gewandtheit im Gebrauche der Waffen, und ein ägyptisches Regiment feuert eben so regelmäßig ab, wie ein gut gedrilltes Bataillon in Europa. Mit seiner Handfertigkeit ist Alles recht gut bestellt, aber es fehlt überall, wo der Kopf das Seinige thun soll. Er ist also steifsinnig, verdaut gut, erträgt die Beschwerden des Kriegslebens vortrefflich und hat sich seinem alten Besieger, dem Türken, furchtbar gemacht.

Unser Reisender hatte in dem Gasthause, oder wenn man will Karawanserai, eines Kopten, Namens Georg, Unterkommen gefunden. Die Wände starrten von Schmutz, an den verräucherten Decken hingen Spinngewebe, am Fußboden wimmelte es von Ameisen; auf den Brettern nisteten Tauben und girrten den lieben langen Tag, ohne sich durch die Musik gewaltig großer Katzen stören zu lassen. Dann und wann machte auch wohl eine Ziege oder

ein Esel ihre Aufwartung. Noch an anderen ägyptischen Plagen fehlte es nicht. Burton vertrieb sich die Zeit, so gut er konnte, schlenderte im Bazar umher, ging in die Kaffeehäuser, wo man heißes Salzwasser mit gebrannten Bohnen für Kaffee verkauft, betete in der Moschee oder nahm ein Seebad. Einige Zerstreuung gewährte ihm der Verkehr mit einer ägyptischen Familie, welche in demselben Gasthaus wohnte und sehr vertraulich wurde, als sie erfuhr, daß er Kranke heile; er tändelte und scherzte namentlich mit einer wohlbeleibten Frau, die sehr redselig war, und sich gern Schmeicheleien sagen ließ. Oft sprach er zu ihr: „O Fattamah, nimm mich zum Manne, o Du Mädglein, o Pilgerin!“ Sie entgegnete kokettirend, und mit Kopfneigen, so daß der Schleier zur Seite fiel: „O junger Mann, ich bin ja verheirathet!“ Sie gehörte indessen nicht zu den spröden Schönen, und konnte auch nicht lange verdrießlich bleiben, wenn ein Scherz mit ihr die Grenzen des Anstandes überschritt, und statt liebkosender Worte, ein „altes Weib von sechszig Jahren, alte hinfällige Creatur“, ihr an den Hals geworfen wurde. Sie war nur etwa dreißig Jahre alt, und guter Laune. Im Allgemeinen stehen die ägyptischen Frauen, Misriyeh, im Hedschas in keinem guten Rufe. Selbst die Männer wollen nicht gern Aegypter heißen, denn sie haben nicht vergessen, daß die Leute im Nillande Jahrhunderte lang, durch Sklaven von Sklaven nämlich durch die Mameluken beherrscht worden sind.

In Suez fand Burton eine Menge neuer Reisegefährten, von denen er köstliche Porträts entwirft. In denselben schildert er uns lebendige Typen orientalischer Menschen, und die Wahrheit dieser Gemälde läßt nichts zu wünschen übrig.

Zunächst lernen wir einen jungen Burschen aus Mekka kennen, welchem der Reisende schon in Kairo begegnet war; er hatte dort von ihm die zur Pilgerfahrt nöthigen Kleider gekauft. Dieser mekkanische Jüngling, Mohammed el Basyuni, kam eben aus Konstantinopel zurück, war auch schon in Indien gewesen, kannte die Engländer, und wußte zu viel, als daß mir ein näherer Verkehr mit ihm hätte genehm sein können. Ich wurde ihn aber nicht los, bis ich in Kairo einen seiner Freunde von einer Augenkrankheit geheilt hatte. Dann ließ er sich ferner nicht mehr blicken, gab mir aber seine Wohnung in Mekka an. Hadschi Wali hatte mich vor ihm gewarnt und mehr als einmal gesagt: er hat es darauf angelegt, Dich anszuziehen. Damit hatte er das Richtige

getroffen, und ich war entschlossen, mit diesem Burschen nichts zu schaffen zu haben. Aber der Mensch denkt und die Vorsehung lenkt, denn in der Wüste zwischen Kairo und Suez heftete sich Mohammed an meine Fersen. Er ist ein junger Mensch von etwa 18 Jahren, noch ohne Bart, von chocolatenbrauner Hautfarbe, scharf gezeichnetem Profil und markirten Zügen. Sein knochiges Gesicht deutet entschieden auf mekkanischen Ursprung, während sein Auge ägyptischen Schnitt und Ausdruck hat. Dadurch rechtfertigt sich auch sein Zuname El Basyuni, welcher andeutet, daß Mohammeds Vorfahren von den Ufern des Nils stammen. Er ist kurz und breit gewachsen und hat Anlage zum Fettwerden. Seine ganze Gelehrsamkeit besteht darin, daß er mangelhaft lesen und seinen Namen schreiben kann, aber auf Handel und Wandel versteht er sich ganz trefflich. Als Mekkaner spricht er das beste Arabisch, redet den gelehrten Dialekt, die Sprache der Schrift, ist in seinen Ausfällen sehr beredt, betet regelmäßig und beobachtet alle Vorschriften und Gebräuche, welche der Pilger nicht außer Acht lassen darf. Uebrigens hat er in Konstantinopel gelernt, sich an geistigen Getränken zu erfreuen und saftige Liebeslieder zu singen, auch hat er dort den Verkehr mit ausschweifenden Weibern lieb gewonnen, und sich überhaupt aller Vorurtheile entledigt. Mohammed, der jüngste Sohn einer Wittwe, deren blinde Zärtlichkeit allen bösen Neigungen des Knaben Vorschub geleistet hat, ist, wie so viele verzogene Kinder, in hohem Grade wohlwollend und dann wieder selbstsüchtig und sehr unbeständig. Er wird ungemein leicht gereizt, aber auch schnell wieder besänftigt, und das ist ein allgemeiner Charakterzug der meisten Orientalen. Er verschwendet, was er besitzt, ist aber immer gierig nach dem was Andere besitzen, und das ist ächt Arabisch. Als ein Mensch, der weit gereist ist, tritt er in Rede und Haltung mit großer Zuversicht auf, aber als herzhaft kann ich ihn nicht bezeichnen. Wohl aber geht seine Schlauheit sehr weit, und sein Ehrgefühl ist, namentlich in Bezug auf Alles was seine Aeltern betrifft, sehr empfindlich. Das möchte wohl Mohammeds beste Seite sein.

Da ist Omar Effendi. Er stammt aus Daghestan oder Cirkassien; sein Großvater war Mufti in Medina, sein Vater ein Scheich, welchem von Amtswegen die Obhut der Dromedarkarawanen anvertraut war. Dieser Mann sieht kränklich aus, hat gelbe Gesichtsfarbe, gallige Gemüthsanlage, graue Augen und ein feines

Gesicht. Es verdrießt ihn ganz entsetzlich, daß er gar keinen Bart hat und wie ein Knabe von funfzehn Jahren aussieht, obwohl er achtundzwanzig alt ist. Er kleidet sich anständig, versäumt kein Gebet und verabscheut die Weiber auf das Aeußerste. Als ächter Araber giebt er seinen Abneigungen den stärksten Ausdruck. Ich sehe ihn immer nur sehr ernst, sein ganzes Betragen ist sanft und bescheiden, seine Stimme leise und langsam; wenn er aber gereizt wird, wüthet er wie ein bengalischer Tiger. Seine Aeltern wollten ihn zum Heirathen bewegen, er hatte aber geantwortet wie Kamaralzaman in Tausend und Eine Nacht, und seinem Vater in's Gesicht gesagt: Du zählst zwar viele Jahre, besitzest aber nicht Verstand in entsprechendem Verhältnisse. Schon in früher Jugend hatte er einen Hang zum Trübsinn, und als er sich in Medina in seinen Studien behindert glaubte, war er heimlich aus dem Vaterhause entwichen und nach Kairo gegangen. Dort war er als Bettelstudent an der berühmten Universität der El Azhar-Moschee aufgenommen worden. Seine Aeltern waren untröstlich und hatten nun einen vertrauten Mann abgeschickt, welcher den entflohenen Sohn mit Güte oder Gewalt heimbringen sollte. Omar hatte sich gefügt und harrte nun auf eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach Arabien, welche er, wenn irgend möglich, umsonst machen wollte.

Jener vertraute Mann ist ein vormaliger Negersklave, der Saad heißt und den Beinamen El Dschinni, das heißt der Teufel, führt. Er ist in Omar Effendi's Hause geboren und erzogen, hat seine Freiheit erhalten, als Soldat gedient, ist Kaufmann gewesen und bis Bagdad, Gibraltar und Rußland gekommen. In ihm steht der ächte Afrikaner vor mir; bald überläßt er sich lärmender Freude und versinkt dann gleich wieder in Trübsinn und Schweigsamkeit; er ist zuthunlich, gefällig, unverschämt, herzhaft und prahlerisch, thätig und verschlagen, sehr streitsüchtig, und hat gar kein Gewissen. Die lobenswerthe Seite seines Wesens finde ich in der aufrichtigen Anhänglichkeit an seinen jungen Herrn Omar Effendi, den er übrigens bei jeder Zorneswallung schimpft und beleidigt; auch stiehlt er ihm Alles, dessen er habhaft werden kann. Mit dem, was er selbst besitzt, knausert er nicht, borgt aber immer Geld, das er nie wieder bezahlt. Er kleidet sich wie ein Bettler, trägt auf seinem Wollkopfe einen schmutzigen Turban und auf seinem schwarzen Leibe weiter nichts als einen baumwollenen Kittel, während seine beiden Koffer mit schönen Kleidern für seine werthe

Person und seine Frauen zu Medina gefüllt sind. Er hat deren nicht weniger als drei. Diese kostbaren Koffer überwacht er mit der größten Sorgfalt. Als wir in Suez uns nach einem Schiffe zur Ueberfahrt umsahen, bestürmte er bei dem geringsten Anlaß den Gouverneur Dschiaffar Bey mit nichtigen Beschwerden und betrug sich dabei höchst unverschämt. Wir meinten immer, daß der hohe Beamte ihm dafür die Bastonnade geben lassen werde, aber die zudringliche Unverschämtheit des Negers schien dem türkischen Würdenträger Spaß zu machen. Saad der Teufel trieb sich gern auf dem Bazar umher, wo er wegen des Ueberfahrtspreises feilschte; er lebte der Hoffnung, daß er die Seereise umsonst werde machen können.

Mein vierter Reisegefährte ist Scheich Hamid, zubenannt El Lamman, weil einer seiner Vorfahren mit flüssiger Butter handelte. Dieser stand im Geruche der Heiligkeit und hatte in dem religiösen Orden der Kadiriya die Würde eines Sufi. Scheich Hamid saß am liebsten auf einem Koffer, in welchem sich Geschenke für „die Tochter seines väterlichen Oheims“ befanden, denn so bezeichnete er seine Frau. Er erscheint als ein ächtes Muster der Bewohner von Medina, wo seine Familie seit langer Zeit angesiedelt ist. Auf seinem Kopfe hat er einen Schuschah wachsen lassen, einen Büschel Haare, um seinen Schädel gegen die Sonnenstrahlen zu schützen; denn das ist dem Muselmann auf der Reise gestattet. Er hat eine dunkelbraune Gesichtsfarbe, stutzt seinen dünnen Bocksbart niemals, geht immer barfuß, und trägt weiter nichts als einen entsetzlich schmutzigen Kittel, welchen er mit einem ledernen Gürtel über den Hüften zusammenschnürt. Er unterläßt das Beten, weil er sich nicht entschließen kann, reine Kleider aus seinem Koffer hervorzulangen, raucht aber gern, am liebsten von anderer Leute Tabak. Er ist sehr lebhaft und klagt den ganzen Tag bald über Das, bald über Jenes; kann nicht einmal buchstabiren, trägt aber stets ein altes, schlechtgeschriebenes Manuscript bei sich, das eine Sammlung moralischer Erzählungen und Gebete enthält. Von Zeit zu Zeit öffnet er dieses Buch, wirft einen flüchtigen Blick hinein, küßt es und steckt es dann wieder bei. Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß Scheich Hamid alle möglichen Lieder singen kann, auch versteht er sich trefflich darauf, einen Hammel zu schlachten und zu zertheilen; ferner weiß er alle Rufe zum Gebet auswendig und giebt sie mit lauter Stimme zum Besten; er kocht sehr gut, ist ein gewandter

Bartscheerer und weiß im Nothfalle auch mit dem Säbel umzugehen. Er äußert sich sehr streng über jede Nichterfüllung der religiösen Gebote und Vorschriften, während er doch, gerade wie der Neger Saad, seine Andacht niemals verrichtet, wenn er nicht unbedingt muß. Seiner Behauptung zufolge hat er geschworen, eher zu sterben, als das Gelübde der Treue zu brechen, welches er seiner Frau abgelegt; ich habe ihn aber stark im Verdacht, daß er es mit der Erfüllung dieses Gelübdes nicht allzugenau nimmt. Sobald vom Wein nur die Rede ist, runzelt er gleich die Stirn, ich gewahre aber um seinen Mund gewisse Falten, welche den Unwillen, der seine Stirn überzieht, Lügen strafen; ohnehin hat er einige Zeit in Konstantinopel gelebt, also in einer Stadt, in welcher man lernt Vorurtheile abzulegen. Uebrigens weiß er nicht zehn Worte Türkisch, hat nur ein paar Piaster in der Tasche, weil er Alles, was er als Führer zum heiligen Grabe erwarb, in Konstantinopel und Kairo vergeudete.

Da ist endlich Salih Schakkar, der Sprößling, welchen ein türkischer Vater mit einer Araberin gezeugt hat, ein magerer Bursche von etwa sechszehn Jahren, der aber denkt und spricht wie ein Vierziger. Er liegt so ziemlich den ganzen Tag auf einem Teppich und schmaucht Tabak, ist ein Selbstsüchtling durch und durch, ohne Herz oder edle Anwandlungen, kalt und hochmüthig wie ein Türke, und entsetzlich geizig wie ein Araber. Dieser junge Mensch betet häufiger als Scheich Hamid, kleidet sich auch mit mehr Anstand und spielt einigermaßen den konstantinopolitanischen Stutzer. In den Augen des gemeinen Volkes giebt ihm seine ziemlich weiße Haut einen höhern Rang. Ich habe mir während der Reise viel mit ihm zu schaffen gemacht, und er benutzte unsere Bekanntschaft, um mir Geld abzuborgen. Als wir aber in Medina angekommen waren, kannte er mich gar nicht mehr und benahm sich genau wie ein Londoner, dem im Hydepark ein Mann begegnet, mit welchem er auf dem Continente bekannt geworden ist. Offenbar wollte er mich um mein Geld prellen, was ihm aber nicht gelungen ist. Dieser Bursch war ein wenig angestreift von literarischer Bildung und hatte sich namentlich viel mit der Moral der Freigebigkeit abgegeben; diese löbliche Eigenschaft pries er mir öfters an. Der Freigebige und Großmüthige, sprach er, ist ein Freund Allah's, wäre er auch sonst ein noch so verhärteter Sünder; der Knauser dagegen, und wäre er in allem Uebrigen ein Heiliger, ist Allah's Feind. Diesen

Ausspruch erläuterte er mit einem Hinweis auf Pharao, der zwar ein ausbündiger und gottloser Frevler gewesen sei, dessen aber doch der Koran erwähne, weil er sich freigebig gezeigt habe. Auf Nimrod dagegen spiele das heilige Buch nur an, denn er war geizig, ein rechter Filz.

In unserm Karawanserai zu Suez traf ich noch zwei andere Männer aus Medina; ich schildere sie aber nicht näher, weil sie aus Mangel an Geld in Aegypten zurückbleiben mußten. Den einen, Mohammed Schikiliba, traf ich später in Mekka und gestehe gern, daß mir nie ein Mann von mehr Geradheit und Herzenswärme begegnet ist. Als wir an Bord gingen umarmte er seinen Landsmann Scheich Hamid, und Beide vergossen Thränen, obgleich ihre Trennung in jedem Falle nur kurz war.

Die oben näher geschilderten Männer verloren keine Zeit, mir allerlei Eröffnungen zu machen, die sich allemal auf ein Darlehn bezogen. Die Lage, in welcher diese Leute sich befanden, kann als Erläuterung für die praktische Philosophie der Orientalen dienen. Diese Leute hatten eine Schiffsreise von etwa zwölf Tagen in Aussicht, auf welche dann eine mehrtägige Wanderung durch die Wüste folgen mußte. Es kam darauf an, das Gepäck zu befördern, Zollabgaben zu bezahlen, den Magen zu füllen, und doch glaube ich, daß es ihnen Allen zusammen schwer gefallen wäre, auch nur zwei Dollars an baarem Gelde aufzuweisen. Dagegen waren ihre Koffer mit werthvollen Sachen, zum Beispiel Waffen, Kleidern, Schuhen, Pfeifen, Confect und dergleichen angefüllt, sie würden aber nur im Angesichte des Hungertodes etwas davon veräußert haben.

Die Gesellschaft dieser Leute konnte mir von Nutzen sein und deshalb willfahrte ich ihnen gern, als Einer nach dem Andern mich um ein Darlehn bat. Mohammed el Basyuni erhielt sechs Dollars, Scheich Hamid, in dessen Hause ich zu Medina wohnen wollte, fünf Pfund Sterling, Omar Effendi drei Dollars und Saad der Teufel nur zwei Dollars; Salih Schakkar empfing funfzig Piaster. In jenen Ländern ist es herkömmlich, daß man überhaupt nicht gern Geld verleiht, weil der Glückliche, welcher ja etwas geborgt erhält, die vorgestreckte Summe nicht wieder zurückgiebt. Auf das letztere rechnete ich auch gar nicht, hielt mich aber dadurch einigermaßen schadlos, daß der erstgenannte meiner Gefährten mir allerlei Dienste verrichten mußte; dem zweiten borgte ich zwei hübsche Röcke ab, der dritte mußte mir eine Pfeife, der vierte einen Yataghan

(Bala) leihen, und von dem fünften nahm ich einen falschen Kashmirshawl. Das Alles that ich mit Vorbedacht, um am Tage der Abrechnung mich als einen wahrhaften Hatim, das heißt einen großmüthigen und freigebigen Mann hinstellen zu können. Meine Gefährten schlugen jene Vorschüsse hoch an, bewiesen mir große Aufmerksamkeit und sangen mein Lob. Sie luden mich zum Essen ein, ich wurde mit Fragen bestürmt, und mußte Confect annehmen. Da ich bei alle dem die Eigenschaft eines Derwisch geltend machte, so fanden sie bald, daß ich ein großer Mann hinter einer Wolke sei, und jeder wollte mich in Medina oder Mekka beherbergen. Stets wurde mir der erste Platz eingeräumt, man fragte mich bei Allem um Rath und nichts wurde ohne mein Gutachten entschieden; kurzum, der Derwisch Abdallah war plötzlich ein wichtiger Mann geworden. Aber diese unverhoffte Größe verleitete mich zu einer Unbesonnenheit, die mir hätte theuer zu stehen kommen können. Sie erregte Verdacht gegen mich; das war aber auch das einzige Mal während der ganzen Reise.

Meine Freunde durchmusterten eines Tages erst meine Kleider, dann meinen Arzeneikasten und bewunderten meine Pistolen. Bei dieser Gelegenheit fanden sie auch meine Uhr, der ich übrigens aus Vorsicht ein mit arabischen Schriftzeichen versehenes Gehäuse von Kupfer gegeben hatte. Einer erzählte, daß er in Konstantinopel einen Compaß gesehen habe, und nun glaubte ich auch meinen Sextanten zeigen zu dürfen. Das war jedoch ein Irrthum, denn kaum hatte ich das Gemach verlassen, als der junge Mohammed behauptete, ich sei zwar angeblich ein Pilger, in Wahrheit aber ein Ungläubiger aus Indien. Darüber wurde dann lebhaft hin und her gestritten. Zu meinem Glück hatte Omar Effendi gerade an jenem Morgen einen Brief gelesen, welchen ich an Hadschi Wali geschrieben, und ich war bei diesem Anlaß mit ihm in Erörterungen über schwierige theologische Gegenstände eingetreten. Als Mann der Wissenschaft glaubte er sich nun verpflichtet zu behaupten, daß Mohammeds Ansicht schlechterdings unzulässig sei. In demselben Sinne sprach sich auch Scheich Hamid aus, der darauf rechnete, daß ich in Medina, wo er mir als Führer dienen wollte, bei ihm wohnen würde. Natürlich war ihm auch eine gute Belohnung sicher, und außerdem kümmerte es ihn wohl nur in sehr geringem Maße, ob mein Glaube ganz rein sei. So schwor er denn hoch und theuer, daß alles Licht des Islam auf meinem Antlitz strahle,

Mohammed dagegen sei ein ganz elender Mensch, ein Fakir, eine Eule, ein Friedenstörer, ja ein Wahabi; es sei schändlich, den Glauben eines Bruders im Propheten anzutasten. Dann fuhren auch die beiden Anderen über den jungen Menschen her, machten ihm strenge Vorwürfe über seine Unbesonnenheit, nannten ihn schamlos und erklärten, er thue besser, Allah zu fürchten als zu verläumden. Alle diese Einzelnheiten hat mir Omar Effendi selbst erzählt, als ich nach meiner Rückkehr von Mekka wieder in Kairo mit ihm zusammenkam. Ich wollte ihm nicht zu nahe treten und sagte deshalb nicht, daß ich als verkappter Mann gepilgert sei; er seinerseits war höflich genug, keinen Verdacht zu äußern, und wir schieden als gute Freunde. Ohne Zweifel hatte er wohl ein allgemein verbreitetes Gerücht vernommen, dem gemäß ein als Perser verkleideter Engländer die Wallfahrt nach Mekka unternommen, das Land ausgemessen und die Denkmäler abgezeichnet habe. Wie dem aber auch sein möge, die Auftritte, zu welchen das Vorzeigen meines Sextanten Anlaß gegeben hatte, machten mich vorsichtig; ich legte meinen Sextanten bei Seite und betete eine Woche lang täglich nicht weniger als fünfmal.

Saad der Teufel hatte es übernommen, für uns eine Reisegelegenheit ausfindig zu machen. Endlich kam er mit der Nachricht, daß wir in einem nach Yambo bestimmten Fahrzeuge Plätze haben könnten. Freilich bemerkte er auch sogleich, die Reise werde mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden sein, weil das Schiff auch moghrebinische Pilger an Bord nehme; übrigens mache Allah jedes Ding leicht. —

An der Sache selbst war schwerlich etwas zu ändern, aber unangenehm blieb sie in jedem Falle. Burton kannte diese Moghrebiner schon; er war, wie bereits früher berichtet ward, mit etwa einem Dutzend derselben in der Wüste zusammengetroffen, schmutzigen, zerlumpten, halbverhungerten und vor Durst schmachtenden Leuten. Als er ihnen freigebig Lebensmittel verabfolgte, dankten sie mit Schimpfreden und Drohungen. Hören wir ihn weiter.

Der zur Einschiffung anberaumte Tag war gekommen, und die Verwirrung groß. An einem heißen Julimorgen standen wir am Meeresufer und überwachten unser Gepäck; die Sonne schoß ihre glühenden Strahlen auf uns herab. Eine müßige und gaffende Menge trieb sich zwischen den Reisenden herum, offenbar nicht in uneigennütziger Absicht. Die Pilger waren in fieberhafter Auf-

regung, nahmen Abschied von ihren Freunden, viele weinten, andere riefen ein lautes Lebewohl. Die Bootsführer verlangten das Fährgeld, die Kaufleute forderten noch Frachtgelder ein, die Frauen schnatterten mit unglaublicher Zungenfertigkeit durcheinander, die Kinder schrieen, kurz wir waren eine Stunde lang in einem wahren Menschensturme. Um die Verwirrung wo möglich noch zu steigern, liegen die Boote etwa ein Dutzend Schritte vom Ufer entfernt, und daraus leiten die Gepäckträger den Vorwand her, sich die doppelte Gebühr zahlen zu lassen. Stämmige Matrosen nehmen türkische Weiber auf den Arm, um sie an Bord zu bringen; diese heulen ganz entsetzlich, die Kinder thun es ihren Müttern nach, die Männer schelten und fluchen; kein Mensch bleibt ruhig. Als wir dann endlich im Boote uns befinden, stellt sich heraus, daß Jeder etwas vergessen hat, eine Pfeife oder ein Kind, einen Koffer oder eine Wassermelone. Die Diener sollten am Strande sein, hatten es aber vorgezogen, sich auf dem Bazar umherzutreiben.

Von dem Strande, wo wir eingeschifft wurden, führte man uns nach dem kleinen Hafendamme, auf welchem Dschiaffar Bey, der türkische Gouverneur, sehr majestätisch Platz genommen hatte, um noch einmal die Pässe zu prüfen. Er findet, daß einigen Reisenden dieser unentbehrliche Ausweis fehlt, und macht kurzen Proceß, denn einige erhalten sofort die Bastonnade und andere werden nach Kairo zurückgewiesen. Um zehn Uhr spannt endlich unser Boot sein kleines Segel auf und fährt nach der Rhede hinaus. Unterwegs ereignet sich gleich ein Vorfall, der einen Vorgeschmack von dem giebt, wessen wir von unseren Reisegefährten, den moghrebinischen Pilgern, uns zu versehen haben. Ein mit diesen Leuten besetztes Boot legt an das unsere an, und bevor wir uns zur Abwehr rüsten können, wirft sich das wilde Gesindel in unsere Barke, schlägt auf uns ein, stößt uns hin und her, lacht über uns und will zu noch ernstlicheren Thätlichkeiten übergehen. Mein indischer Diener wagte einige Aeußerungen, welche den Moghrebinern nicht anstanden, und erhielt dafür einen Hieb mit dem Knüttel. Diese Leute waren bewaffnet und uns an Zahl überlegen; wir mußten deshalb für jetzt ihre unverschämten Gewaltthaten ruhig ertragen.

Unser Schiff heißt der Goldfaden, Silk el Sahab, ist ein Sambak von plumper Bauart, hält etwa funfzig Tonnen, hat kein Deck, aber ein erhöhtes Hintertheil, und zwei Masten; die dreieckigen Segel sind schwierig zu handhaben. Von Compaß, Logleine

oder Karten ist keine Rede. Auf einem derartigen Fahrzeuge mag vor mehr als dreißig Jahrhunderten der alte Sesostris über das rothe Meer gefahren sein.

Das erste Wort, welches mir bei meiner Ankunft in Aegypten entgegentönte, war Bakschisch, und es war auch das bei meiner Abreise. Unser Bootsführer gestattete Keinem die Schiffsleiter hinaufzusteigen, bevor das Fährgeld erlegt war, und verlangte dann obendrein ein Bakschisch. Uebrigens habe ich niemals einen Engländer gesehen, der sich dazu verstanden hätte, diesem argen Mißbrauche Vorschub zu leisten.

Was ich an Bord des Goldfadens sah, bot einen sehr niederschlagenden Anblick dar. Der Schiffsführer hatte versprochen, nicht mehr als sechszig Fahrgäste aufzunehmen, und doch zählte ich deren nicht weniger als siebenundneunzig. Vom Klüverbaum bis zum Stern war der ganzen Raum mit Kisten, Kästen und Koffern überfüllt, die in wilder Unordnung durch einander lagen; die Reisenden wimmelten durch einander wie Ameisen. Selbst das erhöhete Hinterdeck, für welches wir unsere Plätze belegt, war durch allerlei Gepäck versperrt und von einer Anzahl Pilger eingenommen worden, die gar kein Recht hatten sich dort aufzuhalten. Glücklicherweise erschien Saad der Teufel in Matrosentracht, und Niemand hätte in ihm den Besitzer von zwei reichgefüllten Koffern vermuthet. Er machte sofort Anstalt, den Dingen eine andere Wendung zu geben, und reinigte das Hinterdeck von den Eindringlingen und deren Habseligkeiten, indem er, von uns nach Kräften unterstützt, ohne viele Umstände Alle in den Raum hinabwarf. Nun konnten wir uns einrichten, so gut es eben gehen wollte. Unserer waren nicht weniger als achtzehn Personen, unter diesen drei Syrier, ein Türke mit Frau und Kindern und der Capitain nebst einigen Matrosen; der uns zugemessene Raum war zehn Fuß breit und acht Fuß tief. Die Kajüte, ein armseliges Loch über uns, hatte nur drei Fuß Höhe und war, wie das Zwischendeck eines Sklavenschiffes, mit funfzehn bedauernswerthen Geschöpfen, lauter Weiber und Kindern, vollgepfropft. Die übrigen siebenundneunzig Reisenden standen, saßen oder lagen zwischen dem Gepäck im Raum umher. Ich machte an der Außenseite des Schiffes ein Matrosenlager ausfindig, das mir gegen einen baaren Dollar vom Inhaber eingeräumt wurde. Ich wollte lieber dem Ungestüm des Wetters ausgesetzt sein, als mich auf dem Hinterdeck wie einen Häring zusammenquetschen lassen.

Unsere „Maghrebis“ waren wilde Thiere, so schön, wie man dergleichen nur sehen kann, und stammten aus der Wüste zwischen Tunis und Tripoli; fast durchgängig junge, kräftige Kerle, hochgewachsen, breitschulterig, mit mächtigen Armen und brüllender Stimme. Ihr ganzes Benehmen war äußerst roh, und aus ihren Mienen sprach bald eine brutale Mißachtung Anderer, bald eine unverschämte Vertraulichkeit. Unter ihnen befanden sich auch einige Greise, an denen mir eine ungemein verhärtete Physiognomie auffiel; die Frauen waren eben so plump und abstoßend wie die Männer. Dazu kamen dann noch einige hoffnungsvolle Knaben, die immer schrieen und die Hand an's Messer legten. Ich muß noch hervorheben, daß die Weiber mit so schmutzigen Lumpen behängt waren, daß man das ursprüngliche Weiß der Kleider nicht mehr zu erkennen vermochte. Jeder Moghrebiner trug einen baumwollenen oder gestreiften Burnus mit Kapuze; der Kopf war unbedeckt, denn diese Leute machten sich nichts mehr aus den Sonnenstrahlen, gegen deren Einwirkungen sie sich durch ihr dichtes Lockenhaar und ihre dicken Schädel hinlänglich geschützt glaubten. Alle waren bewehrt; zum Glück für uns bestand ihre furchtbarste Waffe in einem nur zehn Zoll langen spitzen und doppelschneidigen Messer.

Die Maghrebis reisen in Horden unter der Führung eines Obmannes, welcher zeitweilig den Titel Maula, Herr, führt. Er ist insgemein ein Hadschi, der die Wallfahrt nach den heiligen Stätten schon einige Male gemacht hat und also Erfahrung besitzt. Seine Schaar hegt deshalb einige Hochachtung vor ihm, während die amtlichen Pilgerführer in Mekka und Medina ihn verachten. Diese Afrikaner sind während ihrer langen und weiten Reise unglaublichen Beschwerden und Entbehrungen unterworfen. Sie treten die Wallfahrt ohne Mittel an, denn sie verlassen sich auf Almosen oder was ihnen sonst die Vorsehung schickt. Zu diesen Geschenken der Vorsehung rechnen sie auch das Eigenthum anderer Leute, und stehlen deshalb, wo sie nur irgend Gelegenheit finden. Auch am Bord des Goldfadens kamen einige Diebereien vor, und man sagt den moghrebinischen Pilgern nach, daß sie Mordthaten nicht scheuen.

Wer einen Platz erobert hatte, wollte es sich nun auf demselben möglichst bequem machen, aber dabei gab es Zank und Kampf in Hülle und Fülle. Der Krieg begann, als einige zerlumpte Türken aus Anatolien und Karamanien, welche unter die Moghrebiner gerathen waren, diesen einige Rippenstöße versetzten. Sofort über-

nahm Maula Ali als Obmann die Leitung seiner Schaar, und bevor noch eine Minute verflossen war, sah ich einen wirren Knäuel von Menschen, die auf einander losschlugen, um sich bissen, kratzten, einander mit Füßen traten und gräßlich schrieen. Einer unserer Syrer auf dem Hinterdeck sah, wie ein Landsmann mißhandelt wurde, und sprang in den Raum hinab, um Ruhe zu stiften. Das war eine große Unvorsichtigkeit, denn er verschwand sofort in der kämpfenden Menge, und als wir ihn endlich wieder heraufziehen konnten, war ihm die Hälfte seines Bartes ausgerauft; auf der Stirn hatte er eine weit klaffende Wunde und in seinem Dickbein einen Biß von zwei Reihen scharfer Zähne. Die Moghrebiner fielen immer zu Vieren oder Sechsen über einen Feind her, woraus schlimme Folgen erwuchsen; denn den schwächere Theil, welcher so der Uebermacht erliegen mußte, griff zum Dolche, und es gab einige sehr gefährliche Verwundungen. Fünf Männer waren schon nach wenigen Minuten unfähig zu weiterem Kampfe, und die moghrebinischen Sieger kamen nun einigermaßen zur Besinnung. Die Schlacht war vorbei.

Wir lagen noch immer vor Anker. Als sich herausstellte, daß in der That mehrere Fahrgäste gar keinen Platz finden konnten, wurde an den Schiffseigenthümer, Ali Murad, eine Abordnung geschickt, um Vorstellungen zu machen und Abhülfe zu verlangen. Der würdige Rheder ließ drei volle Stunden auf sich warten; dann kam er endlich in seinem Boot heran gerudert, war aber vorsichtig genug, sich in gehöriger Entfernung vom Schiffe zu halten. Den vielen wohlbegründeten Beschwerden wußte er weiter nichts entgegenzuhalten, als den leidigen Trost, daß Jeder, dem es an Bord nicht gefallen, an's Land zurückkommen möge, wo ihm das Fahrgeld zurückerstattet werden solle. Aber damit war nichts gebessert, denn Ali Murad wußte sehr wohl, daß den Leuten Alles daran lag, befördert zu werden. Ohne sich weiter um sie zu kümmern, ruderte er nach Suez zurück, doch gab er uns zum Abschied einige weise Lehren, indem er uns mit Salbung ermahnte, vernünftig zu sein. Lebt in Frieden und vertragt Euch!

Seine Abfahrt war aber nur das Zeichen zu einem neuen Kampfe, der ähnlich verlief wie jener frühere, bei welchem wir mit bewaffneter Hand unsere Plätze behauptet hatten. Jetzt aber drangen die Moghrebiner in uns, etwa ein Dutzend der ihrigen auf unserem Deck unterzubringen, damit sie dort unten etwas mehr Platz

bekämen. Darüber gerieth Saad der Teufel in wilden Grimm; er sprang auf, fluchte gräßlich, und warf uns ein Bündel eschener Knüttel zu, sechs Fuß lang, armsdick, und rief uns zu: „Jetzt vertheidigt Euch, wenn die Moghrebiner Euch nicht auffressen sollen!“ Dann hielt er dem Feind eine Standrede: „Ihr Hunde! Hundesöhne seid Ihr! Ihr sollt sehen, was die Kinder Arabiens sind! Ich bin Saad der Teufel!“ Und nun riefen wir Alle durcheinander: „Ich bin Omar aus Daghestan! Ich bin Abdallah, Jussufs Sohn!“ und so fort. Ich muß unseren Gegnern Gerechtigkeit wiederfahren lassen; sie griffen kräftig an, drangen gegen unser Deck ein wie Schaaren gereizter Hornissen, und ermuthigten einander mit dem Rufe: „Allah akbar, Gott ist groß!“ Allein unser Stand war beträchtlich höher als der ihrige, und mit ihren schwachen Palmenstäben und kurzen Messern vermochten sie gegen unsere gewaltigen Knüttel nichts auszurichten. Allerdings waren sie uns an Zahl weit überlegen, konnten aber das Halbdeck nicht ersteigen, und je heftiger sie eindrangen, um so wuchtiger fielen auch die Schläge auf ihre Köpfe.

Ich hatte mich anfangs wohl gehütet, derb darein zu hauen, weil ich befürchtete, daß ich bei voller Kraftanwendung mit meiner mächtigen Knüttelwaffe einen Menschen todtschlagen könne; doch fand ich bald, daß afrikanische Schädel und Köpfe auch die heftigsten Schläge vertragen, und ohnehin war die nachdrücklichste Abwehr geboten. Mitten im Gewühl des Kampfes flog mir ein Gedanke durch die Seele. Auf dem Halbdeck, gerade da, wo der Streit am heftigsten war, stand ein sehr großes irdenes Wassergefäß in einem hölzernen Kasten, und das Ganze zusammen mochte wohl hundert Pfund schwer sein. Ich benützte einen günstigen Augenblick, um mich hinter den Kasten zu drücken, gab ihm einen Stoß und warf ihn auf die Moghrebiner hinab. Er flog in sie hinein wie eine Bombe, und ein wildes Geschrei übertäubte plötzlich jeden andern Lärm; denn Köpfe, Arme, Schultern und Leiber waren geschlagen oder gequetscht; die Trümmer und Scherben des irdenen Gefäßes hatten Manchen verwundet, und der Wasserguß übte eine beruhigende Wirkung aus. Die Moghrebiner mochten jetzt wohl besorgen, daß noch etwas Schlimmeres hinterher kommen könnte, und wichen zurück, während wir, im Vollgefühl des Triumphes, unsere Plätze wieder einnahmen. Bald darauf erschienen Abgeordnete der Männer aus dem Westen in blutbeflecktem Burnus; sie trugen die Spuren

der Schlacht an sich. Auf ihre Bitte, daß fortan Frieden zwischen uns sein möge, gingen wir ein, falls sie selber sich verpflichteten, die Ruhe nicht ferner zu stören. Zum Zeichen ihrer Reue und Unterwürfigkeit küßten sie unsere Köpfe, Schultern und Hände. Den Sieg verdankten wir lediglich unseren Anstrengungen; der sanfte Omar Effendi hatte am tapfersten gekämpft. Unser Schiffsführer war ein alter Dummkopf; er wußte weiter nichts als den Fathah*) herzusagen, und verlangte an jedem Abend, wenn er Anker geworfen hatte, Bakschisch. Während seiner Mußestunden ließ er sich gewisse Insecten absuchen, deren er eine große Menge an sich beherbergte. Das Schiffsvolk bestand nur aus einem halben Dutzend junger Bursche aus Aegypten, die manchmal von den Moghrebinern mit Schlägen bedacht wurden, am meisten dann, wenn sie zu rauchen anfingen, weil die Kinder der Wüste den Tabak verschmähen.

Endlich, am 6. Juli 1853 Nachmittags, wurden die Segel aufgehißt, ein günstiger Wind schwellte sie, wir sprachen andächtig das Fathah und erhoben unsere Hände gen Himmel, um für unsere Fahrt jenen Segen herabzuflehen, welchen Allah so würdigen Bekennern des Propheten unmöglich versagen konnte. Dann legten wir unsere, solchergestalt mit himmlischen Gaben gefüllten Hände auf unsere Häupter, auf daß unser ganzer Leib ihrer Wohlthat theilhaftig werde.

*) Es ist die Einleitung in den Koran gemeint, die erste Sure, geoffenbart zu Mekka. Sie lautet: „Im Namen des allbarmherzigen Gottes. Lob und Preis dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichts. Dir wollen wir dienen, und zu Dir wollen wir flehen, auf daß Du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die Deiner Gnade sich erfreuen, und nicht den Weg derer, über welche Du zürnest, und nicht den der Irrenden.“ Diese Sure pflegt der Muselmann herzusagen, wenn er sich in Gefahr befindet oder ein schwieriges Unternehmen beginnt.

Drittes Kapitel.

Die Fahrt auf dem rothen Meere von Suez nach Yambo.

Der Goldfaden war flott geworden und schwamm auf dem rothen Meere, lief aber an jedem Abend in eine Bucht ein und die Fahrgäste begaben sich an's Land. Diese Küstenschiffer gehen auch heute noch eben so zu Werke wie ihre Vorfahren in den Tagen des Königs Salomo, und für die Pilger, welche in arabischen Segelschiffen befördert werden, ist die Seereise mit großen Unannehmlichkeiten verbunden. Burton entwirft davon eine lebhafte Schilderung.

Am dritten Abend befand sich der „Goldfaden" auf der Höhe der sogenannten Pharaobäder, einer gebirgigen Gruppe, und landete an einer sandigen Stelle, an welcher der Wind kleine Hügelreihen aufgeworfen hatte. In den Vertiefungen schaufelte man den gelben Sand einen Fuß tief hinweg und gewann auf solche Weise ein frisches, weiches Lager. Die Reisenden waren den ganzen Tag über von dem tiefgehenden Meere hin- und hergeschleudert worden, und auf dem Goldfaden war die Hitze wahrhaft erdrückend gewesen; deshalb fanden sie ihre Ruhestätte doppelt behaglich. Die meisten nahmen ein Bad, andere machten ein Feuer an und wieder andere richteten die Kochkessel her. Der Indier Scheich Nur warf seine Fischangeln aus und wurde durch einen sehr ergiebigen Fang belohnt. Diese Ausbeute der See schmeckte zu gesottenem Reis

und gerösteten Muscheln ganz vortrefflich, und mundete um so mehr, da die Gerichte an Bord lediglich aus steinhartem Schiffszwieback und getrockneten Aprikosenschnitten bestanden, die, nach dem Ausdrucke der Araber, so zäh wie Roßleder waren.

Nur ein Theil der Fahrgäste war an's Land gegangen, weil der Raïs, das heißt der Schiffsführer, die meisten durch die Behauptung zurückschreckte, daß möglicherweise ein Ueberfall von Seiten der Beduinen zu besorgen stehe. Einige Moghrebiner hatten sich indessen nicht bange machen lassen und nun auch wieder Erdboden unter den Füßen. Sie baten Burton und dessen Gefährten um einige Fische und boten dafür Kuskussu (Mais) an. —

Als es dunkel geworden war, erhob sich Scheich Hamid und sprach feierlich nach der in Medina üblichen Weise den Asan, den Aufruf zum Gebet, und forderte die Moghrebiner auf, ihre Andacht zu verrichten. Sie thaten es, und zwar so, daß sie sich, zum Zeichen der Achtung, welche sie gegen uns hegten, hinter uns stellten. Nach beendigtem Gebete fragten sie allerlei über die heiligen Städte, und wir gaben ihnen Auskunft. Als wir endlich schlafen gehen wollten, küßten diese Söhne der Wüste uns, diesmal zum Beweis ihrer Andacht, nicht, wie auf dem Schiffe als Zeichen der Reue, den Kopf und die Schultern, die Hände und die Kniee. Meine Freunde verstanden nur zur Hälfte, was die Moghrebiner in ihrer rauhen afrikanischen Mundart sagten, während jene aus unserm Arabisch sich recht gut vernehmen konnten. Wir führten ihnen zu Gemüthe, wie hoch wir an Würde ständen, indem wir unsere Abstammung vom Propheten herleiten könnten; auch priesen wir die Heiligkeit unsres Landes, das seine Söhne uuter allen Umständen gegen Betrug oder Gewaltthätgkeit schütze. Endlich versprachen wir ihnen, daß sie in der heiligen Stadt Medina an uns kundige Führer finden sollten; der junge Mohammed gab ihnen die Zusage, in Mekka ihr Begleiter zu sein, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie auch fortan Reue über ihre an uns begangenen Missethaten empfänden, sich gut betrügen und überhaupt alle Pflichten erfüllten, welche einem guten, glaubenstreuen Pilger obliegen.

Unser Raïs pflegte die Abendzeit durch Erzählung von allerlei Wundergeschichten zu verkürzen. Dieser schon bejahrte Mann kannte jeden Hügel an der Küste und wußte von jeder Oertlichkeit eine Sage zu erzählen. An jenem Abend theilte er allerlei über den Schutzheiligen jener Meeresgegend mit. Dieser heißt Abu Suleïma,

und sein kleines Grabmal lag nicht weit von unserm Lagerplatze. Der heilige Mann beschützt die frommen Seefahrer; er wohnt im Hintergrund einer Felsenhöhle, und trinkt Kaffee, dessen Bohnen von grünen Vögeln aus Mekka gebracht werden; aus diesen bereiten dann die Engel für ihn das Getränk. Ferner zeigte uns der Raïs die Stelle, wo der schreckliche Pharao von Aegypten, während seiner Verfolgung der Kinder Israel unter Wasserbergen begraben worden sei.*) Am andern Morgen, sagte er, würden wir durch eine sehr gefährliche Meeresgegend zu schiffen haben, an Brandungen, Klippen und Riffen vorüber; die Strömung sei gewaltig, weil seit jenem furchtbaren Tage Pharao's, der Engel des Sturmes dort ohne Unterbrechung mit seinen schwarzen Flügeln rausche. Diese Erzählungen machten auf alle Zuhörer einen tiefen Eindruck. Als die Nacht schon weit vorgerückt war, machte der Schlaf sein Recht geltend, und wir wickelten uns in unsere Decken. Wer war glücklicher als wir? Wir hatten gegessen und getrunken, ruheten auf einem kühlen Lager und gaben uns der freudigen Erwartung hin, daß der Engel der Stürme gegen uns barmherzig sein werde. Wir hofften, am nächsten Tage frische Datteln im Hafen von Tor zu essen.

Aber am Morgen wurden die Phantasieen über süße Datteln durch die rauhe Wirklichkeit unterbrochen. An jener Küste ist das Meer tief; am Abend vorher hatten wir bei hoher Fluth den Anker dicht am Ufer ausgeworfen, jetzt lag aber der Goldfaden völlig auf dem Trocknen. Darüber entstand nun ein großer Lärm, und der Raïs wäre ohne unsere Dazwischenkunft sicherlich von den Moghrebinern mißhandelt worden. Sie wollten ihm zu Leibe, weil er sein Geschäft nicht ordentlich verstehe. Als ihr Zorn sich gelegt hatte, gaben sie sich große Mühe, das Schiff wieder flott zu machen. Weiber und Kinder schrieen und munterten die Männer auf, welche das Fahrzeug mit ihren Schultern in Bewegung bringen wollten; aber der Goldfaden blieb wie festgebannt auf dem Sande liegen, und alle körperlichen Anstrengungen halfen nichts. Nun versuchten die Moghrebiner ein anderes Mittel; auf den Rath ihres Maula

*) Auch Burckhardt erwähnt eine Sage, der zufolge die Schatten der ertrunkenen Aegypter sich noch im Meere bewegen. Sie trachten dahin, ihre Anzahl durch Schiffbrüchige zu vermehren. Der Pharao ist aber an jener Stelle nicht vom Meere verschlungen worden. Ritter, Vergleichende Erdkunde der Sinaihalbinsel, von Palästina und Syrien, Berlin 1858. Band I. S. 288.

verbrannten sie „Weihrauch" zu Ehren des heiligen Abu Suleïma, dessen Geschichte sie am Abend vorher vom Raïs gehört hatten. Da ihnen aber der eigentliche Weihrauch fehlte, so ersetzten sie denselben durch Kaffee, und darin liegt ohne Zweifel die Schuld, daß der heilige Mann keine Hülfe leistete. Der Raïs sagte den Moghrebinern, sie hätten die Arbeit begonnen, ohne vorher ein Fathah zu beten, und so holten sie denn das Versäumte nach. Aber auch jetzt wollte das Schiff nicht vom Flecke, und blieb selbst ungerührt, als jeder einzelne Moghrebiner ein Stoßgebet an seinen besondern Schutzheiligen richtete. Sogar Scheich Hamid flehete laut zu seinem heiligen Vorfahren, der, wie schon erzählt worden, bei Lebzeiten ein Butterhändler war; trotzdem wich und wankte der Goldfaden keinen Augenblick. Es war schon neun Uhr und das Meer fing wieder an zu steigen. Ich hatte die Rückkehr der Fluth längst bemerkt, ließ aber die Moghrebiner machen was sie wollten. Als ich dann die rechte Zeit gekommen glaubte, stand ich auf, schritt langsam und mit Würde an den Strand, wies den Pilgern ihre Stellen an, und sagte ihnen, daß sie gleichzeitig mit den Schultern aus allen Kräften schieben müßten, sobald sie hörten, daß ich den geweiheten Namen des großen Schutzheiligen ausspräche, der über Indien wache. Dann faltete ich meine Hände, gab das Zeichen und rief: Yau Pirau Pir! Ya Abd el Kader Dschilani! Die Moghrebiner schoben aus Leibeskräften; der Goldfaden kam in Bewegung, rutschte abwärts und schwamm auf dem Wasser! In den Augen meiner Gefährten war das ein kleines Wunder, und ich wurde von ihnen wenigstens ein paar Tage lang förmlich verehrt.

Der Goldfaden, Selk el Sahab, war, wie schon bemerkt, ein Sambuk von etwa funzig Tonnen Trächtigkeit, mit scharfem Kiel und ohne Deck. Er hatte keine Vorkehrnngen zum Einreffen, keinen Compaß, weder Logleine noch Karte am Bord. Solch ein Kasten schwamm nun auf dem rothen Meere, einem nichtswürdigen Wasser, das von Felsen und Korallenriffen starrt und so viele gefährliche Seichten hat. Er kroch langsam an der Küste hin, die an und für sich einen kahlen, trostlosen Anblick gewährt. Aber nicht selten werden durch die verschiedenen Wirkungen des Lichtes, durch veilchenblaue und orangegelbe Färbungen die weißen Felsen in man möchte sagen Topashaufen, und die schwarzen Bergketten in Amethystmassen verwandelt. Oft steigt silberheller Nebel auf,

der dann eine rosige Färbung annimmt und über dem hellblauen Wasser schwebt. Bei Nacht fällt starker Thau.

Die obenerwähnte Pharaobucht ist mit vollem Recht bei den Schiffern sehr verrufen. Dort verengt sich der Golf, die Winde strömen aus den Bergklüften von der Ost- wie von der Westseite zugleich herab, und treffen auf Fluth und Gegenströmungen. Deshalb ist das Wasser stets in unruhiger Bewegung.

Tor oder Tur, einst eine hochberühmte phönicische Pflanzstadt, bietet jetzt einen armseligen Anblick dar; aus den Tagen des Alterthums ist nichts mehr übrig als die Brunnen; aus den Zeiten der Portugiesen stammen Festungswerke. Der Ort liegt auf einer allmälig ansteigenden Ebene; diese ist flach und sandig und spärlich mit einigen salzhaltigen Pflanzen bewachsen. Die Bewohner sind zumeist Abkömmlinge von christlichen Griechen und Syrern, welche aus Kandia, Scio, von den ionischen Inseln und aus Palästina vor den Verfolgungen der Türken sich hierher flüchteten. Sie kleiden sich arabisch und reden auch die Landessprache; daß sie jedoch fremd im Lande sind, kann man schon an ihren Gesichtszügen abnehmen, auch findet man unter ihnen Blondköpfe und blaue Augen. Diese Christen versorgen Schiffe und Pilger mit Wasser und Lebensmitteln. Der Raïs wagte, eines Sturmes wegen, nicht in See zu stechen, und ich fand deshalb Zeit, die warmen Bäder Mosis zu besuchen. Nach einem Ritt von etwa drei Meilen, lag der Hammam vor mir, ein kleines Landhaus, welches der Pascha von Aegypten dort hat bauen lassen. Die Bäder sind eine Cisterne, das Wasser, etwa vier Fuß tief, ist im Winter warm, im Sommer kühl, schmeckt bittersalzig und ist, äußerlich angewandt, sehr stärkend. An einer Seite des Kalkfelsens, nahe dem Boden, ist das Loch, welches Moses mit seinem Stabe öffnete; auch zeigt man tiefe Einrisse als Spuren, welche Mosis Nägel zurückgelassen haben. Josephus berichtet, Moses sei groß-schlank und von göttlicher Gestalt gewesen; die Araber wissen daß er genau dreihundert Ellen maß; sie behaupten auch sein Grab zu kennen, das irgend wo südöstlich vom todten Meere liege. Die wohlthätigen Wirkungen des Wassers rühren davon her, daß der Prophet es gesegnet hat. Auf die Frage, weshalb Moses demselben nicht einen süßen Geschmack verliehen habe, entgegnete der Badewärter: Moses habe es zum Baden, nicht zum Trinken bestimmt. Wir aßen die kleinen gelben Datteln von Tur, die köst-

lich schmecken; sie schmelzen wie Honig im Munde und haben einen vortrefflichen Nachgeschmack. Dann rauchten wir, tranken Kaffee und ritten zum Mosesbrunnen, Bir Musa, den wir in etwa einer halben Stunde erreichten. Er ist mit Steinen überwölbt und hat süßes Wasser. In der Nähe befindet sich ein Kaffeehaus.

An jenem Tage waren einige Schiffe in Tor eingelaufen; eins derselben war mit persischen Pilgern befrachtet, die auf der Reise höchst-widerwärtige Menschen sind. Erst wollten sie nicht ans Land gehen, weil sie sich vor den Beduinen fürchteten, dann wollten sie kein Wasser nehmen, weil es von Christen geliefert wurde. Nachher erklärten sie, daß sie keinem andern Aufruf zum Gebete folgen würden als ihrem eigenen; aber dieser ist ketzerisch, weil er fünf Worte mehr enthält, als der bei den Sunniten übliche. Wir aber waren orthodoxe Leute und konnten eine solche Anmaßung unmöglich zugeben. Als trotzdem ihr Asan gerufen wurde, erhoben wir ein lautes Hohngeschrei, und manche griffen nach den Waffen. Die Moghrebiner hatten gehört, daß diese Perser Rafas, das heißt Ketzer seien, und schaarten sich nun um einen kleinen Dschihad, einen Mann, der für den Glauben fechten wollte. Das Alles machte die Perser bedenklich und sie gaben nach, obwohl sie uns an Zahl weit überlegen waren. Ihr Hochmuth wich allmälig einer großen Verzagtheit; in Arabien nahmen sie alle Beleidigungen still hin, und schon in Yambo waren sie fügsam wie Hunde.

Am 11. Juli verließen wir Tur, mit der Aussicht, während der nächsten sechs und dreißig Stunden nicht ans Land zu kommen.

Morgens. Die Luft ist mild und balsamisch wie an einem italienischen Frühlingstage. Dicker Nebel rollt aus den Bergthälern zur See hinab; an den vorspringenden Höhen hängt ein Duft, den ich mit einer Krone aus Perlmutter vergleichen möchte. Die weiter landeinwärts liegenden Felsen gleichen Titanenwällen, hohen Burgen, weit vorspringenden Bastionen und schattigen Festungsgräben. An ihrem Fuße strömt ein Meer von Amethyst, und sobald die ersten Lichtstrahlen auf die Erde fallen, verschwimmen ihre fast durchsichtigen Gipfel mit der gelblichen Färbung des Himmels. Nichts kann köstlicher sein als diese Stunde. Aber bald steigt die Sonne herauf und wird ein grimmiger Feind. Sie färbt den Himmel orangegelb, das Meer roth oder veilchenblau, verjagt die achatfarbigen Wolken, die sich im Aether verlieren; die Atmosphäre ist so klar, daß man dann und wann einen Planeten

erkennt. Während der ersten zwei Stunden läßt diese Sonne sich noch ertragen, dann aber wird sie unausstehlich. Mich überkommt ein Gefühl des Unwohlseins; sie prallt auf das Wasser, dessen Wiederglanz mir die Augen blendet; sie zieht mir Blasen auf der Haut, mein Mund trocknet aus; ich habe nur noch einen einzigen Gedanken; ich zähle wie viele Stunden und Minuten der grimmige Feind noch sichtbar bleiben werde.

Mittags. Der Wind wird von den glühheißen Felsen zurückgetrieben uud ist wie der Hauch aus einem feurigen Ofen. Alle Färbung verschwindet in einem matten Milchweiß, und die spiegelglatte See wirft dieses Milchweiß derart zurück, daß man die Kimmlinie nicht zu erkennen vermag. Nach Mittag ruhet der Wind auf der, Glühhitze ausstrahlenden, Küste; Alles ist still, nur dann und wann klappen die Segel. Die Menschen schlafen nicht etwa, sondern sind halb ihrer Sinne beraubt und meinen, sie müßten vollenden, wenn die Hitze nur noch ein wenig stärker werde.

Sonnenuntergang. Der grimmige Feind sinkt hinab in die tiefblaue See, unter einem gigantischen Lichtbogen, welcher den halben Himmel einnimmt. Dem Kimm zunächst wölbt sich ein Bogen von dunklem Orange, über ihm steht ein anderer von hellem Golde, und an diesen schließt sich ein Halbkreis von mildem Seegrün, der allmälig in Sapphir übergeht. Durch diesen Regenbogen schießt die Sonne ihre Strahlen, welche rosafarbenen Speichen eines ungeheuern Rades vergleichbar sind. Im Osten tauchen die Felsen und die Wüste aus purpurrothen Streifen hervor. Die Sprache ist viel zu arm, als daß sie die Harmonie und die Erhabenheit dieser Stunden auch nur annähernd zu schildern vermöchte. Aber auch solche Herrlichkeit verschwindet, doch nur um einer andern Platz zu machen. Die Nacht bricht rasch herein; plötzlich steigt ein Zodiakallicht auf; die grauen Hügel und die schroffen Felsen färben sich rosig oder golden, die Palmen grün, der Sand wird safrangelb und das Meer hollunderfarbig. Aber auch das Alles ist nach einer Viertelstunde verschwunden; die Klippen starren geisterhaft und nackt im Schein des Mondes, dessen Licht auf diese geheimnißvolle Wildniß herabfällt.

In der Nacht. Am Horizont ist Alles dunkel, die See gleicht einem Spiegel von Stahl und wirft das weiße Gesicht des Mondes zurück. In die Luft empor steigen riesige Säulen matten Lichtes aus den indigoblauen Wellen; ihr Haupt verliert sich in

dem unendlichen Raume. Die Sterne funkeln mit wunderbarer Helle; ich verspüre „den süßen Einfluß der Plejaden,“ aber der kalte Thau gemahnt mich, eine Decke überzuwerfen, und ich schlafe ein.

Wenn die Sonne sich gen Westen neigte und nicht mehr unerträglich auf uns herabbrannte, standen wir auf, riefen nach Wasser, tranken, rauchten und genossen Kaffee. Das Abendessen bestand aus etwas Reis, einigen Datteln oder einer Zwiebel. In solchem Klima muß man einfache Kost genießen, ein einziges „gutes Mittagsessen“ wie in Nordeuropa, würde einem Menschen den Tod bringen. Ohnehin verspürt man keine Lust zum Essen. Die Araber genießen in vier und zwanzig Stunden ein Mal etwas Warmes. Als die Luft sich abgekühlt hatte, wurde gesungen. Einige lasen den Hisb el Bahr, ein Gebet, durch das man sich gegen alle Gefahren auf dem Meere schützt.

Am 11. Juli bekamen wir spät Abends die Akabahfelsen in Sicht; dort verengt sich das Meer und die Gegend gilt für höchst gefährlich, weil dort, wie im Golf von Cambay, stets ein Sturm „brauet.“ Wir kamen glücklich vorüber, sahen dann eine Zeitlang nur Himmel und Wasser, und legten am 12. Juli auf dem Ankerplatze (Marsa) Damgha an. Am Ufer fanden wir einige arme Dschehaynehs, welche dürres Holz an die Reisenden verkauften. Diesen Leuten ist nicht zu trauen; ihr Stamm reicht von der sinaitischen Halbinsel bis in die Gegend von Yambo, ist streitbar, dabei von edler Abkunft, und besitzt schöne Pferde. Am andern Morgen erreichten wir das von Damgha nur wenige Meilen entfernte Wedsch, einen natürlichen Ankerplatz; die Hütten dieser Ortschaft bestehen aus runden Steinen, und liegen etwa fünf englische Meilen von einem gleichnamigen Fort, an welchem die zu Lande aus Aegypten kommenden Pilger vorüber müssen, um sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versorgen. Der kleine Bazar am Ankerplatze liegt hart am Meere; ich fand dort Schöpsenfleisch, Reis, gebackenes Brot und andere Sachen zu mäßigem Preise, auch Opium. Das Kaffeehaus war gedrängt voll, und ich will dasselbe beschreiben, weil es als ein Muster oder Urbild aller betrachtet werde, die man von Alexandria bis Aden antrifft. Es bestand aus einem Raume, dessen Dach auf Dattelstämmen ruhete; der Fußboden war sehr einfach, nämlich von hartgestampfter Erde; den Seiten entlang lief eine aus ungebrannten Ziegeln verfertigte

Erhöhung und bildete einen Diwan, auf welchem die Matten und Schlafdecken ausgebreitet wurden. In der Mitte erhob sich ein Gerüst, eine Mastabah, die auch als Ruhestätte dient. Durch die Wände, die wohl als Luxus galten, schauete das Tageslicht hinein. In einem Winkel stand eine altarartige Erhöhung, gleichfalls aus ungebrannten Ziegeln, der Kahwadschi; er bildet einen Heerd, auf dessen Holzkohlenfeuer Kaffeetöpfe stehen. In der Nähe findet man in Reihen die Schischas oder ägyptischen Hukahs, Tabakspfeifen, alle sehr schmutzig und abgenutzt. Auf einem von runden Oeffnungen durchbrochenen Holzgestelle stehen poröse Thongefäße, Gullehs, mit kaltem süßem Wasser. So ist das Kaffeehaus; es war erfüllt mit Qualm und Dampf, mit Fliegen und Mücken.

In diesem „Paradiese" fing der Saad der Teufel mit dem Inhaber des Kaffeehauses eine Schlägerei an, die zum Glück noch unblutig ablief. An mich drängte sich ein sehr neugieriger Mensch, der sich für einen Patanen (Afghanen) ausgab, fünf bis sechs Sprachen redete, und weit und breit durch Centralasien gereist war. Vor solchen Leuten muß man sehr auf der Hut sein, weil gerade sie ein Incognito herausspüren können. Auf seine Frage, woher ich stamme, antwortete ich ausweichend; ich gehöre keinem Land und keinem Volk mehr an, weil ich ein Derwisch sei; er möge selbst rathen, wo meine Mutter mich geboren habe. Zu meiner Freude erklärte er mich für einen Patanen; er selber war Neffe eines afghanischen Kaufmannes, mit dem ich in Kairo bekannt geworden war. Wir rauchten mit einander und er sprach sich offen gegen mich aus. Seine Reisegefährten, die persischen Pilger, die doch schiitische Ketzer waren, hatten ihn, den rechtgläubigen Sunniten, geschimpft, mißhandelt, geschlagen. Sogleich bot ich ihm den Beistand meiner Reisegefährten an, war bereit, ihn, meinen Landsmann, zu rächen, und mit afhanischer Gewaltthätigkeit gegen die Perser vorzugehen. Darüber war er baß erfreut und zweifelte nun sicherlich nicht mehr, daß ich sein Landsmann sei; mein Anerbieten lehnte er jedoch ab, mit dem Zusatze, daß er in Mekka sein Scharay, das scharfe afghanische Messer, einem Perser in die Brust rennen werde.

Am andern Morgen fuhren wir von Wedsch ab, vielen starrenden Felsen, gelben Sandstrichen und grünem Seekraut entlang. Das Meer war durchsichtig wie blaues Glas. Den ganzen Tag über saß ein Matrose oben auf dem Mast, rief, wie man zu

steuern habe, und wir rannten nicht auf den Grund. Um Mittag kamen wir am Grabe des Scheichs Hassan el Marabit vorüber; es ist, wie fast alle derartige Gebäude, sehr einfach, weiß getüncht, hat eine Kuppel, liegt auf einer kleinen Insel, und ist von den Hütten der Grabhüter umgeben. Gegen Sonnenuntergang erhob sich ein frischer Wind und wir warfen neben dem Schiffe der persischen Pilger, auf einem Felsen die Anker aus. Wir befanden uns auf einem sehr berüchtigten Korallenriffe; an einer gewaltigen Felsenleiste, die nur ein wenig über das Wasser hervorragte; die dem Meer zugekehrte Seite fiel steil wie eine Festungsmauer ab; eine Fregatte hätte bis hart an sie heranfahren können. Jede Welle schlug über das Riff und füllte die kleinen Vertiefungen der Oberfläche mit Wasser. Der Ocean war amethystblau, und so durchsichtig, daß man die unterseeischen Wiesen mit ihrem wunderbaren Schmuck deutlich zu erkennen vermochte. Möwen und Seeschwalben waren in Menge vorhanden und verzehrten auf dem Riff ihre Beute. Andere Vögel stritten sich um einen todten fliegenden Fisch, welchen die Araber jener Gegend als Dschered el Bahr, Seeheuschrecke, bezeichnen.

Die Nacht war herrlich, aber wir schwebten in großer Gefahr, denn der frische Wind trieb uns immer näher gegen den gefährlichsten Theil des Riffes, unser Anker konnte nicht fassen, weil das Tau zu kurz, und weiter kein Seil an Bord war. Man hatte den Goldfaden ganz entsetzlich schlecht ausgerüstet, gerade so erbärmlich wie manche andere Pilgerschiffe, und es darf uns nicht wundern, daß jährlich manche Fahrzeuge im rothen Meere scheitern. Rannten wir gegen die messerscharfen Kanten des Riffs an, so waren wir verloren; das Schiff wäre durchgeschnitten worden wie ein Apfel. Was sollten wir machen? Wir lärmten und schrieen. Zum Glück hatte der Raïs des persischen Schiffes, ein Araber aus Dschidda, Taue am Bord; zwei seiner Leute schwammen heran und so wurde uns geholfen. Wir konnten nun das Schiff festlegen, und nachdem das geschehen war, gaben wir unserm Raïs eine tüchtige Tracht Schläge, die er reichlich verdient hatte. Am nächsten Mittag kamen wir am Dschebel Hassan vorüber und waren am Abend beim Marsa Mahar. Als ich über die scharfen Steine ging, trat ich mir etwas in die große Zehe, wahrscheinlich einen Stachel von irgend einem Echinus, und diese kleine Wunde verursachte mir lange Zeit viel Schmerz und Unannehmlichkeit. So

lange ich in Arabien war, wollte sie, trotz sorgfältiger Behandlung, nicht heilen, in Aegypten dagegen verschwand sie äußerst rasch. Am Ufer fand ich einige halbnackte Araber im Schatten liegen. Diese Leute wohnen noch heute, wie in den Zeiten des Alterthums, in Höhlen, sind Ichthyophagen, welchen das Meer allen Lebensbedarf liefert. Datteln und Milch hatten sie nicht. Während der Rast wurden die Perser wieder einmal verhöhnt als „Pantoffeln Ali's und Hunde Omars;" und man sang Spottlieder auf die Ketzer.

Wir hätten unsern Bestimmungsplatz Yambo recht wohl am nächsten Tage erreichen können, wenn unser Raïs sich auch jetzt nicht so nachlässig benommen hätte. Wir prügelten ihn nach Gebühr, denn wir mußten vor der offenen Küste ankern, wo wir nur wenig geschützt lagen. Wir waren ganz in der Nähe von Yambo; in der Ferne erhob sich der Berg Radawah, einer jener „Paradiesberge", deren Arabien so viele zählt. Von diesem hier bezieht Medina viele Schleifsteine. Wir gingen ans Land, kochten, hatten aber kein Trinkwasser und waren ärgerlich und brummig wie die Bären.

Am zwölften Tage erreichten wir die enge Einfahrt, welche zum Hafen von Yambo führt, und waren glücklich, dem Goldfaden ein Lebewohl für immer zu sagen.

Yanbua el Bahr (Yambo, Yembo, Yanbu) das heißt Yambu am Meere, wird für das Jambia des Ptolemäus gehalten, ist ein wichtiger Platz und führt, gleich einigen anderen Städten, den Titel „Eingangsthor zur heiligen Stadt." Es bildet das dritte Quartier auf der Karawanenstraße von Kairo nach Mekka; das erste ist zu Akaba, das zweite Manhal Salmah, Salmah's Platz zum Tränken der Kameele, das vierte ist Mekka. In Yambo lassen viele Pilger solche Waaren zurück, die nicht sogleich weiter befördert werden können oder welche sie vor den Räubern sichern wollen. Es bildet den Hafenplatz für Medina, hat beträchtlichen Transporthandel und erhält viele Einfuhrwaaren von der westlichen Küste des rothen Meeres. Hier beginnt die Herrschaft des osmanischen Sultans und jene des Pascha von Aegypten hört auf, doch liegen in Yambo keine regelmäßigen türkischen Truppen. Der Gouverneur ist ein arabischer Scheich. Die Stadt selbst bietet nicht viel Bemerkenswerthes dar; sie steht am Rande einer unfruchtbaren Ebene, die sich vom Meere bis zum Gebirge erstreckt;

an Yambos Nordseite fließt ein Bach. Die Häuser sind weiß angetüncht; außerhalb der Mauer bemerkt man einige kleine Gebäude mit Kuppeln über Gräbern. Die Häuser in den sehr breiten Straßen stehen meist nicht in zusammenhängender Reihe, sondern weit von einander, sind roh aus Kalk und Korallenfels aufgeworfen, die Wände krümeln auseinander wie ein Mandelkuchen. Der Marktplatz ist länglich und mit Palmblättern überdeckt, die Kaffeehäuser sind äußerst unsauber und so voll Fliegen, daß man sich eines Fächers bedienen muß. Im Zollhause sitzen türkische Beamte; sie erheben von jeder Kiste drei Piaster, ohne sich um den Inhalt zu kümmern. Dieser Zoll ist die einzige Abgabe, welche der Sultan im nördlichen Hedschas erheben läßt; die Wahhabis dagegen erpreßten von den Einwohnern eine Steuer und werden noch jetzt dafür verwünscht. Yambo hat auch ein Hammam, warmes Bad, und einige Wakaleh oder Karawanseraien. Auch das Grab eines Heiligen ist vorhanden. Süßes Regenwasser zum Trinken wird auf Kameelen aus dem Gebirge gebracht.

Die Bewohner gehören zu den am meisten fanatischen Leuten im Hedschas, und sind sehr streitsüchtig. Ihr ganzes Auftreten bildet einen scharfen Gegensatz zu jenem der Aegypter. Der vornehme Mann in Yambo trägt möglichst viele Waffen und ist modisch gekleidet. Der bürgerliche Reisende hat ein Pistol im Gürtel, der Soldat zwei oder mehr, allemal mit Pulverhorn, Kugelbeutel, eisernen Ladestöcken und dergleichen. Das Pistol steckt in dem mit carmoisinrothen Seidenschnüren verzierten Gürtel so, daß der Kolben von der Jacke bedeckt wird. Der Baschi Bosuk stolzirt durch die Straßen über und über mit Waffen behängt; grimmige Beduinen, selbst wild wie ihre wilde Wüste, prangen mit ihrer Würde und ihrem Schmuz; auch sie sind bis an die Zähne bewaffnet und jeden Augenblick bereit, den Dolch aus der Scheide zu ziehen. Selbst der Bürgersmann geht nicht unbewehrt aus, er trägt wenigstens eine Keule, Nibat, und je größer sie ist, um so besser. Die Frauen kleiden sich wie die Aegypterinnen, nur ist ihr Schleier weiß. Die Leute in Yambo haben in ihrem ganzen Auftreten etwas so Unabhängiges und Sicheres, wie man es im Orient nur selten antrifft; sie sind stolz aber nicht unverschämt, männlich ohne zu poltern. Das Selbstgefühl, welches sie zur Schau tragen, ist nicht anstößig; sie sehen gesund und kräftig aus, und Augenkrankheiten habe ich nicht bemerkt.

Ich traf Anstalten zur Weiterreise nach Medina und ließ einen Mucharridsch holen. Solch ein Mann ist ein „Kameelagent," dessen man nicht wohl entbehren kann, wenn man Thiere miethen will. Er bringt Beduinen mit, leitet die Unterhandlung und ist für das Halten am Vertrag verantwortlich. Ich miethete zwei Kameele, zahlte für jedes drei Dollars nnd wollte mich einer Getreidekarawane anschließen, welche von einer Schaar berittener Baschi Bosuks geleitet wurde. Nachdem ich Lebensmittel auf sieben Tage gekauft hatte, legte ich auf den Rath eines erfahrenen Mannes arabische Kleidung an, um dadurch der Zahlung des Dschisiyet überhoben zu sein, einer Kopfsteuer, welche die arabischen Stämme von nichtarabischen Reisenden erzwingen. Auch wurde ich ermahnt, in der Nähe der Dörfer immer nur Arabisch zu reden.

Hier will ich einige Bemerkungen über die Tracht der Araber einschalten. Ein Scheich, der sich vollständig für eine Reise ausgerüstet hat, gewährt einen höchst malerischen Anblick. Dicht auf dem Kopfe trägt er eine enganliegende Kappe von weißer Baumwolle und darüber ein Kafiyeh, ein großes viereckiges Tuch von gemischtem Stoffe (Baumwolle und Seide); es ist dunkelroth, hat gelben Rand, und seidene Schnüren, die in Quasten endigen, hängen bis zum Gürtel hinab. Dieses Tuch wird doppelt zusammengelegt, so daß es ein Dreieck bildet, und mit einem Aakal oder Netz, einem Strange von Wolle oder Leinwand, am Hinterhaupt dicht zusammengebunden Diese Verschleierung des Gesichts nennt man Lisam; die Häuptlinge legen sie auch im Gefecht nicht ab; Leute, welche sich verhüllen wollen, um von einem Bluträcher nicht erkannt zu werden, tragen eben so wohl den Lisam, wie Frauen, die auf den Sar ausgehen, das heißt Blutrache üben wollen, sich desselben bedienen. Man glaubt überdies, daß er bei heißem Wetter den Simum, bei kaltem Wetter den Schnupfen abhalte.

Die Leibtracht besteht aus einem Kamis, baumwollenen Hemde, mit engen Aermeln, vorne offen, am Gürtel, Halse und vor der Brust netzförmig gestickt. Diese Bekleidung reicht von der Schulter bis zu den Füßen. Einige tragen weite Beinkleider; die Beduinen erklären das jedoch für weibisch. Socken und Strümpfe kennt man noch nicht. Ueber das Kamis wird ein Rock mit langen Schößen und kurzen Aermeln geworfen; es ist von Kameelhaar und heißt Aba. Man verfertigt dergleichen von Zeug in sehr

verschiedenen Mustern, von Seide und Wolle, braun, weiß, namentlich im Hedschas, oder gestreift, bringt Stickereien von Zindel oder Gold darauf an, füttert die innere Seite mit gemischtem Stoffe von Baumwolle und Seide, und knüpft ihn vorne mit Schnüren zu. Um den Gürtel befestigt man ihn mit einer Leibbinde; der Schambiyeh, oder krumme Dolch, und Sandalen vollenden den Anputz. Als Waffe trägt der Scheich eine Flinte mit Luntenschloß über den Rücken geworfen; er hat ein Schwert und in der rechten



Ein arabischer Scheich.

Hand einen dritthalb Fuß langen Hakenstock, Maschab, mit welchem er das Kameel leitet, oder einen Wurfspeer. Die ärmeren Araber tragen einen langen, aus Leder geflochtenen Gürtel auf der bloßen Haut, und binden um das Hemd gewöhnlich einen Strick, oder ein Tuch. In dieses stecken sie den Dolch, an einem über die Schulter geworfenen Riemen hängt der Schießbedarf. Geld wird unter dem Hemde und dem Gürtel verborgen; in letzterm sollte jeder Reisende ein paar Pistolen mit Flintenschloß, einen

großen und kleinen Dolch, so wie einen eisernen Ladestock tragen. Das Schwert hängt über die Schulter herab.

Viele Pilger, insbesondere jene aus der Türkei, tragen, um sich als Pilger zu kennzeichnen, einen Hamaïl, das heißt einen Koran, in einem Futteral von rothem Maroquin oder goldgesticktem Sammet; er hängt an rothseidenen Schnüren über die linke Schulter herab nach der rechten Seite hin, darf aber nie bis über den Gürtel hinweg reichen. Statt dieses Korans hatte ich einen ganz andern Hamaïl; der meinige bestand nämlich aus drei Abtheilungen: in der einen befanden sich Uhr und Compaß, in der andern baares Geld, in der dritten Federmesser, Bleistifte und kleine Papierstückchen, die ich in der hohlen Hand verbergen konnte, um Bemerkungen und Zeichnungen zu machen. Mein Tagebuch war lang, schmal und konnte in der Brusttasche unbemerkt getragen werden. Ein Reisender muß sich wohl hüten in Gegenwart von Beduinen zu zeichnen; sie halten ihn leicht für einen Spion oder Hexenmeister. Unser europäischer Brauch, alles mögliche auf's Papier zu bringen, fällt ihnen auf, regt ihre Einbildungskraft an und kann in große Unannehmlichkeiten verwickeln. Höchstens darf man ein Horoskop oder einen Talisman schreiben, oder einen Stammbaum verzeichnen, wobei man dann etwa fragt: „Und ihr, Männer von Harb, welcher Abstammung rühmt ihr euch?" Dann werden sie redselig und man kann nach Belieben jede Bemerkung an den Rand schreiben. In den Städten ist eine so große Vorsicht nicht nöthig; dort haben sogar orientalische Künstler die Heiligthümer der Prophetenstädte lithographirt.

Die Reise von Yambo durch die Wüste verlief in ganz einförmiger Weise, bis der Zug sich, ungefähr mittewegs, einer Hügelkette näherte. Dort wurde den Pilgern mitgetheilt, daß der Weg durch eine Räuberbande unsicher gemacht werde, deren Anführer, Namens Saad, die Karawanen plündere. Aus der Geschichte dieses Räubers geht hervor, wie ohnmächtig die Herrschaft der Türken in Arabien ist.

Saad ist Häuptling zweier Abtheilungen der Hamidafamilie, die ihrerseits den beträchtlichsten Zweig des großen Stammes der Beni Harb bildet. Er strebte nach dem Oberbefehl über den ganzen Stamm, um solchergestalt zum thatsächlichen Gebieter des heiligen Landes in Arabien zu werden. Dahin wollten es weder der Scherif noch der türkische Pascha von Mekka kommen lassen; sie

trachteten vielmehr aus politischen Gründen dahin, Saad klein zu machen, und erklärten ihn für abgesetzt. An seine Stelle erhoben sie einen gewissen Scheich Fahd, der aber auch ein Bandit desselben Schlages war. Er stand als Häuptling an der Spitze der Beni Amr, welche die dritte Unterabtheilung der Hamidafamilie bilden. Jene Maaßregel hatte eine allgemeine Verwirrung im Gefolge, denn Saad's Leute, die etwa fünftausend Köpfe zählten, waren höchst erbittert, wie denn in Angelegenheiten, welche sich auf die Verhältnisse des Stammes beziehen, die Araber sehr empfindlich sind. Die Anhänger Fahd's wurden auf's Haupt geschlagen; Fahd erhielt jedoch Unterstützung von den Türken und schnitt seinen Feinden die Zufuhr der Lebensmittel ab. Beide Stämme sind gleich sehr erbittert und unermüdlich; beide ergreifen jede Gelegenheit, die Soldaten des Pascha niederzuschießen, die Reisenden zu plündern und die Straßen zu verlegen. Das war die Lage der Dinge, während ich im Hedschas verweilte; als ich das Land verließ, traf eben der Scherif von Mekka Vorkehrungen, um in eigener Person gegen Saad in's Feld zu rücken. Dieser drang fortwährend darauf, daß man ihm Titel und Würde wieder verleihen solle, und als das standhaft verweigert wurde, schickte er die kaiserliche Fahne zurück, welche ihm einst vom Sultan verehrt worden war; auch verlegte er der großen Pilgerkarawane aus Damaskus den Weg.

Schon die bloße Thatsache, daß solch ein Räuber unbestraft bleibt, liefert einen schlagenden Beweis für die erbärmliche Ohnmacht des türkischen Regiments, mit welchem es sich folgendermaßen verhält: Der Sultan zahlt den arabischen Häuptlingen Jahrgelder, und sie stehen mit ihren Leuten gegen ihn in Waffen. Die türkischen Paschas rauben was und wo sie irgend können, und verschaffen obendrein den Feinden ihres Gebieters die Mittel, ihm Widerstand zu leisten. Möglicherweise hat Abd ül Medschid niemals die Wahrheit über die kläglichen Zustände im Hedschas erfahren, und seine gierigen Höflinge schwatzen ihm vor, daß sein Name im ganzen Reiche geehrt und gefürchtet werde. Aber das heilige Land der Muselmänner verschlingt in Hülle und Fülle das Gold der Pforte und das Blut ihrer Soldaten; die Türken sind dem Namen nach Herren und Gebieter, befinden sich jedoch thatsächlich in einer geradezu schimpflichen Lage. Sie wagen nicht einmal einen Dieb zu verhaften, den sie auf frischer That betreffen. Sie

zahlen, wie schon gesagt, den rebellischen Häuptlingen Jahrgelder und werden dafür mit Flintenschüssen belohnt, wenn ein türkischer Soldat sich ins Gebirge wagt. Sie stellen sich, als wären sie Gebieter, die vornehm auf die Araber herabsehen, und werden doch von diesen verachtet. Das sind in Arabien die Folgen des Hattischerifs von Gülhane, der als ein Heilmittel verkündet wurde, und von dem man Beseitigung aller Leiden erwartete, unter welchen Türken, Araber, Syrer, Griechen, Aegypter, Armenier, Kurden und Albanesen seit Jahrhunderten seufzen. Das sind ferner die Früchte des Tansimat, der weiter nichts ist, als eine elende Nachahmung der albernen abendländischen Bureaukratie und Centralisation. Unter dem kräftigen Despotismus Mehemed Ali's von Aegypten hätte ein einziges Menschenalter genügt, um das Hedschas von allen Plagen zu säubern. Er wußte geschickt die Zerwürfnisse unter den einzelnen Stämmen zu benützen, unterstützte die Schwächeren gegen die Starken, welche mit ihrer Macht Mißbrauch trieben; warf alle Häuptlinge nieder, sobald sie sich Uebergriffe erlaubten, und übte eine strenge und unbarmherzige Gerechtigkeitspflege. Wenn die Türken in ähnlicher Weise zu Werke gingen, dann wären sicherlich in gar nicht langer Zeitfrist die Räuber, welche aus dem Land ein Schlachtfeld machen, zu Paaren getrieben. Man braucht gerade kein Prophet zu sein, um voraus zu sagen, daß die Wahhabiten und Beduinen, wenn sie sich einmal in Masse erheben, die Türken aus dem Hedschas fortjagen werden. Wer im Orient nicht versteht, den Leuten Furcht einzuflößen, kann sich nicht behaupten; dafür liefert die Geschichte viele Beispiele. Als der Chalif El Moawiyah den Siyad ben Abihi nach Bassora schickte, um diese große Stadt, welche durch Räuber und Diebe unsicher gemacht war, von dem bösen Gesindel zu säubern, verkündete er sofort, daß er mit dem Säbel herrschen werde, und befahl allen Missethätern, unverweilt die Stadt zu räumen. Dann verbot er den Einwohnern, sich nach dem Abendgebet auf der Straße blicken zu lassen. Am ersten Abend nach diesem Erlaß wurden von den Schaarwächtern ungefähr zweihundert Leute betroffen und hingerichtet, am folgenden nur noch sechs, am dritten Niemand, und seitdem war es nicht mehr nöthig, Blut zu vergießen.

Saad ist ein kleingewachsener Mann mit dunkelfarbiger Haut und von kränklichem Aussehen, aber voll Muth und Geistesgegenwart. Er zeigt ein besonderes Talent darin, die verborgenen

Ränke und verrätherischen Anschläge seiner Feinde zu nichte zu machen, denn sie suchen ihm auf jede Weise beizukommen. Einst brachten sie ihm ein Gift bei, er kam aber mit dem Verlust aller seiner Zähne davon; sein Leben rettete er, weil er sogleich einen großen Topf flüssiger Butter trank, als er die Wirkungen des Giftes spürte. Seitdem genießt er lediglich Früchte, die er selbst pflückt, und Kaffee, welchen er eigenhändig zubereitet. Vor langen Jahren, als noch Sultan Mahmud regierte, wurde ihm eine prächtige Börse zum Geschenk gemacht, und dabei bemerkt, daß er selbst sie öffnen möge, weil sie etwas enthalte, woran er Freude haben werde. Aber der schlaue Mann ahnete Verrath, gab das schöne Gewebe einem Sklaven und ließ es durch diesen öffnen, wohlverstanden in einiger Entfernung; der Sklave gehorchte, büßte aber sein Leben ein. Die Börse enthielt ein sehr geschickt verborgenes Pistol, dessen Drücker losging, sobald die Umhüllung abgelöst wurde. Noch jetzt schickt der Sultan dann und wann diesem Saad schöne Pferde, Ehrenkleider und Getreide; aber der alte Häuptling des Gebirges verkauft die Rosse, schenkt die Ehrengewänder seinen Sklaven, und giebt das Getreide an seine Stammesgenossen. Ueber seinen Charakter weichen die Urtheile weit von einander ab; die Einen preisen seine Freigebigkeit und loben ihn als einen Freund der Armen; das letztere mag insofern richtig sein, als er ohne Zweifel ein geschworener Feind der Reichen ist. Andere erklären ihn für rachsüchtig, im höchsten Grade geizig und grausam. Die Wahrheit mag wohl in der Mitte liegen. Ich muß hinzufügen, daß die, welche Saad aus allen Tonarten priesen, so lange wir noch weit von ihm entfernt waren, sehr kleinlaut und ängstlich wurden, als wir uns den Engpässen näherten, in welchen er sein Unwesen treibt. —

Unterwegs hatten die Reisenden mancherlei Gefahren zu bestehen. Sie werden in einem Engpaß angehalten, dürfen jedoch ihre Wanderung fortsetzen, nachdem sie erklärt haben, daß sie allesammt entweder Pilger oder Einwohner der heiligen Stadt seien. Diese Erlaubniß erhalten sie aber erst unter der Bedingung, daß ihr bewaffnetes Geleit, zweihundert albanesische Reiter, die zur Besatzung der Burg El Hamrah gehörten, sich ohne Weiteres zurückziehe. Die Reiter lassen sich das nicht zweimal sagen, und kehren spornstreichs um. Einige Tage später befinden sich die Reisenden schon in der Nähe von Medina; ihre Karawane ist inzwischen durch Vereinigung mit einer andern so stark geworden, daß die Räuber

keinen Ueberfall wagen, aber sie feuern von den verschanzten Hügeln herab und schießen etwa ein Dutzend Wanderer todt. Am 25. Juli, bei erstickender Hitze und nach einer Reise von acht Tagen, liegt Medina vor den Augen der Pilger. Die Entfernung von Yambo mag etwa fünfundzwanzig bis dreißig deutsche Meilen betragen. —

Wir waren durch das Wady el Akik, das heilige Thal, gekommen; es wird so benannt, weil dort der Prophet von einem Engel den Befehl erhielt, zu beten. Eine halbe Stunde später gelangten wir an den Fuß einer langen Reihe von Stufen, welche sich an einer schwarzen und sehr harten Basaltbank emporheben; sie sind nicht künstlich, sondern ein Werk der Natur. Auch dieser Weg ist eine geheiligte Stätte, weil sich der Prophet günstig über denselben geäußert hat. Als wir oben waren, befanden wir uns an einem tiefen Gange, der von beiden Seiten von Steinfelsen überragt wird, und als wir dann einige Minuten über schwarze Schlacken weiter gewandert waren, lag plötzlich das Becken von Medina vor uns.

„Als wir desselben ansichtig wurden, hielten wir Alle, wie auf Befehlwort, unsere Thiere an, und beeilten uns, gleich den frommen Männern der Vorzeit, den Fuß auf den Boden zu setzen. Wir vergaßen Hunger und Erschöpfung, setzten uns und weideten unsern Blick an der heiligen Stadt."

„O Allah! Da liegt das Heiligthum (Harem) des Propheten! Gewähre, daß dieser heilige Ort ein Schutz sei gegen die Flammen der Hölle, eine Zuflucht gegen die ewigen Strafen. O Allah! Mögen die Pforten des Erbarmers sich öffnen, damit wir eingehen können in's Land der Glückseligkeit! O Allah! Ueberschütte den letzten Deiner Propheten, ihn, das Siegel der Weissagung, mit Segnungen, so zahlreich wie die Sterne am Himmelsgezelt, wie die Wellen des Meeres, wie die Sandkörner in der Wüste. Segne ihn, Herr, mit Deiner Macht und Majestät, so lange das Getreidefeld und der Dattelbaum die Menschen nähren! O, lebe ewig und immerdar, Du herrlichster unter den Propheten! Weile im Schatten des Glückes bei Tag und in den Stunden der Nacht, wenn der Vogel der Tamariske (die Taube) seufzt, wie die Mutter, der man ihr Kind geraubt; wenn der Abendwind sanft über die Hügel des

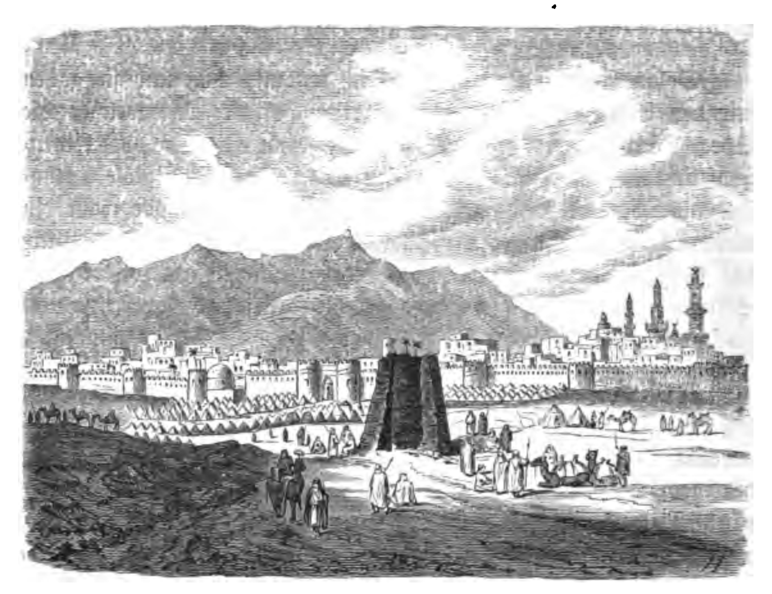
Nedschd *) hinwehet, wenn der helle Blitz am Firmament des Hedschas zuckt!“

Solche Ausrufungen vernahm ich um mich her, und sie gaben mir den Beweis für die reiche Einbildungskraft, mit welcher die Sprache der Araber durchschwängert ist, wenn eine tiefe oder leidenschaftliche Begeisterung die Menschen packt oder der religiöse Enthusiasmus überwallt. Damals begriff ich vollkommen, wie wahr ein Ausdruck im Ritual der Muselmänner ist: „Und wenn die Blicke des Pilgers auf die Bäume von Medina fallen, dann soll er seine Stimme erheben und den Propheten benedeien und dabei der ausgesuchtesten Segensworte sich bedienen.“

Wir waren eben erst durch eine öde Gegend gekommen, jetzt lag eine üppige Landschaft vor uns und eine mit Gärten und angebaueten Feldern umgebene Stadt. Dieselbe Bewunderung, von der meine Gefährten erfüllt waren, ergriff auch mich, und ich glaube, daß einige Minuten lang meine Begeisterung nicht geringer war als die ihrige. Als wir dann wieder zu Kameel gestiegen waren, machte der Enthusiasmus der kühlen Beobachtung Platz; ich entwarf rasch eine Skizze der Stadt, ließ mir die Hauptgebäude nennen, und sammelte Stoff.

---

*) Das Innere von Arabien, die sogenannte Wüstenplatte, eine an Weidegründen reiche Gegend, das arabische Arkadien. Hedschas ist das nordwestliche Küstenland.



Ansicht von Medina. Begräbnißplatz.

Viertes Kapitel.

Aufenthalt in der heiligen Stadt Medina. — Die Moschee des Propheten und andere Heiligthümer.

Unser Weg führte nach Osten hin; die Sonne war gerade vor uns hinter niedrigen Hügeln emporgestiegen, und auf ihrer röthlichen Scheibe hoben sich in schwarzen Umrissen einige Palmen ab, welche, vom Morgennebel umflossen, riesige Verhältnisse annahmen. Die Landschaft war mit Gold und Purpur übergossen. Zu unseren Füßen lag eine weite Ebene, die uns gerade gegenüber, also nach Morgen hin, von den Hügeln des Nedschd begrenzt wurde. Zur Linken, im Norden, ragte der Berg Ohod empor, eine gewaltige Masse rauher Felsen; an ihrem Fuße erglänzte eine

weiße Kuppel und überragte einen Palmenhain. Nach Süden hin gewahrten wir breite, veilchenfarbene Nebelstreifen, welche hie und da die wagerechten Strahlen der Morgensonne durchscheinen ließen; diese Dunstmassen wogten über die Gärten und die Palmenhaine von Kuba langsam dahin; das Smaragdgrün der letzteren stach lebhaft vom dunkeln Braun der Ebene ab. Uns gerade gegenüber, etwa eine Stunde Weges entfernt, lag Medina, das beim ersten Anblick sich wie eine große Stadt ausnimmt; aber dieser Eindruck verschwindet, sobald man sie näher betrachtet. Von dem Basalthügel, auf welchem wir Halt gemacht hatten, führt eine gewundene Straße nach Medina; sie endet an einem hohen Thore von rechtwinkeliger Gestalt, das in die alte, ziemlich verfallene Mauer der Vorstadt hineingebrochen worden ist. Dieser Eingang heißt Ambari; er ist zur Linken, also auf der Nordseite, von den Kuppeln und Minareten eines schmucken türkischen Gebäudes (Takiyeh) flankirt, welches Mehemed Ali, Pascha von Aegypten, für die Aufnahme reisender Derwische hat bauen lassen. Zur Rechten dehnt sich eine lange Reihe niedriger Gebäude hin, die mit Kalk übertüncht und ganz in der Art europäischer Kasernen mit häßlichen viereckigen Fenstern versehen sind. Von dem Punkte aus, wo ich meine Beobachtungen begann, und zur Linken des Beschauers angefangen, treten die wichtigsten Punkte der Stadt uns folgendermaßen entgegen.

In der Ebene gewahrt man zuerst unter den Palmen, die nach Norden hin stehen, die malerischen Trümmer eines alten Brunnens; sie nehmen einen beträchtlichen Raum ein. Weiter nach der Stadtmauer hin gewahrt man einen Pavillon von türkischer Bauart; dort wohnt der Statthalter. Am nordwestlichen Winkel der Ringmauer liegt auf Felsen, welche die Stadt überragen, eine weiße Burg mit Wällen und Schießscharten; dadurch gewinnt sie ein ganz europäisches Aussehen. In der Vorstadt El Munakhah, das heißt dem Orte, wo die Kameele knien, um auszuruhen und sich die Traglast abnehmen zu lassen, erheben sich über die graue Häusermasse die Dome und Minarete von fünf Moscheen, die erst in der neuern Zeit gebaut worden sind. Hinter der Vorstadt im Osten liegt die Stadt; über alle Häuser ragen die vier großen Thürme des Harem und die geräumige graue Kuppel hervor, welche des Propheten Grab schützt. Dieses berühmte Denkmal ist Medina's Ruhm und Stolz; hinter der Masse desselben und zum Theil durch sie dem Blick entzogen, gewahre ich einige weiße Punkte auf grüner

Oberfläche; es sind die Grabsteine auf dem geheiligten Friedhofe El Bakia. Von diesem aus erstreckt sich nach Süden hin ein langer Saum von Palmen, jenen Bäumen, die in der ganzen Welt des Islam als Bäume von Medina berühmt sind. Das Alles gewährt einen prächtigen Anblick; im Vordergrunde liegt die weite Ebene, die mit vulkanischen Blöcken und kleinerem Gestein gleichsam übersäet ist. Durch sie schlängelt sich, wie schon bemerkt, der Weg zur heiligen Stadt.

Ich stieg wieder auf mein Kameel und ritt langsam dem Thore zu. Es war noch frühe Morgenstunde, aber ich fand die Straße schon sehr belebt, weil viele Leute der Karawane entgegen gingen. Meine Reisegefährten waren abgestiegen, um ihre Freunde und Verwandten leichter begrüßen zu können. Die Araber zeigen bei derartigen Gelegenheiten weit mehr Herzlichkeit als alle anderen Morgenländer, die ich kenne. Sie sind liebreicher als die Perser, und ihr ganzes Benehmen ist lebhafter und ausdrucksvoller als das der Indier. Eine achtbare Frau, die von Mekka kam, hatte sich bei El Hamra unserer Karawane angeschlossen; als ihr Sohn sie erblickte, weinte er vor Freude, sprang um das Kameel herum und hob sich auf den Zehen so hoch als möglich empor, um seine Mutter zu küssen; diese bog sich so tief hinab, als sie irgend konnte. Es war ein rührendes Bild. Gewöhnlich fließen Thränen, wenn Verwandte, Freunde oder alte Schulgenossen nach längerer Trennung sich wieder begrüßen. Ich habe gesehen, daß Leute, die an Rang und Stand sehr verschieden waren, sich mit herzlicher Zuneigung umarmten; beide Theile waren gleich unbefangen; die niedriger Stehenden küßten den Höheren die Finger; Bekannte drückten einander erst die Hand, ganz in europäischer Weise, dann küßten sie sich gegenseitig die Fingerspitzen.

Wir kamen durch das Thor, Bab, Ambari in eine breite, sehr staubige Gasse. Sie hatte nichts Auffallendes für einen Reisenden, der Kairo kannte, war aber luftiger und regelmäßiger als gewöhnlich die Straßen in den Städten Asiens. Eine große Anzahl von Häusern lag in Trümmern und war unbewohnt. Weiter führte der Weg über eine Brücke, die nur einen Bogen hatte; sie war aus roh behauenen Steinen über einen Gießbach von etwa funfzig Fuß Breite geschlagen; sein Bett ist durch die Gewalt des Wassers tief ausgehöhlt worden, und die Ufer fallen steil ab. Wir ritten dann über einen weiten Raum, den Barr el Munakhah, oder kürzer

ausgedrückt El Barr, das heißt der Platz; verfolgten auf einer kleinen Strecke die bisherige Richtung und waren dem Bab el Misri, dem ägyptischen Thore, nahe, das in die innere Stadt führt; allein wir lenkten plötzlich nach der rechten Seite hin ein und befanden uns nach wenigen Augenblicken vor dem Hause meines Freundes Scheich Hamid.

Dieser hatte sich schon vor mehreren Stunden von uns getrennt und war vorausgeeilt, um seiner Aussage nach für mich ein Zimmer herrichten zu lassen. Das mochte wahr sein, aber ohne Zweifel lag ihm auch viel daran, seine Mutter und „die Tochter seines Oheims" zu umarmen, bevor ich eintraf. Die Orientalen werden bei der Heimkehr von einer weiten Reise gewöhnlich mit hellem Freudengeschrei von den weiblichen Gliedern ihrer Familie empfangen und mögen dabei keine fremden Zeugen haben. Hamid war offenbar noch immer mit seinen häuslichen Angelegenheiten beschäftigt, denn die Kameele lagen schon seit mehreren Minuten vor seiner Thür auf den Knien, ehe er sich blicken ließ und uns willkommen hieß. Binnen drei oder vier Stunden war sein ganzer äußerer Mensch umgewandelt worden. Das Messer des Bartscheerers war ihm über Kopf und Gesicht gegangen; er trug nun einen gewaltigen Turban von Musselin, den er um eine neue, reich verzierte Kappe gewunden hatte; sein Schnauzbart war ziemlich zugestutzt und sein Kinnbart gleich einem Ausrufungszeichen !. Auf der Reise trug er einen schmutzigen, zerrissenen Kittel, und statt des Gürtels diente ein Strick; jetzt war er in eine Dschebbah gekleidet, einen leichten Rock aus nelkenrother Merinowolle, und einen Kaftan aus reichgeblümtem Stoffe mit weiten Ärmeln. Sein Unterkleid bestand aus Halaili, einem Baumwollenzeuge mit weißseidenen Streifen, das in Konstantinopel gewirkt wird und insbesondere bei den Arabern großen Beifall findet. Sehr gut stand ihm dabei ein breiter glänzender Gürtel von gewürfelter Seide, der an beiden Enden Franzen hatte. Auch seine Pantoffeln waren von Halaili und hatten eine hohe zierliche Einfassung, die bis zu den Knöcheln hinaufreichte. Seine von der Sonne gebräunten Füße trug er auf der Reise unbekleidet; jetzt steckten sie in Miß, einer Art von Socken aus leichtem Corduanleder, welche nicht mit der Erde in Berührung kommen, und die man deshalb weder in der Moschee noch auf dem Diwan abzulegen braucht, denn über ihnen trägt man Babuschen; jene Hamid's waren citronengelb und nach dem neuesten konstantinopolita-

nischen Schnitte. Als frommer Mann trug der Scheich einen Rosenkranz von feinen Perlen am Arme; in der Hand hielt er eine stattliche Pfeife, deren Rohr, von Jasminholz, oben einen Knopf von Bernstein hatte. Der am Gürtel hängende Tabaksbeutel war aus einem golddurchwirkten Stoffe gearbeitet. Ich will hier noch bemerken, daß sich auch meine anderen Reisegefährten nach ihrer Ankunft in Medina mehr oder weniger umgestalteten.

Das ganze Wesen und Benehmen meines Scheichs hatte gleichfalls eine gründliche Umwandelung erfahren. Auf der Reise erschien sein Betragen oft roh und gemein; jetzt benahm er sich mit Ruhe und Würde. Er ergriff meine Hand und geleitete mich äußerst höflich zum Medschlis, „dem Ort, an welchem man sich setzt;" man kann ihn als das Empfangzimmer oder als Salon betrachten. Dieser Medschlis war sauber ausgekehrt und für seinen neuen Bewohner hergerichtet. Der junge Mohammed folgte uns, aber er war niedergeschlagen und schämte sich, weil er noch die schmutzigen Reisekleider trug; er meinte, Jeder müsse fragen: „Wer ist denn dieser elende, armselige Tropf?" Er wollte sich schüchtern in einen Winkel drücken, und der eben so schmutzige Indier Scheich Nur wäre wo möglich gern hinter ihn gekrochen, aber diesem befahl ich, sofort im Hause sich nützlich zu machen und Hand anzulegen.

Es ist in Medina hergebracht, daß ein Mann, der von einer längern Reise heimkehrt, baldmöglichst von seinen Freunden und Verwandten besucht wird. Deswegen hatte auch Hamid sogleich den Diwan herrichten lassen; die Pfeifen standen bereit und der Kaffee duftete. Ich nahm Platz am Fenster, weil es dort immer am wenigsten heiß ist; gleich nachher kam ein Besuch nach dem andern, und bald war das Gemach angefüllt. Scheich Hamid umarmte Jeden, der eintrat. Die Leute setzten sich auf den Diwan, rauchten, sprachen über Politik, fragten über Reiseangelegenheiten und nach fernen Freunden, tranken Kaffee, sprangen nach etwa einer halben Stunde rasch auf, umarmten den Hausherrn und gingen wieder fort. Die geringeren Leute traten ohne Geräusch ein, machten die Umarmung bescheiden ab, grüßten die Anwesenden und nahmen die letzten Plätze ein; nachdem sie geraucht und Kaffee getrunken hatten, gingen sie eben so still von dannen, wie sie gekommen waren. Ganz anders benahmen sich jene, die etwas aus sich machten und für vornehm gelten wollten; aus ihrem Gesichte strahlte große Selbstzufriedenheit, sie traten geräuschvoll ein und die An-

wesenden erhoben sich, um sie zu begrüßen. Mit einer gewissen Wichtigthuerei nahmen sie Platz, bemächtigten sich der Unterhaltung, erhoben sich und schritten majestätisch aus dem Zimmer. Wie gewöhnlich sprach man auch damals viel über den heiligen Krieg. Der Sultan hatte dem Czar befohlen, Muselmann zu werden; der Czar hatte um Frieden gebeten, wollte einen Tribut zahlen und Vasall der Pforte werden. Allein der Sultan rief: Nein, bei Allah, Du mußt Dich zum Islam bekennen. Natürlich besann sich der Czar und konnte nicht sofort zu einem Entschlusse kommen; aber Allah schlägt die Ungläubigen mit Blindheit, und Abd ül Medschid wird bald Herr über die Moskoffs sein. Nachher wendet er dann seine siegreichen Waffen gegen alle Götzendiener in Frangistan; mit den Engländern, Franzosen und Griechen macht er den Anfang. Dann und wann fragte man mich um meine Meinung, und ich äußerte mich so, daß meine Ansicht kein Mißfallen erregen konnte. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich Allerlei, das mir von schlimmer Vorbedeutung für meine beabsichtigte Reise zu sein schien. Ich hegte nämlich den Plan, quer durch Arabien nach Maskat am Busen von Oman zu gehen; nun waren aber die Beduinen entschlossen, bei der in Europa zu erhoffenden Beute nicht leer auszugehen, und wollten in ganzen Schaaren am heiligen Kriege theilnehmen. Jeder Stamm hatte Ansprüche geltend zu machen gesucht und darüber war es zu Streitigkeiten gekommen; alle Männer ohne Ausnahme drangen darauf, in den Kampf zu ziehen, selbst zehnjährige Knaben wollten nicht zurückbleiben. Deshalb waren denn diese Beduinen einander in die Haare gerathen und in der ganzen Wüste tobte Kriegslärm. So erzählten die Gäste meines Scheichs, und ich überzeugte mich später, daß sie die Wahrheit gesagt.

Von acht Uhr früh bis Mittag wurde der Medschlis nicht leer, und so lange mußten wir auch mit dem Frühstück warten. Das war für ausgehungerte Reisende allerdings eine Qual, allein wir hatten uns nach dem Gebote der Höflichkeit zu richten. Jene Besuche waren uns sehr lästig gefallen, aber sie erschienen noch erträglich gegen einen Unfug, von dem wir gleich darauf viel litten. Als die erwachsenen Leute das Zimmer verlassen hatten, stürmte eine Menge von Kindern herein. Sie machten einen Höllenlärm, traten uns auf die Füße, zerbrachen Alles was, in ihre Hände kam, und führten unfläthige Redensarten, die auch ein alter Matrose nicht in den Mund nehmen möchte. Wer nicht, gleich mir, die

Schiffsladungen von Donnerkeilen, von jenen Enfants terribles beobachtet hat, welche alljährlich aus Indien nach England zur Abhobelung geschickt werden, kann die Geißel, welche mich damals in Medina heimsuchte, gar nicht würdigen. Ich hatte, wie schon bemerkt, am Ufer des rothen Meeres mir den Fuß schwer beschädigt, und er war noch krank. Jetzt tobte ein naseweiser vierjähriger Junge im Medschlis umher, und ich hielt ihn von mir ab, damit er nicht auf das schlimme Glied trete. Da sagte er mir rundweg: „Mein Vater hat zu Hause einen Säbel, mit dem will ich Dir die Kehle von einem Ohre bis zum andern abschneiden.“ Dabei machte er die entsprechende Geberde und Bewegung. Ich hänselte ihn nun, weil er noch so schwach und winzig sei; aber da wurde der kleine Halunke wie toll und wild, er streckte mir die Faust entgegen, starrte mich mit seinen schwarzen Augen an und beleckte sein Knie. Das ist im Morgenlande ein Zeichen der alleräußersten Verachtung. Eben jetzt erschien Scheich Hamid und war ganz erstaunt über so eine abscheuliche Ungezogenheit; er wollte den Galgenstrick auf der Stelle derb abstrafen, und ich konnte ihn nur mit Mühe von seinem Vorhaben abbringen. Während dieses Vorganges hatte ein anderer Junge meine Pistolen weggenommen und hielt sie gegen einen seiner Nachbarn; zum Glück war der Hahn in Ruhe und ich bemerkte noch zu rechter Zeit den Unfug. Darauf wurde mir das Vergnügen zu Theil, einen sehr würdigen jungen Mann von etwa sechs Jahren vor mir zu erblicken; in seinem Gürtel steckte ein Schreibzeug, und damit war angedeutet, daß der Inhaber ein der Gelehrsamkeit Beflissener sei. Er nahm meine Pfeife und paffte dicke Rauchwolken aus seinem Munde hervor. Ich verglich scherzweise seine hagere Person mit dem schlanken Pfeifenrohre; da warf er flugs das letztere auf den Teppich hin, blitzte mir flammende Blicke zu und war so wüthend, daß seine Gesichtszüge sich verzerrten. Ich wußte bald, warum diese Brut so abscheulich ungezogen ist. Man sollte diese Jungen tüchtig durchpeitschen, aber das geschieht nicht; höchstens zeigt man ihnen eine drohende Miene, und darüber lachen sie. Uebrigens haben sie auch einige „gute Eigenschaften“; sie sind kräftige Jungen, die sich im Hause tüchtig mit Fäusten bearbeiten und draußen mit Knütteln prügeln oder mit Steinen werfen. Vor allen Dingen widmeten sie meinen Waffen große Aufmerksamkeit.

Endlich mußte ich die Gebote der arabischen Höflichkeit verletzen und meinem Wirthe kundgeben, daß ich durch Hunger, Durst und Ermüdung ganz und gar erschöpft sei; bevor ich meinen Weg nach dem Harem, das heißt nach der Moschee des Propheten, anträte, bedürfe ich nothwendig einiger Erholung. Da brachte mir denn der gute Scheich, welcher sich eben anschickte, nach dem Grabe seines Vaters zu gehen und dort zu beten, sogleich mein Frühstück, zündete mir eine Pfeife an, machte ein Lager zurecht, schloß die Fensterläden, damit das helle Licht mir nicht störend werde, schickte die Kinder fort und ließ mich allein. Späterhin rief er Mutter, Frau und einige Verwandte in ein Gelaß, wo er die während der Reise eingekauften Sachen stehen hatte. Schon am Morgen hatte ihn ein Oheim in Anwesenheit mehrerer Gäste gebeten, den Reisekoffer, Sahharah, zu zeigen, Hamid gab aber wohlweislich keine Antwort darauf. Denn es ist Sitte, daß die Personen, welche beim Eröffnen eines Koffers zugegen sind, von der Freigebigkeit des Eigenthümers ein Geschenk erwarten; er darf ihnen nichts abschlagen, weil das unhöflich wäre; er muß sich vielmehr ausplündern lassen und obendrein die beste Fassung zeigen. Hamid handelte also klug, daß er erst allen Besuch fortgehen ließ, bevor er seine Schätze und und sieben Sachen zeigte. Sie gefielen den Frauen ungemein, denn ich hörte Ausrufe des Beifalls und der Bewunderung.

Nach einem erquickenden Schlafe begaben wir uns nach dem Harem. Mohammed hatte seine Fassung wieder gewonnen, nachdem der Scheich ihm einen mit Goldborten besetzten Rock geborgt. Scheich Nur's Mütze war sorgfältig gebürstet worden; einige meiner alten Kleidungsstücke paßten ihm, und so erschien er halb in indischer, halb in türkischer Tracht, und sah etwa aus wie ein abyssinischer Sklave aus einem vornehmen Hause.

Ich will hier Einiges über Hamid's Wohnung mittheilen. Das Haus steht am Barr el Munakhah und bildet ein Eck; die beiden Vorderseiten sind nach Osten und Norden gerichtet. Das Erdgeschoß enthält nur einen Raum, in welchem alle Geräthschaften, Lebensmittel und allerlei andere Sachen aufbewahrt werden. Im ersten Stock wohnen die Männer; man gelangt zu demselben auf einer dunkeln Wendeltreppe, deren Stufen nach vorne hin abschüssig und mit einer schwarzen, sehr harten Erde bedeckt sind. In diesem Geschoß liegen nach der Vorderseite hin zwei Hauptgemächer, nämlich der Medschlis oder das Empfangzimmer, das schon weiter oben ge-

schildert worden ist, und ein Vorrathsgemach. Die Thüren beider gehen auf einen dunkeln Gang hinaus; an diesem liegt ein drittes Zimmer; es ist lang und hat keine Fenster. Dort steht ein Hanefiyah, ein großes kupfernes Gefäß, das verzinnt ist und einen Hahn zum Abführen des Wassers hat. Dort findet man überhaupt Alles, was zur Reinigung nöthig ist. Die Küche befindet sich im zweiten Stock; ich habe sie aber nicht gesehen, weil dort oben die Frauengemächer sind. Der Medschlis hatte nach Norden und Osten kleine Fenster oder vielmehr Oeffnungen mit hölzernen Läden und Vorhängen aus Mattengeflecht. In den Fenstervertiefungen lagen Kissen, auf denen wir Morgens und Abends saßen, um frische Luft zu genießen. Die Decke bestand aus Stäben von Dattelholz und wurde von rothangestrichenen Palmenbalken getragen. Die Wände sind ein Gemisch von vulkanischen Steinen, braunen Ziegeln und Lehm. Sie ruhten auf Balken und Zimmerwerk. Im Empfangszimmer läuft den Wänden entlang ein Diwan; der Boden ist mit einem Teppich belegt; in einem Winkel steht ein großer hölzerner Koffer, und an der südlichen Mauer ist ein Suffeh angebracht, eine kleine Steinplatte, die auf einer Stütze ruht. Auf ihr stehen allerlei Sachen, die man in täglichen Gebrauch nimmt, also Flaschen mit wohlriechendem Wasser, Kaffeetassen, einige Bücher; manchmal liegt dort auch der Turban, weil die Kinder nicht so hoch hinaufreichen können. Auf einem Paar Haken in der westlichen Mauer hängen Pistolen mit karmoisinrothen Schnüren und ein halbes Dutzend Pfeifenröhre. In der Mitte steht allemal eine Schischa, eine große Kokosnuß mit hölzernem Stiele in Kupfer gefaßt auf einem Dreifuß; in einem Winkel steht man ein großes kupfernes Kohlenbecken nebst allerlei Zubehör; dort wird der Kaffee warm gehalten. Auch der Fußboden des Ganges ist mit schwarzer Erde bedeckt und wird täglich zweimal besprengt, damit die Luft kühler bleibe. Im Hause wohnen Hamid's Mutter, seine Frau und einige kleine Neffen und Nichten, die immer halbnackt umherlaufen. Zwei Negersklavinnen aus Afrika bilden die Dienerschaft.

Das Haus ist nicht groß, liegt aber ganz angenehm, denn aus den Fenstern des Medschlis übersieht man den großen Platz, El Barr, hat einen Blick auf die Stadtmauern, das ägyptische Thor, die großen Minarets des Harem, auf eine Moschee in der Vorstadt, einige Wälle der Festung und auf den Berg Ohod. El Barr bietet einen ungemein belebten und malerischen Anblick dar,

wenn dort eine Karawane ihre Zelte aufschlägt. In den Morgenstunden ist das Medschlis recht kühl, wird aber Nachmittags drückend heiß. Ich berichte das Alles ausführlich, weil sich dadurch der Leser eine Vorstellung von den Wohnungen der Mittelklassen in Medina machen kann. Die Reichen ahmen den Luxus der Türkei und Aegyptens nach; davon überzeugte ich mich in Omar Effendi's Hause. Die Armen wohnen schlecht, wie überall.

Wir wohnén bei Scheid Hamid ruhig und gar nicht unangenehm. Nie habe ich ein Frauengesicht erblickt, jenes der Negerinnen ausgenommen. Während der ersten Tage suchten sie ihre Reize unter dem Lappen zu verbergen, der für einen Schleier gelten sollte, und wollten auf keine Frage antworten; nach und nach ließen sie sich jedoch ansehen und auch mit sich reden. Ich fand ihre Stimme ungemein sanft und fein; eine gewisse zurückhaltende Scham legten sie mir gegenüber niemals ab. Das Gesicht der jungen Hausfrau habe ich nicht gesehen und eben so wenig ihre Stimme gehört; sie blieb den ganzen Tag im obern Stockwerk. Die Mutter Hamids trat zuweilen an die Treppe vor, um mit ihrem Sohne zu sprechen; das geschah aber nur, wenn keine Fremden im Hause waren. Sie kam nie in das Medschlis hinab, um neben mir Platz zu nehmen, was doch die alte Dame that, bei welcher ich in Mekka wohnte. Während der Mittagsstunden machte ich gewöhnlich in dem dunkeln Gange ein Schläfchen; dann kamen manchmal Frauen, um im Harem einen Besuch abzustatten. Die eine oder andere blieb wohl einen Augenblick stehen und gab dem Scheich, mit welchem einige Worte gewechselt wurden, die verhüllte Hand. Ein Muselmann, welcher eine nicht zu seiner Familie gehörende Frau angerührt hat, muß sich waschen, bevor er beten darf; sie nimmt deshalb ein Stück vom Schleier in die Hand, wenn sie diese einem Freunde oder Verwandten reicht. Alle, die ich in Hamids Hause sah, waren sorgfältig verhüllt und ließen auch nicht die Spur von ihrem Antlitz blicken.

Mit Tagesanbruch standen wir auf, verrichteten unsere Abwaschung und „brachen die Nüchternheit", indem wir etwas Brot genossen; nachher wurde eine Tasse Kaffee getrunken und Tabak geraucht. Nachdem wir uns in die Kleider geworfen hatten, besuchten wir einen heiligen Ort in der Stadt oder außerhalb derselben, gingen wieder heim und setzten uns auf den Diwan; wir unterhielten uns, rauchten, tranken wieder Kaffee und wohlriechendes

des Wasser, und so kam, etwa um elf Uhr, die Stunde zum Mittagessen heran. Dieses Mahl, el Ghada, wurde im Medschlis genossen. Man trug die Speisen in großen kupfernen Schüsseln auf, die aus dem obern Stockwerk heruntergebracht wurden. Wir setzten uns, sagten einander Bismillah und griffen mit den Fingern zu. Gewöhnlich hatten wir ungesäuertes Brod, mehrerlei Fleisch und gedämpfte Gemüse, und nach dem ersten Gange bekamen wir Reis, den wir mit Löffeln aßen; der Nachtisch bestand aus frischen Datteln, Trauben und Granatäpfeln. Sobald das Mahl eingenommen war, brachte ich irgend eine Entschuldigung vor, um mich auf gute Art entfernen zu können; ich sei daran gewöhnt, eine Kailûla, eine Mittagsruhe, zu halten; oder ich sei in trüber Gemüthsstimmung, welche der Araber allemal respectirt, denn sie kommt bei ihm häufig vor. Da streckte ich mich hinten im dunkeln Gange auf meine Decke hin, warf die meisten Kleider ab, rauchte, oder schrieb insgeheim; schon in Kairo hatte ich mir ein passendes Schreibzeug machen lassen, und so konnte ich mit Bleistift Bemerkungen auf kleine Blätter schreiben, die ich in die linke Hand legte. Auf diese Art vertrieb ich mir die Zeit von Mittag bis gegen Abend; nachher empfängt, oder macht man Besuche. Wir Beiden, Hamid und ich, hatten die Bekanntschaft mit Omar Effendi und Saad dem Teufel nicht abgebrochen; Saleh Schakkar dagegen ließ sich beim Scheich nicht ein einziges Mal blicken; wahrscheinlich waren wir ihm nicht vornehm genug. Nach den Besuchen sagten wir, je nachdem es sich traf, zu Hause oder in der Moschee des Propheten, das Abendgebet her, darauf folgte das Ascha oder Nachtessen, zu welchem eben so reichlich aufgetragen wurde wie am Mittag, und zuletzt wurde abermals Kaffee getrunken und geraucht. Zuweilen machten wir uns auch eine Zerstreuung, legten unsere gewöhnlichen Kleider an, nahmen einen Knüttel auf die Schulter und gingen ins Kaffeehaus; manchmal erfreuten wir uns auch an einer Taatumah; sie besteht aus Zuckerwerk, Granatäpfeln und getrockneten Früchten; meistentheils aber nahmen wir Platz vor dem Hause des Scheichs auf einem Teppich, unterhielten uns mit denen, welche vorsprachen, trieben Scherz, erzählten uns Geschichten und legten uns zur Ruhe. In Medina sind die Tagesstunden sehr heiß, aber die Nächte frisch und angenehm, weil die Stadt ziemlich hoch über der Meeresfläche steht.

Nachdem wir die große Abwaschung vorgenommen und weiße Kleidung angelegt hatten, weil der Prophet solche geliebt, besuchten wir die Heiligthümer. Mein kranker Fuß schmerzte sehr, und Hamid hatte deshalb einen Esel für mich bestellt. Dieser ließ nicht lange auf sich warten, war aber ein erbärmliches Thier; nichts als Haut und Knochen, dazu lahm, auch hatte er nur ein Ohr; von Sattel oder Steigbügeln war keine Spur, und ich mußte mich mit einem Halfter begnügen. Während ich nach dem Thore zu ritt, verhöhnten mich die Beduinen, denn sie halten, gerade so wie die Indier, das Reiten auf einem Esel für schimpflich; die türkischen Pilger kümmern sich jedoch in ihrem Hochmuth um das Vorurtheil der Araber gar nicht und reiten auf Eseln. Die Leute meinten, ich sei ein Osmanli und verstehe kein Arabisch; deshalb ließen sie ihrer Zunge freien Lauf. „Womit haben wir Allahs Zorn verdient, weshalb sind wir verdammt, solchen Eselreitern zu gehorchen?“ Mir war dergleichen Geschwätz einerlei, und Scheich Hamid sprach über Moscheen.

Die Mesdschid el Nebawi oder Moschee des Propheten ist eines der beiden großen Heiligthümer des Islam und nimmt unter den drei Hauptstätten, welche von den muselmännischen Völkern verehrt werden, den zweiten Platz ein. Den Vorrang hat die Mesdschid el Harem (die Moschee des Heiligthums, die Unverletzliche) zu Mekka, die man auf Abraham zurückführt; die dritte Stelle wird der Moschee in Jerusalem eingeräumt; man bringt sie mit König Salomo in Verbindung und nimmt an, daß sie auf der Stelle sich erhebe, wo einst der berühmte Tempel dieses Königs gestanden. Die Ueberlieferung weiß, daß Mohammed gesagt habe: „Ein Gebet in meiner Moschee zu Medina ist wirksamer als tausend Gebete an anderen heiligen Stätten, jene in der Haremmoschee zu Mekka allein ausgenommen.“ Es ist deshalb Pflicht eines Pilgers, so lange er in Medina verweilt, in der Moschee des Propheten fünf Mal zu beten, dort im Koran zu lesen und wo möglich auch bei Nacht sich religiösen Betrachtungen hinzugeben und zu beten.

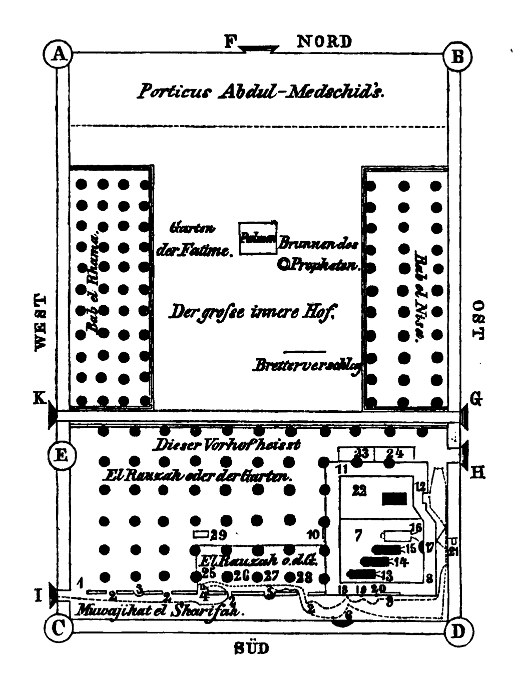
Ein Besuch in der Moschee des Propheten und bei den Heiligthümern, welche sie einschließt, wird als Ziyarat oder die Besichtigung bezeichnet; der Gläubige, welcher dieselbe vorgenommen, heißt Zair, und der Führer, welcher ihn dabei geleitet, Mosawwer.

Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen der Pilgerfahrt nach Mekka, durch welche man ein Hadschi wird, und der Wanderung nach Medina. Jene erstere ist geboten, der Koran legt jedem Muselmanne die Verpflichtung auf, das Heiligthum zu Mekka wenigstens ein Mal in seinem Leben zu besuchen. Der Tawaf, der Gang um das Gotteshaus (Bait Allah) zu Mekka, darf um das Grab des Propheten zu Medina niemals stattfinden; auch darf man das letztere nicht in Pilgerkleidern besuchen, es nicht küssen, auch nicht mit der Hand berühren, oder mit der Brust daran drücken, was Alles bei der Kaaba geschieht. Eben so wenig ist gestattet, daß man sich das Gesicht mit dem am Grabe aufgesammelten Staube reibe, und wer seine Andacht an demselben durch Niederwerfen bezeugt, was manchmal von unwissenden Indern geschieht, macht sich einer Todsünde schuldig. Aber nur ein Ungläubiger würde irgend einen Theil der Moschee bespeien, oder diese selbst verachten.

Rang und Würde dieses Tempels sind also durch die Religion und die Wissenschaft genau bezeichnet worden. Aber im Morgenlande verfallen die Menschen leicht in Extreme. So nimmt zum Beispiel die orthodoxe Schule El Maliks an, Medina stehe über Mekka, und beruft sich dafür auf die Heiligkeit des Grabes und die religiösen Vortheile, welche man bei diesem erwerben könne. Die Wahhabis dagegen halten die Ansicht fest, daß am Tage des Gerichtes der Prophet keine Stimme habe; sein Grab gilt ihnen eben so viel und eben so wenig wie das eines andern Sterblichen, es hat also gar keinen Anspruch auf besondere Verehrung. Sie verdammen dieselbe als götzendienerisch; zur Zeit, da sie in Arabien mächtig waren, plünderten sie die heilige Moschee und verboten fremden Pilgern den Zutritt. Wie dem auch sein möge, die bei weitem überwiegende Zahl der Muselmänner stellt Allahs Haus in Mekka weit über alle anderen Heiligthümer der Welt, giebt aber im Uebrigen zu, daß als Stadt Medina heiliger sei als Mekka, folglich auch heiliger als alle anderen Stätten auf Erden, Allahs Haus ausgenommen.

Ich stand vor der Moschee. Gleich jener in Mekka ist sie durch den Anbau schlechter Häuser verunziert worden; einige lehnen sich an die Ringmauer des Heiligthums, andere sind von demselben nur durch eine schmale Gasse getrennt, und so hat man von der Moschee keinen Gesammtanblick; sie sieht weder schön noch

würdig aus. Ich stieg auf abgetretenen Stufen durch die Pforte der Barmherzigkeit, Bab el Rahma, zum Innern ein, und war überrascht, in diesem von allen Muselmännern so hoch verehrten Tempel so viele Schnurrpfeifereien zu finden. Er machte einen kleinlichen Eindruck, und kann auch nicht von ferne mit der Moschee in Mekka verglichen werden, denn diese ist der Ausdruck eines erhabenen Gedankens, zugleich einfach und großartig. Je mehr ich mir das Ganze und die Einzelnheiten näher betrachtete, um so mehr



Plan der Moschee des Propheten.

glaubte ich in einem Museum oder einer Raritätenbude zu sein, die man mit allerlei Flitter aufgeputzt hat.

Der beifolgende Plan der Moschee des Propheten wird durch die nachstehende Erläuterung verständlich werden.

A. Minaret Schikaylieh. B. Minaret Soliman des Prachtliebenden. C. Minaret Raisiyah. D. Minaret an der Pforte der Begrüßung. E. Minaret an der Pforte der Barmherzigkeit.

F. Porticus Abd ül Medschids. G. Pforten der Frauen, Bab el Nisa. H. Pforte des Erzengels Gabriel, Bab Dschibraïl. I. Pforte des Grußes, Bab el Salam. K. Pforte der Barmherzigkeit, Bab el Rahma.

1. Innere Gegenmauer. 2. Gänge durch die Gegenmauer. 3. Nische des Sultans Soliman. 4. Gebetkanzel des Propheten. 6. Nische Osmans. 7. El Hedschra, das Gemach, in welchem der Prophet starb und begraben wurde; ist ein unregelmäßiges Viereck von etwa 50 Fuß. 8. Gang, welcher die Gräber umgiebt. 9. Pforte El Muwajiha, durch welche man zur Hedschra gelangt. Zu dieser führte auch die Pforte 10. der Reue; 11. die syrische Pforte und 12. die Pforte der Fatime. 13. Grab des Propheten. 14. Grab Abu Bekr's. 15. Grab Omar's. 16. Leere Grabstätte, welche für die Aufnahme des Isa ben Miriam (Jesus) bestimmt ist. 17. Makam Sayyidna Jesu, Platz unseres Herrn Jesus. 18. Fenster des Propheten, Schubak el Nebi. 19. Fenster Abu Bekr's. 20. Fenster Omar's. 21. Hier stieg der Engel Gabriel herab. 22. Grab der Fatime. 23. Platz, wo die Verschnittenen sich aufhalten. 24. Stelle, an welcher unablässig der Koran gelesen wird. 25. Die Pfeiler El Mokhallak. 26. Der Pfeiler Ayischa's. 27. Der Pfeiler der Flüchtlinge. 28. Der Pfeiler der Reue. 29. Der Mokabbariyeh, die Stelle, an welcher in der Moschee das Gebet verkündet wird. Die mit Punkten bezeichneten Linien sind der Umgang Mowajihat el Scherifeh; bei den stärkeren Punkten sind Stationen, wo man anhält.

Die Mesdschid el Nebawi bildet ein Parallelogramm von ungefähr 420 Fuß englischer Länge und 340 Fuß Breite und ist in der Richtung ihrer größten Länge nach Norden und Süden orientirt. Sie hat, gleich allen Moscheen, einen großen von Gallerien umschlossenen Hofraum; diese werden von mehreren Pfeilerreihen getragen und erinnern an die Kreuzgänge mancher italienischen Klöster. Diese Säulengänge sind nicht hoch und von einer großen Menge halbrunder kleiner Kuppeln überwölbt; in Spanien bezeichnet man dergleichen als media naranja, weil sie die Gestalt einer halben Orange haben. An der Nordseite des Hofes lehnt sich an die Umfassungsmauer ein Säulengang, genannt Medschid Riwak, weil der Bau desselben vor einigen Jahren vom Sultan Abd ül Medschid begonnen wurde. Der Stärke der Säulen nach zu schließen, mit welchen er geziert werden soll, ist es darauf abge-

sehen, alle andere in Schatten zu stellen, man befürchtet aber in Medina, daß er, in Anbetracht der bedenklichen Lage des türkischen Reiches, unvollendet bleiben werde. Die beiden Säulengänge, welche im Westen und Osten den großen Hofraum einschließen, werden nach den beiden zunächstliegenden Pforten (Bab el Rahma und Bab el Nisa) benannt. Der Porticus im Süden ist ungleich größer als die übrigen, hat auch mehr Säulenreihen, und bildet den wichtigsten Theil des Tempels, weil er die vorzugsweise heiligen Stätten umschließt. Man nennt ihn El Rauzah, den Garten, weil er sich dort befindet, wo der Prophet seinen Garten hatte. Diese vier Säulengänge haben auf der Außenseite Arcaden, im Innern ruhen sie auf Pfeilern, die an Stoff und Form sehr verschieden sind; manche sind ganz plump, andere ungemein zierlich, viele von Porphyr, andere mit Gyps überzogen. Der südliche Porticus hat ein Pflaster von schönen Marmorplatten und Mosaik. Auf diesen liegen Strohmatten, worüber man Teppiche ausbreitet, die sehr bald von den zahlreichen Gläubigen abgenützt werden. Den Tempeleunuchen liegt es ob, diese Teppiche rein zu fegen, sie treten aber manchmal für Geld und gute Worte den Besen an fromme Pilger ab. So viel kann ich versichern, daß der Eifer der Eunuchen und der Pilger nicht ausreicht, um gewisse lästige Insekten zu entfernen.*)

Doch ich finde keine Zeit zum Kritisiren, denn Scheich Hamid deutet mir durch einen Wink an, daß ein Zaïr sich um ganz andere Sachen zu bekümmern habe. Er geleitet mich an die Pforte des Grußes und bahnt uns mit sanfter Gewalt einen Weg durch eine Schaar von Bettlern. Auch fragt er mich, ob ich mich vollständig gereinigt habe; wenn das nicht der Fall sei, müsse ich meine Abwaschung an dem Brunnen vornehmen, welcher sich in der Mitte des großen Hofes befindet. Wir steckten nun unsere Hände in den Gürtel, und zwar so, daß die innere Fläche der Rechten die äußere Fläche der Linken bedeckt; wir haben also die Stellung zum Gebet, setzen den rechten Fuß voraus, wandeln langsam im Mowajihat el Scherifeh und dann in einem Gange, welcher in gleichem Striche mit der südlichen Mauer läuft. Der Scheich geht mir zur Rechten und spricht laut ein Gebet, das auch ich hersage.

*) Schon Burckhardt hat über die ungeheure Menge von Flöhen geklagt, von welchen es im Heiligthume wimmele.



„Im Namen Allahs und im Glauben an Allahs Propheten! O Herr, laß mich eingehen durch den Eingang der Wahrheit und laß mich ausgehen durch den Ausgang der Wahrheit. Gestatte, daß ich Dir nahe und mache mich zu einem siegreichen Sultan über die Welt, über das Fleisch und über den Teufel.“ Dann folgen die üblichen Segenswünsche für den Propheten, und mit folgenden Worten schließt dieses Gebet: „O Allah, öffne mir die Pforten Deiner Gnade und beschütze mich vor dem Teufel.“

Inzwischen hatten wir etwa zwei Drittheile des Mowajihat el Sherifeh zurückgelegt. Uns zur Linken befand sich eine mannshohe Nebenmauer die mit Arabesken bemalt ist und vier kleine Oeffnungen hat. In diese innere Mauer sind eingelassen, erstens die Nische Soliman des Prachtliebenden (Mirab Sulaymanni), die aus Konstantinopel nach Medina geschickt worden ist; zweitens die Kanzel des Propheten (Mambar el Nebawi); drittens die Nische des Propheten (Mirab el Nawabi). Die beiden Nischen bestehen aus einer wunderschönen Marmormosaik; die Kanzel wird von einer anmuthigen Gruppe schlanker, mit hübschen Zeichnungen arabeskenartig verzierter Säulen gebildet; die darauf befindlichen Inschriften sind meisterhaft eingegraben. Wir gingen nun durch die dritte dieser kleinen Pforten und waren alsbald in dem berümhmten Garten. Der Prophet sagt: „Zwischen meinem Grabe und meiner Kanzel befindet sich ein Garten der Gärten des Paradieses“. Im Norden und Westen hat dieser Platz keine Einfassung; im Süden wird er von der Gegenmauer begrenzt, durch deren Pforten wir gekommen waren, im Osten ist er von dem Gitter umschlossen, welches um das Grab und dessen Zubehör läuft. Mich führte mein Mosawwer in diesen „Garten“; er stellte mich genau zwanzig Schritte von der Lehrkanzel des Propheten und hieß mich eine halbe Wendung gen Süden machen, damit mein Antlitz die Richtung nach Mekka hin erhalte. Auf dieser Stelle sprach ich mein Nachmittagsgebet, warf mich zwei Mal zu Ehren des Tempels nieder, und wir beteten die Kapitel 109 und 112 des Koran.*)

*) Die Sure 109, überschrieben „die Ungläubigen“, ist geoffenbart worden zu Mekka und lautet: „Sprich: O ihr Ungläubige, ich verehre nicht das, was ihr verehrt, und ihr verehrt nicht, was ich verehre, und ich werde auch nie verehren das, was ihr verehret, und ihr werdet nie verehren das, was ich verehre. Ihr habt eure Religion und ich die meinige.“ Diese Sure wurde geoffenbart, als einige Araber von Mohammed verlangten, er solle ein Jahr lang ihre



Um Allah dafür zu danken, daß er mir im Voraus beschieden habe, den heiligen Ort zu besuchen, mußte ich mich niederwerfen. Das ist der Augenblick, wo Almosen gegeben werden, und ich sah mich flugs von Bettlern umringt, welche ihre Sacktücher ausbreiteten und einige Kupfermünzen hinlegten; dadurch wollten sie offenbar meine Freigebigkeit aufstacheln. Ich wußte im Voraus, daß zudringliche Bettler mich belästigen würden, und hatte deshalb meine Vorkehrungen getroffen. Ehe wir Hamids Haus verließen, mußte Mohammed für zwei Dollars kleines Geld einwechseln; dabei schärfte ich ihm ein, daß er mit diesen Almosen ausreichen müsse. Ich verwies also die Bettler an meinen Säckelmeister, der hinter mir ging, kehrte meine leeren Taschen um, und besah mir nach wie vor den Garten.

Dieser Rauzah ist der Theil der Moschee, welcher am besten im Stande gehalten wird, und doch kann man ihm weiter nichts zum Lobe nachsagen, als daß er nothdürftig einer italienischen Kirche zweiten Ranges gleicht. Er ist rechtwinkelig, etwa achtzig Fuß lang und nicht ganz die Hälfte so breit. Damit er an einen Garten gemahne, hat man ihn armselig verziert; in die Teppiche sind Blumen eingewirkt, das Untergestell der Säulen ist mit grünbemalten Ziegeln bekleidet, selbst die Schäfte sind bis zu Mannshöhe mit plumpen Malereien bekleckst, welche Pflanzen und Baumschlag darstellen. Der Vicekönig von Aegypten hat für den „Garten" einige schöne Krystallleuchter, londoner Fabrikat, hergeschenkt, sie passen aber gar nicht zu den grünen Verzierungen. Einen bessern Eindruck machen schon die mattgeschliffenen Fensterscheiben in der südlichen Mauer. Durch sie fällt das Tageslicht bis zu dem schönen grünen, vergoldeten Gitter, mit welchem das Grab umgeben ist; von weitem glaubt man einen großen Vogelkäfig zu sehen. Aber wenn am Abend das Licht der Kerzen und Lampen auf die vielen Pilger fällt, welche in Festgewänder gekleidet sind, und wenn die Vornehmen der Stadt ernst beisammen sitzen, um Allahs Ge-

Götter verehren, dann wollten sie eben so lange seinen Gott verehren. Dieses Kapitel (Surat el Kafirnu) muß ein Muselmann hersagen, den man für betrunken hält. Man sieht, daß die einzelnen Sätze sich von einander nur dadurch unterscheiden, daß dieselben Worte eine verschiedene Reihenfolge haben; ein Betrunkener wird sie in den meisten Fällen verwechseln. — Die 112te Sure lautet: „Sprich: Gott ist der einzige und ewige Gott. Er zeugt nicht und ist nicht gezeugt, und kein Wesen ist ihm gleich."

bote verkündigen zu hören, dann empfängt man einen wahrhaft religiösen Eindruck. Auch muß man solche Dinge aus dem Standpunkt und aus den Gefühlen der Muselmänner beurtheilen, und ein Reisender muß tief vom Orient durchdrungen sein, wenn er in diesem „Garten" zu Medina finden soll, was der Baumeister ihn glauben machen will, nämlich einen Garten.

Die Hedschra oder das Gemach, heißt so, weil Ajischa, die Lieblingsfrau des Propheten, darin wohnte; es bildet ein unregelmäßiges Viereck von etwa vierzig bis fünf und vierzig Fuß Seitenlänge und ist durch einen mehr als zwanzig Fuß breiten Gang völlig von der Umfassungsmauer getrennt. Man nimmt an, daß im Innern des Gemaches drei gleichförmige Gräber sich befinden, die von Osten nach Westen gerichtet sind, aber von Süden nach Norden staffelweis zurücktreten, so wie es auf unserm Holzschnitte verzeichnet ist. Der Behauptung einiger Schriftsteller zufolge sind diese Denkmäler mit einer Steinmauer umgeben, andere sagen, es sei nur ein Holzgitter ohne Thür vorhanden. Darüber kann man jedoch nicht ins Reine kommen, weil dieser Verschlag durch einen dichten Vorhang verhüllt wird; so nimmt sich denn das Ganze etwa aus wie ein großes, ganz mit Vorhängen umspanntes Bett, dergleichen wir vor hundert Jahren in Europa allgemein hatten. Das äußere Gitter, dessen ich schon erwähnte, ist durch einen engen finstern Gang von der innern Umfassung, die er umgiebt, völlig getrennt. Dieses Gitterwerk ist grün bemalt, um an den Garten des Propheten zu erinnern; auf diesem Grün heben sich mehrere Inschriften mit ihren goldenen Buchstaben lebhaft ab. Sie enthalten das Glaubensbekenntniß, Zeugnisse für Gottes Einheit und andere religiöse Sprüche. Durch dieses Gitter darf kein Neugieriger dringen, es hat aber vier Eingänge, nämlich die Mowajihatpforte im Süden, jene der Fatime im Osten, die Pforte der Reue im Westen und die syrische Pforte im Norden. Die drei ersten werden stets verschlossen gehalten; die vierte geht auf den dunkeln Gang hinaus, welcher beide Gitter trennt, und durch sie treten die Beamten der Moschee ein, insbesondere die Verschnittenen. Diese haben die Obhut über das Tempelgut, unterhalten die Lampen und nehmen die Geschenke an sich, welche von den Gläubigen durch drei kleine fensterartige Oeffnungen des äußern Gitters in den Gang geworfen werden. Diese Löcher sollen nur drei bis vier Ellen weit vom Kopfe des Propheten angebracht sein; das westliche, sagt man,

liege dem Grabe Mohammeds gerade gegenüber; deswegen heißt es auch Schuback el Nebi oder Fenster des Propheten. Das zweite und das dritte hat man nach Abu Bekr und Omar benannt, weil sie den Gräbern dieser beiden ersten Chalifen gerade gegenüber liegen.

Ueber der Hedschra erhebt sich die große grüne Kuppel und oberhalb derselben prangt ein riesiger Halbmond auf einer Reihe vergoldeter Kugeln. Die glühende Einbildungskraft der Muselmänner sieht über diesem Gipfel des Heiligthums eine himmlische Lichtsäule, welche drei Tagereisen weit sichtbar ist, und dem Pilger die Richtung nach der heiligen Stadt und deren Lage andeutet. Allein es ist nicht Vielen vergönnt, dieses Zeichen zu schauen; nur wer sich zu vollk mmener Heiligkeit emporgearbeitet hat, und dessen Sinne so fein geworden sind wie seine geistigen Gesichte, wird erfreut durch den Glanz dieses göttlichen Lichtes.

Als wir uns beim Schuback el Nebi befanden, blieb Hamed sechs Fuß vom Gitter entfernt stehen, wandte sein Gesicht dem Grabe zu, erhob seine Hände wie zum Gebet, das er halblaut sprach, nachdem er mich aufgefordert hatte, ihm die Worte mit Verehrung, Furcht und Liebe nachzusprechen.

„Friede sei mit Dir, o Prophet Allahs! Mit Dir seien die Gnade Allahs und dessen Segnungen. Mit Dir sei Friede, o Allahs Freund! Mit Dir sei Friede; Du bist das Beste, was Gott geschaffen hat. O Prophet Allahs! vor Dir erscheinen Wanderer, die aus fernen Ländern gekommen sind; sie reiseten bei Tag und bei Nacht, unter Beschwerden und Gefahren, aber mit dem brennenden Verlangen, Dir zu danken für das, was sie Dir schulden, und die Wohlthat Deiner Verwendung (Dazwischenkunft, Fürbitte) zu erlangen.*) Denn unsere Sünden haben uns das Rückgrat gebrochen, und Du wirst für uns einschreiten bei ihm, der da heilt. Und Allah hat gesagt: obgleich sie sich selbst Unrecht zugefügt haben, so sind sie doch zu Dir gekommen, und haben Dich gebeten, daß Du Vergebung für sie auswirkest, und sie haben gefunden, daß Gott erbarmungsvoll ihre Reue annimmt. O Prophet Allah's!

*) Diese Dazwischenkunft Mohammeds, die von den rechtgläubigen Muselmännern in Anspruch genommen wird, ist ein Hauptgrund der Spaltung zwischen ihnen und den Wahhabis, welche die Vermittelung eines Menschen zwischen Gott und der Creatur für gotteslästerlich halten.



Vermittlung, Vermittluug, Vermittlung. O Allah, segne Mohammed und dessen Familie."

„Bei Dir, Du Prophet Gottes, lege ich mein Glaubensbekennntniß ab, das unwandelbar ist von heute bis zum Tage des Gerichtes. Es giebt keinen andern Gott als Allah, und unser Herr Mohammed ist sein Diener und sein Prophet. Amen. O Herr der Welten!"

Nach diesem Gebet mußte ich das Fathah (die erste Sure des Koran) hersagen, einmal für mich und einmal für meinen alten Scheich in Kairo, dem ich es versprochen hatte. Ich betete es „im Namen Allahs des Barmherzigen, des Gütigen. Lob sei Allah, der die drei Welten geschaffen hat, er, der Barmherzige, Gütige. Nur Dich allein beten wir an und nur von Dir erflehen wir Hülfe. Leite uns auf den richtigen Pfad; auf den Pfad derer, für welche Deine Liebe groß ist, und nicht auf den Pfad derer, auf welche Dein Haß kommt oder auf welchen er schon ruhet. Amen. O Herr der Engel, der Geister und der Menschen!"

Wir sagten dieses Stoßgebet im Geiste her mit erhobenen Händen, so daß die Zeigefinger gerade aus gerichtet waren, legten dann die inneren Handflächen auf das Gesicht und erfüllten den Almosenritus, der beim Besuche des Grabes für sehr wesentlich erachtet wird. Hamid trat anderthalb Schritte zur Rechten hin, ich that genau dasselbe und stellte mich der zweiten Oeffnung gerade gegenüber, also dem Fenster Abu Bekr's. Wir machten eine Bewegung mit der Hand gegen das Grab hin und wandten uns mit folgenden Worten an den Chalifen.

„O Abu Bekr, Friede sei mit Dir, mit Dir, Abu Bekr, dem Getreuen! Friede sei mit Dir, dem Chalifen des Propheten Allahs über sein Volk! Friede sei mit Dir, dem Gefährten (Mohammeds) in der Höhle und seinem Freund auf der Reise! Friede sei mit Dir, o Banner der Flüchtigen (von Mekka) und der Hülfsgenossen (von Medina). Wir bitten Gott, daß er uns sterben lasse in Deiner Freundschaft." Und dergleichen mehr.

Noch ein Schritt weiter zur Rechten, und wir standen vor dem Fenster Omars, das am weitesten nach Morgen hin liegt. Wir machten abermals eine Bewegung mit der Hand und sprachen: „Friede sei mit Dir, Omar! O Du, der Gerechte; o Du, der Fürst der wahren Gläubigen" und so fort. Scheich Hamid entfernte zwei Bettler, die mir auf Tritt und Schritt folgten, und führte

mich dann zum kleinen Fenster des Propheten, in welches ich hineinsehen konnte. Jetzt wurde mein ganzes Benehmen aufmerksam und argwöhnisch überwacht, denn fanatische Perser benutzen gern diese Gelegenheit, um die Gräber der beiden Chalifen zu schänden, welche Ali's Nebenbuhler waren. Durch diesen unsinnigen Fanatismus sind auch schon Unschuldige um's Leben gekommen, denn sobald die Araber Verdacht schöpfen, hauen sie alle Perser nieder, die ihnen in den Weg kommen. Ich vermuthe sogar, daß die Bewohner von Medina Gelegenheit gesucht haben, die Perser auszuplündern und ihnen Geld abzupressen, und zu diesem Zwecke friedfertige Leute, die gar keinen Unfug verübt, der Schändung jener Gräber bezüchtigt haben. Aber andrerseits steht fest, daß in Schiras ein Mann sofort für eine Art von Helden gilt, wenn er sich rühmen kann, die Gräber Ali's und Omar's beschmutzt zu haben.

Nachdem mein Auge sich an das Dunkel gewöhnt hatte, erkannte ich einen Vorhang mit drei goldenen Inschriften; sie besagten, daß hinter demselben das Grab des Propheten Allahs und der beiden ersten Chalifen sich befinde. Mohammeds Grabstätte ist durch einen Rosenkranz von Perlen und dem berühmten Kaukab el Durri bezeichnet; der letztere ist eine Constellation von Perlen, welche etwa in Brusthöhe am Vorhange befestigt ist. Man behauptet, dieser glänzende Stern sei aus Perlen und Diamanten zusammengesetzt und man hänge sie in's Dunkel, damit das Auge ihren herrlichen Strahlenglanz ertragen könne; das Volk erblickt in ihm das Juwel aller Juwele des Paradieses, ich halte aber die angeblichen Diamanten für Krystall. Doch bin ich nicht nahe genug herangekommen, um ein sicheres Urtheil fällen zu können, denn ich verspürte kleine Lust, eine ganz ungeheure Summe zu zahlen, mit welcher ich die Begünstigung, den innern Gang zu betreten, hätte erkaufen müssen. Ohnehin schien er keinerlei Merkwürdigkeit darzubieten. Uebrigens wird der Schatz der Moschee dort verwahrt, und man giebt ihn für unermeßlich reich aus; aber daran zweifle ich sehr. Er darf nur angegriffen werden, wenn es sich um die Vertheidigung des Glaubens handelt; dann mag der Sultan, als Nachfolger des Chalifen, über ihn verfügen. Der obenerwähnte Vorhang wird von Zeit zu Zeit durch einen neuen ersetzt, welchen jeder neue Sultan nach seiner Thronbesteigung schickt. Die Karawane von Damascus bringt ihn nach Medina, eben so den Kiswak oder die Grabdecke, sammt anderen Geschenken, welche all-

jährlich aus Konstantinopel für das Grab des Propheten gesandt werden. —

Burton hat also das Grab des Propheten nicht gesehen, er fand auch in Medina keinen, der aus persönlicher Anschauung ihm Kunde über dasselbe hätte geben können. Aber allgemein ist der Glaube, daß ein viertes noch leeeres Grab neben den drei anderen vorhanden, und für Isa ben Maryam, Jesus der Maria Sohn, bestimmt sei; er wird sich hineinlgen, nachdem er zum zweiten Mal auf der Erde erschienen ist. —

Nachdem ich vor Omars Grabe das Fathah gesprochen und mich in der Hedschra umgesehen hatte, führte mich Scheich Hamid um den südöstlichen Winkel des Gitters nach Norden hin zum Mahbat Dschibrail, der Stelle, wo der Erzengel Gabriel herabgestiegen war. Dort ist ein kleines Fenster in der östlichen Mauer der Moschee angebracht. Ich wandte ihm den Rücken, der Hedschra aber mein Gesicht zu, und wir beteten: „Engel Allah's, Friede sei mit euch, Cherubim und Seraphim, den reinen, den heiligen, welchen Ehre erwiesen wird von den Bewohnern Himmels und der Erden. O wohlthätiger, geduldiger, allmächtiger und barmherziger Herr! Mache unsere Erkenntniß vollkommener, vergieb uns unsere Sünden, nimm unsere Reue an für unsere Vergehungen und laß uns unter den Heiligen sterben. Engel des Herrn der Barmherzigkeit, Friede sei mit euch, einem und Allen. Die Gnade Gottes und sein Segen sei über euch!"

Dann zeigte man mir in der Hedschra die Stelle, wo Sayyidna Isa (Jesus Christus) neben Mohammed begraben werden soll. Die Muselmänner behaupten, Christus sei gar nicht gekreuzigt worden, sondern statt seiner ein Phantom; sie glauben, er werde als Vorläufer Mohammeds noch einmal auf Erden erscheinen, dieser letztere aber am Tage des jüngsten Gerichtes kommen.

Wir nahmen an der Stelle, wo die Einfassung der Hedschra eine Biegung macht, die Richtung nach Westen und kamen an die sechste Station, gegenüber dem Grabe Unserer Lieben Frau Fatime, der Tochter des Propheten. Dasselbe steht außerhalb der Umfriedigung und des Vorhanges, welcher sich vor Mohammeds Grabe befindet. In Allem, was auf Frauen Bezug hat, findet man bei den Muselmännern ein Schicklichkeitsgefühl, und Fatime wird, ihrer geistigen Reinheit wegen, als Jungfrau bezeichnet. Ich sah ihr

Grab durch eine viereckige Oeffnung, welche den schon erwähnten glich; es erschien mir wie ein langes, mit schwarzem Tuch überdecktes Leichengerüst. Es ist aber keineswegs ausgemacht, ob Fatime nicht etwa auf dem Friedhof El Bakia begraben wurde, neben ihrem Sohne Hassan; trotzdem wird ihr Grabmal in der Moschee von frommen Pilgern besucht, welche zu Ehren der liebenswürdigen Tochter des Propheten folgendes Gebet sprechen: „Friede sei mit Dir, Tochter des von Allah Gesandten! Friede sei mit Dir, Tochter von Allah's Propheten! Friede sei mit Dir, Mutter des Scheriffs (der Abkömmlinge Mohammeds). Friede sei mit Dir, Du bist die erste unter den Frauen. Friede sei mit Dir, reine Jungfrau! Friede sei mit Dir, Gattin unseres Herrn Ali! Friede sei mit Dir, Mutter Hassan's und Hosseïn's, der beiden Monde, der beiden Leuchten, der beiden Perlen, der beiden Fürsten der Himmelsjugend und der Augenweide für die wahren Gläubigen." Dann wird das Bekenntniß und das Fathah hergesagt.

Wir waren umdrängt von einer Menge Frauen, welche vor Fatime's Grabe gleichsam ihre Laren und Penaten aufgeschlagen haben, drängten uns hindurch und gelangten an das Ende des Mowajihat. Dort sprachen wir das Gebet für Hamsa und die übrigen Märtyrer, welche am Fuße des Berges Ohod begraben liegen, machten einige Schritte nach Westen hin und beteten für die Heiligen, deren irdische Hülle auf dem Friedhof El Bakia ruhet. Von da gingen wir zurück, geraden Weges nach der südlichen Mauer der Moschee, wandten unser Antlitz in der Richtung nach Mekka und beteten: „O Allah (dreimalige Wiederholung), Du guter, Du wohlthätiger; Du verzeichnest die guten wie die bösen Handlungen; Du Fürst, Du oberster Herrscher, Du unerschöpflicher Quell von Wohlthaten. Du weißt Alles, Du giebst, wenn man von Dir verlangt, Du hilfst, wenn man Deinen Beistand anfleht. Genehmige unsern Besuch, behüte uns vor Gefahren, erleichtere uns unsere Obliegenheiten, erfreue unsere Herzen und nimm unsere Anbetung entgegen. Belohne uns nach Gebühr unserer guten Handlungen und kehre unsere schlimmen Thaten nicht gegen uns. Setze über uns keinen Mann, der Dich nicht fürchtet und für uns kein Erbarmen hat. Schreibe Sicherheit und Gesundheit auf uns, und auf Deine Sklaven die Pilger und Zaïrs und auf alle Muselmänner, ob sie daheim seien oder über Land und Meer wandern. Laß Verzeihung angedeihen Allen, welche den

Glauben unseres Herrn Mohammed haben, Jedem und Allen." Darauf sagten wir abermals das Bekenntniß und das Fathah her.

Von der südlichen Mauer gingen wir wieder nach dem Fenster des Propheten zurück, um dort ein Gebet zu sprechen, das mit nachstehenden vier Versen anhebt: — „O Mustafa (Mohammed), ich stehe auf Deiner Schwelle, — Ich, ein schwacher Mensch, voll Schrecken wegen meiner Sünden; — Wenn Du mir nicht zu Hülfe kommst, Prophet Allahs — dann sterbe ich. Denn im Weltall ist Niemand so großmüthig wie Du." — „Allah und seine Engel mögen den Propheten segnen." Und nun abermals das Bekenntniß und das Fathah.

Wir gingen aus der Hedschra fort gegen Süden hin, gaben aber wohl Acht, daß wir unsern Rücken nicht dem Gesicht des Propheten zukehrten, nnd nahmen unsere Stellung vor der Nische Mihrab Osman. Auch hier sprach der Scheich ein langes Gebet, das ich wiederholte; es endete gleich den früheren mit dem Glaubensbekenntnisse und dem Fathah. Nun endlich kehrten wir in den Garten zurück, warfen uns dort wieder zweimal zur Erde und sprachen, wie zu Anfang unserer Stationen, die Anbetung des Schöpfers aus.

Ich habe weiter oben erzählt, daß mein Diener Mohammed vom Scheich Hamid ein Kleid geliehen hatte. Zu meinem Mißgeschick war der Rock sehr stattlich; die Agas oder Verschnittenen des Tempels sind wegen der Heiligkeit ihres Amtes sehr angesehene Leute und stets geneigt, ihrem Ansehen unter den Pilgern durch häufiges Austheilen von Stockprügeln Nachdruck zu geben. Diesen Eunuchen war die schmucke Kleidung meines Adjutanten in's Auge gefallen, und sie waren nur im Garten versammelt, um mir die üblichen Glückwünsche zu sagen, vor allen Dingen aber auch die Gaben einzufordern, auf welche sie ein Anrecht haben. Die Reihe, den Pilgertribut zu erheben, war gerade an dem Sakka, dem Wasserträger des Zemzem,*) der mir in einem kleinen Zinnnapfe das Wasser des geheiligten Quelles darbot. Dabei war ich wieder von Bettlern beiderlei Geschlechts umlagert; sie Alle, gleichviel ob alt oder jung, krank oder gesund, verlangten, in ihrer Eigenschaft als

*) Man überträgt diesen Namen, welcher dem Brunnen in der heiligen Moschee zu Mekka angehört, überhaupt auf jeden Brunnen, der in einer Moschee sich befindet.



Kinder der heiligen Stadt, Almosen vom Pilger. Meine früheren Reisegefährten hatten mich sehr gegen meinen Wunsch und Willen für einen Mann von Rang ausgegeben, und deshalb mußte ich nun standesgemäß bezahlen, während mein Säckelmeister in seinem schönen Rock einherstolzirte und auf meine Unkosten den Großmüthigen und Freigebigen spielte. Dieser erste Besuch kostete mich vier Dollars, doppelt so viel, als Mohammed hatte ausgeben sollen; und später mußte ich bei jedem Besuche der Moschee mindestens zwei Dollars an Abgaben und Almosen spenden.

Uebrigens hatte ich nun alle Pflichten eines guten Zaïr erfüllt und durfte folglich das Gebäude in allen seinen Einzelnheiten näher betrachten. Zuerst besichtigte ich die Pforte des Grusses, Bab el Salam, in der westlichen Mauer, unweit vom südwestlichen Winkel der Umfriedigung. Dieses schöne Portal ist reich mit Marmor und verglaseten Ziegeln belegt, und die auf ihm angebrachten zahlreichen Inschriften mit goldenen Buchstaben machen ganz besonders am Abend eine hübsche Wirkung. Die Thüren sind von Holz, aber mit Stahlplatten beschlagen; auch die Nägel sind von Stahl. Draußen ist ein öffentlicher Springbrunnen, an welchem Jeder, der dem Sakka am Zemzem nicht tributpflichtig werden mag, seine Reinigungen vornehmen kann. Auch an den Stufen, welche zu dieser Bab el Salam hinaufführen, treiben sich viele Bettler umher. Die Pforte des Mitleids, Bab el Rama, liegt nach der Mitte der westlichen Mauer hin; durch sie trägt man die Leichname der Gläubigen in die Moschee, wenn die Todtengebete gesprochen werden sollen. Die Pforte des Sultans Abd ül Medschid, Bab Medschidi, befindet sich in der Mitte der nördlichen Mauer, war noch nicht vollendet, wurde aber allem Anscheine nach prächtiger als alle anderen, die Bab el Salam allein ausgenommen. In der Ostmauer sind die Pforten der Frauen und des Erzengels Gabriel, Bab el Nisa und Bab Dschibraïl. Zu allen diesen Eingängen gelangt man von außen her auf einigen Stufen, denn der Boden des Tempels ist höher als jener der angrenzenden Straßen. Gleich nach dem Abendgebete werden alle Thüren geschlossen; nur während des Ramadan und der Pilgerzeit bleiben sie geöffnet, weil dann viele Gläubige auch während der Nacht an einem so heiligen Orte des Gebets, der Betrachtung und der Beschaulichkeit pflegen wollen.

Die Moschee hat fünf Minarete. Das Schikaylieh in der nordwestlichen Ecke wurde eben damals umgebaut; jenes an der

Bab el Salam ist ein hübscher Thurm und wird von einer kolossalen Kuh von vergoldetem Kupfer überragt. Das dritte Minaret erhebt sich an der Bab el Rama; das vierte liegt im nordwestlichen Winkel der Mauer und ist auf Kosten Soliman des Prachtliebenden gebaut worden. Im südöstlichen Winkel endlich steht der Munar Raisiyeh, ein Thurm, der seine Benennung nach dem Ruasa oder Obersten der Ausrufer (Muezzins) führt. Der Ueberlieferung zufolge erhebt er sich an der Stelle, wo Belal, der Ausrufer des Propheten, auf das Dach eines ärmlichen Hauses stieg, um die ersten Muselmänner zum Gebete zu rufen. Die beiden letzteren Thürme laufen in ein gemauertes Halbrund aus; dort sind viele hölzerne Dreiecke befestigt, welche bei feierlichen Gelegenheiten glänzend beleuchtet werden. In der Zeichnung und in den Verhältnissen jener vier Minarete ist auch nicht entfernt auf Gleichmäßigkeit oder Uebereinstimmung Bedacht genommen; sie sind allerdings großartig und hübsch, erschienen mir jedoch beim ersten Anblick unschön und verschroben. Aber nachdem mein Auge mit ihnen vertraut geworden war, bemerkte ich doch, daß ihre Verhältnisse sowohl zierlich als majestätisch sind.



Muezzin.

Die Unregelmäßigkeit ist auch ein Kennzeichen der Riwaks oder Säulengänge, welche den großen innern Hof einschließen. Der nördliche Riwak, welchen der jetzt regierende Sultan hat bauen lassen, wird, sobald er ganz vollendet dasteht, mit seinen schönen Granitsäulen und dem Marmorpflaster recht ansprechend sich ausnehmen. Der östliche Riwak hat nur drei, der westliche vier Säulen- oder Pfeilerreihen, der südliche aber, in welchem die Gräber liegen, noch mehrere. Manche Säulen bestehen aus Marmor, andere dagegen sind aus gewöhnlichem Stein gehauen und mit ganz ge-

meinen Pinseleien bemalt. Die Gestalten sind eben so verschieden wie die Stoffe, kaum zwei Capitäle gleichen einander, und oft haben sie nicht einmal einen Sockel. Kurzum, wir finden Mangel an allem künstlerischen Sinne und werden für denselben durch nichts entschädigt.

Unter den zahlreichen Pfeilern sind drei in den Jahrbüchern des Islam berühmt, und fünf andere in ehrenhafter Weise erwähnt worden. Der erste heißt El Mochallak, der wohlriechende; er war einmal besudelt, dann aber feierlich mit wohlriechenden Sachen abgerieben worden. Der zweite ist berühmt als Pfeiler der Aeyischa oder Säule der Loose; denn der Prophet hat, nach dem Zeugniß seiner liebsten Gemahlin, gesagt: wenn die Menschen wüßten, wie großen Werth diese Stätte hat, so würden sie darum loosen, wer kommen solle, um dort zu beten. Der dritte Pfeiler, jener der Reue, erinnert durch seine Benennung an die Reue und Buße eines gewissen Abu Lubabah, der sich mit einer eisernen Kette an diese Säule befestigte und nicht eher wieder ablöste, als bis Allah und der Prophet seine Reue angenommen hatten. Eine andere Säule, der Pfeiler der Hütte, bezeichnet den Ort, an welchem der Prophet sich auf einen Palmenklotz setzte, um nachzudenken und zu beten, und der Pfeiler Ali's erhebt sich da, wo der vierte Chalif gewöhnlich mit seinem Schwiegervater betete und Nachtwachen hielt. Da, wo der Pfeiler El Tahajjud steht, breitete Mohammed seinen Teppich aus, um während der Nächte zu beten. Endlich heißt auch eine Säule nach dem Erzengel Gabriel.

Diese vier Säulengänge sind nach dem großen innern Hofe zu offen; nach der Mitte des letztern hin umschließt ein hölzernes Gitter ein wohlbewässertes Viereck, das man als Garten Unserer Lieben Frau Fatime bezeichnet. In demselben stehen etwa ein Dutzend Dattelbäume, deren Früchte von den Eunuchen als Geschenk an den türkischen Sultan und an einige andere hochgestellte Muselmänner geschickt werden. Unter diesen Palmen bemerkt man die ehrwürdigen Ueberreste eines sehr alten Elsbeerenbaumes, dessen Blätter und Früchte für schweres Geld verkauft werden. Gärten dieser Art findet mau bei sehr vielen Moscheen; davon hatte ich mich schon in Kairo überzeugt; sie erscheinen auch als Zugabe für die Tempel „dessen, der über die Erde Blumenteppiche ausgebreitet hat und aus dürrem Boden grünen Schatten zieht.“ Auch soll der Prophet gesagt haben: „eine Andacht im Garten oder unter Fruchtbäumen ist ganz besonders empfehlend.“

Im südwestlichen Winkel der Umfriedigung liegt, unter einem von Pfählen getragenen Dache, der Zemzem, den man gewöhnlich Brunnen des Propheten nennt (Bir el Nebi); mehrere Schriftsteller behaupten, er erhalte sein Wasser aus der Quelle unter dem Grabe des Propheten. Die Gelehrten legen aber diesem Brunnen und dem Garten der Fatime eben keinen besondern Grad von Heiligkeit bei. Zwischen dem Zemzem und der östlichen Säulenhalle wird Schule gehalten. Morgens und Abends, vor und nach der heißen Tageszeit finden sich die Lehrer ein und richten die muselmännische Jugend mehr zum Disputiren als zum Raisonniren ab. Südlich vom Palmengarten ist ein beweglicher Verschlag, der aus grün angestrichenen Brettern besteht; er bildet eine Schranke zwischen den Andächtigen und dem Iman, wenn dieser im Hofe betet. In der nordwestlichen Ecke der Umfriedigung steht ein riesengroßer kupferner Armleuchter. Das sind die Merkwürdigkeiten in der Moschee des Propheten.

Der Schatten des Abends senkte sich herab. Wir verließen den Tempel und gaben wohl Acht, beim Hinaustreten den linken Fuß voranzusetzen.

Jeder aufrichtige Muselmann glaubt zuversichtlich, daß Mohammeds Leiche in der Hedschra ruhe; ich meinerseits halte aber die Sache für sehr zweifelhaft. Ich möchte daran erinnern, daß gleich nachdem der Tod des Propheten angezeigt wurde, ein großer Tumult sich erhob; das Volk hielt ihn für unsterblich und wollte an sein Ableben nicht glauben. Bedrohete doch selbst Omar Jeden mit dem Tode, der da behaupte, der Prophet sei gestorben. Als Mohammeds Leiche kaum erkaltet war, entstand über seine Nachfolge ein heftiger Streit zwischen denen, die mit ihm aus Mekka geflohen waren, und den medinesischen Hülfsgenossen. Noch am Abend seines Todes war das Haus Ali's und der Fatime, das dicht neben der Stelle des gegenwärtigen Grabes lag, von einer Feuersbrunst bedroht, während gleichzeitig Abu Bekr's Wahl zum Chalifate stattfand. In den ersten Jahren nach Mohammed's Tode, wußte der Islam nichts von der Gestalt seines Grabes, und seit jener Zeit befinden sich die Schriftsteller über diesen wichtigen Punkt in Widerspruch. Die Priester und Verschnittenen der Moschee behaupten, daß Jeder erblinden müsse, der dem Grabe sich allzusehr nähere, und diese Fabel scheint mir zu dem Zweck ausgesonnen zu sein, dem gemeinen Volk eine wichtige Lücke zu verdecken.

Künftige Forscher mögen über diese Angelegenheit vollständig ins Klare zu kommen versuchen. Die Geschichte hat die Thatsache, daß Mohammed dort begraben sei, angenommen, wenn aber der Volksglaube verdächtig erscheint, und die Möglichkeit vorhanden ist, daß ein Betrug mit unterlaufe, dann verdient solcher Verdacht immerhin Beachtung.

Burton erörtert ausführlich die Geschichte der Moschee zu Medina. Beim Bau derselben hat Mohammed selbst Hand angelegt, er war sehr oft bei der Arbeit zugegen, unterhielt sich mit seinen Getreuen, unterwies und tröstete die Armen. In der Nähe standen die Wohnungen seiner Frauen, seiner Verwandten und genauesten Freunde. Dort betete er, vernahm den Asan, Aufruf zum Gebet, der vom Dache herab erschallte, denn Minarete kannte man damals noch nicht; dort empfing er auch sowohl die Gesandten der Fürsten, wie die Himmelsbotschaften, welche der Erzengel Gabriel ihm überbrachte. Wenige Schritte von diesem geheiligten Orte hat er seinen Geist ausgehaucht und, der Sage zufolge, fand er auch dort sein Grab.

Mohammed hat während seiner zehn letzten Lebensjahre in Medina sich aufgehalten. Er starb an einem Montag, wie Einige sagen um neun Uhr Morgens, nach Anderen um Mittag, am zwölften Tage des Monats Rabia el orwal, im elften Jahre der Hedschra. Seine Angehörigen berathschlagten darüber, wo man ihn begraben solle; da sagte sein Schwiegersohn Ali, er müsse in Medina ruhen, und sein Schwiegervater Abu Bekr bezeichnete als Grabstelle Aeyischa's Gemach, weil Mahommed einmal gesagt habe, Propheten und Märtyrer müßten immer an der Stelle begraben werden, wo sie gestorben seien. So setzte man denn ihn unter dem Bette, auf welchem er gestorben war, in die Erde; das geschah von Ali und den beiden Söhnen des Abbas, der ein Oheim des Verstorbenen gewesen; diese gruben das Grab.

Seit Mohammeds Tode hat die Stadt Medina an sich weiter kein Interesse mehr; sie hat nur noch Bedeutung durch ihre Moschee, an welche sich ihre Geschichte knüpft. Die heilige Stadt wechselte oftmals ihre Gebieter; sie fiel in die Gewalt der Chalifen, in jene der Scherife von Mekka, der Sultane von Konstantinopel, der Wahhabis und der Aegypter. Jetzt steht sie wieder unter der Hohheit des osmanischen Großherrn, der aber allgemach einsieht, daß in unseren Tagen der bloße Titel eines „Dieners der heiligen Stätten"

mit einem unverhältnißmäßig hohen Preise bezahlt werden muß. Die Türken haben große Noth, ihre Herrschaft und Gewalt im Hedschas aufrecht zu erhalten; ihre Truppen werden schlecht besoldet, und die Beamten sind nicht im Stande, das widerborstige Volk der Araber im Zaume zu halten. Auch zahlt die Pforte die Jahrgelder nur sehr unregelmäßig. Ehemals waren die heiligen Stätten im Besitz zahlreicher Güter, sowohl in Aegypten wie in andern mohammedanischen Ländern; aber die ägyptischen Güter nahm Mehemed Ali vor mehr als dreißig Jahren in Beschlag und zahlte dafür einen unbedeutenden Zins, welchen seine Nachfolger nicht einmal genau und rechtzeitig abtragen. Der Sultan hat die bedrängte Lage des osmanischen Reiches zum Vorwand genommen, um sich die Moscheengüter anzueignen, und so sind nun Medina und Mekka lediglich auf die Einkünfte verwiesen, welche aus den Beisteuern der Pilger oder aus gelegentlichen Geschenken mohammedanischer Fürsten und Gläubigen verschiedener Länder fließen. Dadurch wird ihre Abneigung gegen die hohe Pforte von selbst erklärlich. Sie würden sich gern in Masse erheben, um die alten Freiheiten ihres Landes zurück zu erobern, aber der Eigennutz hält sie zurück, weil während des Krieges der Besuch der Pilger, also die Haupteinnahmequelle, ins Stocken gerathen müßte. Ich erfuhr übrigens aus zuverlässiger Quelle, daß die Wahhabis schon den Tag erwarten, in welchem sie einen neuen Kriegszug beginnen, um die heiligen Städte von dem Schmutz zu säubern, der sie jetzt verunreinige; sie meinen nämlich das Gold und Silber.

Also am ersten Bau der Moschee zu Medina hat Mohammed selbst mitgearbeitet, aber seitdem ist sie fünf Mal erneuert worden. Das gegenwärtige Gebäude ist, mit Ausnahme der Anbaue und Ausbesserungen, welche Soliman der Prachtliebende im sechszehnten Jahrhundert unternahm, von Kaid Bey im Jahre 888 der Flucht, also 1484 nach Christi Geburt, aufgeführt worden. Dieser Herrscher war der neunzehnte Sultan der ägyptischen Mamelukendynastie. Die Wahhabis nahmen Medina 1803 ein, raubten die Kostbarkeiten aus der Moschee, ließen jedoch diese im Uebrigen unbeschädigt und zogen auch den heiligen Vorhang vor dem Grabe des Propheten nicht weg; das Denkmal ist also unversehrt geblieben. Auch hat der Scherif von Mekka einen großen Theil der Kostbarkeiten den Wahhabis wieder abgekauft und der Moschee zurückgegeben; die Würdenträger und Diener aller Rangstufen sind auch jetzt noch vollzählig

und beziehen ihren Sold von der Pforte. So behielten die Bewohner Medinas die Aemter und Beschäftigungen, welche ihnen seit uralter Zeit obliegen. Sehr vortheilhaft ist für sie namentlich das Führeramt, welches sie bei zugewanderten Muselmännern versehen, das eines Mosawwer. Dieser begleitet den Pilger, giebt ihm bei allen religiösen Uebungen die erforderliche Anweisung und beherbergt ihn. So knüpft sich zwischen dem Mosawwer und dem Zaïr, der oft ein reicher Mann aus Konstantinopel oder Kairo ist, ein dauerndes Band. Der Letztere sendet in manchen Fällen seinem Führer in der heiligen Stadt Geschenke, und kommt dieser als Reisender an seinen Wohnort, so muß er ihn in seinem Hause aufnehmen und ihm auf alle Weise hülfreich an die Hand gehen.

Es ist für den Zaïr, welcher Medina besucht, strenge Pflicht, die drei Hauptstellen in der Nähe der Stadt zu besuchen. Zuerst die Moschee von Kuba. Sie ist die allerälteste des Islam, und wurde von Mohammed an dem Orte gegründet, wo freiwillig die Kameelstute anhielt, die er auf der Flucht aus Mekka ritt, um in Medina eine Zuflucht zu suchen. Zweitens der Berg Ohod. Er verdankt seine Heiligkeit der Höhle, in welcher der Prophet Schutz fand, als seine Feinde ihn verfolgten, und der Schlacht, welche Mohammed im dritten Jahre nach der Flucht mit nur siebenhundert Muselmännern gegen dreitausend Ungläubige gewann. Auf den Gipfel dieses Berges verlegt die Ueberlieferung das Grab Aarons, bei welchem eine Moschee sich erhebt. Drittens der Friedhof El Bakia. Er ist für die Bekenner des Islam ungefähr, was für die Christen die Katakomben in Rom sind. Nicht weniger als hunderttausend Heilige und Blutzeugen der Wahrheit sollen dort begraben liegen. Unter ihnen befinden sich der dritte Chalif, Osmar, die Amme des Propheten, seine fünfzehn Frauen und sein Sohn Ibrahim, welchen er mit eigenen Händen zur Erde bestattete.

Burton erfüllte bei den obenerwähnten drei Heiligthümern alle Pflichten eines gläubigen Pilgers; es giebt aber außer denselben noch vierzehn andere Moscheen, welche bei den Muselmännern in hoher Verehrung stehen. Weil aber der Besuch derselben mit Kosten verknüpft ist, so verzichtete der Reisende auf ihn um so eher, da sie ihm keine besonderen Merkwürdigkeiten dargeboten hätten.

Fünftes Kapitel.

Die Stadt Medina und ihre Bewohner. — Die Dattelgärten von Kubah und der Berg Ohod.

Ueber die Grenzen des Hedschas giebt es, weil die Natur dergleichen nicht gezogen hat, verschiedene Ansichten; Burton meint, es sei zweckmäßig, sie derart zu ziehen, daß sie das ganze „heilige Land" umfassen und demnach von Yambo im Norden bis Dschidda im Süden reichen; die Linie im Osten könne man dann durch Medina, über Suwarkiyeh, Dschebel Kora und den Berg Taïf ziehen. Demgemäß würde das Hedschas ein unregelmäßiges Parallelogramm bilden, von etwa 250 englischen Meilen in der Länge und 150 Meilen in der Breite. Das Wort soll „Schranke" bedeuten, entweder zwischen Nedschd und Tehama, oder zwischen Yemen und Syrien, oder auch „vereinigt, zusammengebunden," nämlich durch Gebirge. Niebuhr rückt die Südgrenze bis Hali, einer kleinen Stadt südlich von Gunfoda. Die Beduinen unterscheiden das Niederland als Tehamat el Hedschas, die Seeküste, von dem höher liegenden Land oder eigentlichen Hedschas.

Medinet el Nebi, die Stadt des Propheten, gewöhnlich der Kürze halber El Medina, die Stadt, genannt, liegt am Rande des Nedschd auf der weiten Hochebene, welche Centralarabien bildet. Etwa drei englische Meilen nach Norden hin liegt der Berg Ohod, und noch ein wenig weiter der Saur; sie sind die letzten



Leipzig. A. Edelmann.

Ansicht von Medina.

Rippen des aus Granit gebildeten Rückgrates, das, vom Libanon in Syrien bis in die Nähe von Aden und von dort bis nach Maskat sich erstreckend, gleichsam die Einfassung des arabischen Trapeziums bildet. Im Südwesten wird die Ebene durch Hügelreihen von Basaltschlacken und dem Dschebel Ayr begrenzt, der, gleich dem Ohod, etwa drei Meilen von der Stadt entfernt liegt. Westwärts steht die Moschee Zu'l Halifah, nach Osten hin ist keine natürliche oder künstliche Landmarke vorhanden, man zieht deshalb eine unregelmäßige Linie, welche einen unregelmäßigen Ring bildet; dieser hat einen Durchmesser von zehn bis zwölf englischen Meilen und die Stadt bildet den Mittelpunkt. Das ist das Heiligthum. Geographisch betrachtet ist allerdings die Ebene im Osten durch eine schmale Linie niedriger schwarzer Hügel begrenzt; durch diese zieht die Darb el Scharki oder die östliche Straße durch Nedschd nach Mekka. Die Hochebene ist ganz offen und, so weit das Auge blickt, durchaus flach.

Medina reicht ohne Zweifel hoch in's Alterthum hinauf und verdankt sein Gedeihen einem Zusammentreffen von mancherlei Umständen, wie es in Arabien nicht gerade häufig ist. Es hat Lehmerde zu Backsteinen und Kalk in Menge. Die Stadt liegt an dem sanften Abhang der Ebene und hat Wasser; die südlichen und südöstlichen Mauern der Vorstadt werden manchmal von heftigen Sayl oder Gießbächen eingerissen, die nach starkem Regen vom westlichen wie vom westlichen Oberlahd herabströmen. Wasser ist, wie gesagt, in Menge vorhanden, aber selten von guter Beschaffenheit. Von den Brunnen, welche in den Tagen des Propheten vorhanden waren, zählt man jetzt noch sieben; der zweite Chalif, Omar, soll eine Wasserleitung gebaut haben. Jetzt erhält die Stadt Wasser aus der Quelle Ayn el Zarka, der blauen Quelle, welche am Fuße des Berges Ayr oder wohl richtiger in den Dattelgärten von Kuba entspringt und durch einen etwa dreißig Fuß unter der Erde liegenden Kanal herabfließt; an einigen Stellen liegt das Wasser offen. In der Stadt selbst sind viele Brunnen, und man findet in zwanzig Fuß Tiefe fast überall Wasser, das aber theils salzig, theils bitter ist.

Der Prophet sagte: Wer die Kälte in Medina und die Hitze von Mekka geduldig erträgt, verdient Belohnung im Paradiese. Medina hat nämlich, für eine südliche Stadt, einen strengen Winter. Eis kommt zwar in der Stadt selbst nicht vor, soll aber

manchmal auf dem Ohod zu bemerken sein; im Winter unterhält man Feuer in den Häusern. Das frische Aussehen der Bewohner giebt Zeugniß für den Winter. Man fürchtet die kalten heftigen Winde aus der östlichen Wüste, obwohl dort der Ohod eine Schutzmauer bildet; aber durch eine Lücke in den Bergen stürmen von Nordwesten her heftige Winde. Der Regen beginnt im October und hält mit kurzen Unterbrechungen den Winter hindurch an; zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sind Gewitter häufig. Dann ist der Barr el Meraka, der offene Platz zwischen Medina und den Vorstädten, überschwemmt. Regen gilt aber nicht für ungesund, sondern ist sehr willkommen, weil er für die Dattelgärten als eine Wohlthat betrachtet wird. Im Winter fällt der Regen bei Nacht, im Frühling Morgens, und im Sommer gegen Abend. Das ist in ganz Hedschas der Fall. Die Araber rechnen nur drei Jahreszeiten, da ihnen Herbst und Winter zusammenfallen. Ich fand die Hitze in Medina sehr beträchtlich, aber die Luft war trocken und zog, so daß ich nicht von jener Schwüle bedrängt wurde, die mir in Mekka so empfindlich war. Nacht und Morgen waren kühl und thauig. Im Sommer schlafen die Leute auf den Dächern oder vor den Thüren; aber der Fremde muß dabei sehr vorsichtig sein. In der Wüste schadet die freie Luft dem Schläfer nicht, in den Städten zieht er sich dabei leicht Erkältung und Fieber zu.

Viermal ist Medina durch die Cholera (Rih el Asfar, der gelbe Wind) heimgesucht worden, aber die Pest, Taun, hat die Stadt niemals berührt. Die Blattern, Judari, scheinen in den Gestadeländern des rothen Meeres einheimisch zu sein; sie werden schon in alten arabischen Werken erwähnt und richten auch jetzt noch in Arabien und den Somaliländern manchmal große Verwüstungen an. In Medina sind sie den Kindern sehr gefährlich, doch werden nur manche geimpft; bei den Beduinen erliegen alte Leute den Blattern, Erwachsene selten. Augenkrankheiten kommen nur in höchst geringer Zahl vor, im Sommer tägliche und dreitägige Fieber; sie nehmen, wenn dabei Erbrechen stattfindet, oft einen tödtlichen Ausgang. Gelbsucht und Gallenkrankheiten treten häufig auf, eben so Durchfälle, wenn das Obst reif wird. Fast Jedermann leidet in Medina, wie in Aegypten, an Hämorrhoiden. Filaria Medinensis (Farantit) ist nicht mehr häufig in der Stadt nach welcher sie benannt wurde, in Yambo leidet aber das Volk viel daran. Man behandelt die Krankheit gerade so wie in

Abyssinien und Indien; sobald die Geschwulst berstet und der Wurm zum Vorschein kommt, wird er um ein Holzstückchen gebunden und nach und nach herausgewunden. Wasserscheu ist selten; der in Hedschas vorkommende Aussatz, Baras, zeigt sich in weißen Flecken auf der Haut, gilt für unheilbar, und kommt nur bei den ärmeren Klassen vor. Auf Wunden legt man Balsam von Mekka, verbindet sie und die Heilung geht leicht von statten. Wer an schweren Wunden oder chronischen Uebeln leidet, wird zu den Beduinen in die Wüste gebracht, lebt wie ein Beduine, und trinkt Kameelsmilch. Diese einfache Kur schlägt trefflich an.

Medina besteht aus drei Abtheilungen, dem Fort, der eigentlichen Stadt und der fast eben so beträchtlichen Vorstadt. Jene ist etwa halb so groß wie Mekka, ist in unregelmäßigem Oval mit Mauern umzogen und hat vier Thore. Das syrische, Bab el Scham, liegt an der Nordwestseite; das Bab el Juma oder Freitagsthor führt nach dem Begräbnißplatz und nach Nedschd; zwischen dem Schami und Jumah nach Norden ist Bab el Ziyafeh, das Nordthor, und westwärts das ägyptische, Bab el Misri; vor diesem befindet sich der Barr el Munaka. Dieses westliche und das östliche sind hübsche massive Bauwerke mit Thürmen und bunt bemalt; das Innere ist schattig. In der zur Moschee führenden Straße befindet sich der große Bazar, außerhalb desselben der Gemüsemarkt und der Getreidebazar mit vielen Kaffeehäusern. Diese Märkte werden von langen Hüttenreihen gebildet, die mit Palmblättern gedeckt sind und einen ärmlichen unsaubern Anblick gewähren. Die Ringmauer ist in gutem Stande, tüchtig und fest aus Granit und Lavablöcken aufgeführt, mit Zinnen und Schießscharten und halbrunden Thürmen. Die Straßen sind, wie es für eine solche Gegend paßt, tief, düster und eng, an einigen Stellen gepflastert, aber im Allgemeinen besteht der Boden aus festgestampfter schwarzer Erde, die mit Wasser begossen wird. Die Hauptstraßen laufen auf die große Moschee zu. Medina hat vier Hauptwakalehs, Karawanserais, die aber mehr zu Speichern, nicht, wie in Kairo, zum Wohnen benutzt werden; der Reisende muß sich in Privathäusern ein Unterkommen suchen. Das Bad Harad Zarawan ist sehr gut eingerichtet. Die Häuser sind, für eine orientalische Stadt, recht gut gebaut, mit zwei Geschossen und platten Dächern; der Baustoff besteht aus Basaltsteinen, Lehmziegeln und Palmenholz. Manche haben einen geräumigen Hof und einen

Garten mit Brunnen; vergitterte Ausbausöller sind fast allgemein, die Fenster nur Oeffnungen in der Mauer und mit Laden versehen. Während des Wahhabisturmes litt Medina viel, hat sich aber rasch wieder erholt und ist eine der hübschesten Städte im Orient. Die Zahl der Straßen mag zwischen funfzig und sechszig betragen. Von den etwa sechszehntausend Einwohnern kommen wohl neuntausend auf die innere Stadt, die übrigen auf die Vorstadt und das Fort. Letzteres konnte ich im Inneren nicht besehen, weil man mir den Eintritt verweigerte; ich hörte, es sei bombenfest und mit Kriegsbedarf wohl versehen. Die Besatzung, ein halbes Bataillon, etwa vierhundert Mann, wurde von einem Pascha befehligt, unter dem auch etwa fünfhundert kurdische und arnautische Baschi Bosuks stehen. Diese geleiten Karawanen und lassen sich in den Bergpässen von den Räuberbeduinen todt schießen.

In der Vorstadt liegen fünf Moscheen. Die Vorstädte nach Süden hin bestehen aus einer Anzahl ummauerter Dörfer, zwischen denen Felder und Gärten liegen. Die Gehöfte werden bei Nacht vermittelst starker Thorwege geschlossen.

Unter den Bewohnern stammen nur wenige von den Gefährten des Propheten ab; mir wurden nur vier Familien genannt, deren Abkunft in dieser Beziehung keinem Zweifel unterliegt. Diese sind Beyt el Ansari, deren Ahn Abu Ayub ist; diese edle Familie hat die Schlüssel zu der Kubamoschee, liefert die Imams für den Harem, ist aber nicht mehr reich. Auch aus den Beyt Abu Jud gingen Imams und Muezzins hervor; aber 1853 waren nur noch ein Knabe und ein Mädchen vorhanden, so weit war die Familie ausgestorben. Dagegen sind die Beyt el Schaab sehr zahlreich; sie gehen viel auf Reisen, treiben Gewerbe oder haben Beschäftigungen im Harem, und die Beyt el Karrani treiben vorzugsweise Handel.

Auch Ketzer wohnen in Medina. Dahin gehören die Nakhawile; das Wort bildet die Mehrzahl von Nakwali, Gärtner, einer, welcher Dattelbäume pflanzt. Ueber ihre Herkunft ist man nicht sicher; vielleicht sind sie identisch mit den syrischen Mutualis. Sie schmähen auf die beiden Scheichs Abu Bekr und Omar, ob auch den dritten, Osman, konnte ich nicht erfahren. Sie sind zahlreich und streitbar, werden aber von den Bürgern verachtet, weil sie aus ihrer Ketzerei kein Hehl machen und von niedriger Abkunft sein sollen. Sie haben ihre besonderen Geistlichen und Lehrer, sind aber

dem orthodoxen Kadi unterworfen, heirathen untereinander, und treiben Geschäfte, die für niedrig gehalten werden; sie schlachten nämlich Thiere. Sie dürfen das Harem nicht betreten, und auch ihre Leichen werden nicht durch dasselbe getragen. Uebrigens sprechen sie Arabisch wie andere Medinesen auch.

Seyds und Scherifs, Abkömmlinge des Propheten, trifft man in der heiligen Stadt in Hülle und Fülle. Im Allgemeinen ist die Einwohnerschaft von Medina ein buntes, aus allen islamitischen Völkern zusammengesetztes Gemisch. Viele Fremde lassen sich dort dauernd nieder und heirathen. Als vorherrschende Klasse kann man die Sufat betrachten, die Söhne türkischer Väter und arabischer Mütter; sie sind zahlreich und haben die einträglichsten Aemter inne. Außer den Türken findet man auch Familien, die aus dem westlichen Afrika stammen, also Moghrebiner; ferner Takruris, Aegypter in Menge, Ansiedler aus Yemen und anderen Theilen Arabiens, Syrer, Kurden, Afghanen, Daghestaner aus dem Kaukasus und einige Muselmänner aus Java, Jawi. Auch sind etwa hundert Familien aus Sindh in Medina, werden aber ihrer Feigheit halber verachtet, dagegen achtet man die Beludschen und Afghanen. Indier sind nicht so häufig wie in Mekka, dort hört man auf der Straße viel hindostanisch reden. Sie behalten ihre heimische Tracht bei, die Frauen verschleiern das Gesicht nicht und tragen sehr knapp anschließende Beinkleider. Sie werden deshalb von den Arabern verachtet, halten Läden, verkaufen Droguen und Kleider und halten sich abgesondert.

Unter den Medinesen zählt die rechtgläubige Schule der Hanifiten, wie unter den Muselmännern überhaupt, überwiegend viele Anhänger, doch sind auch einige Bürger, gleich beinahe allen Beduinen, Schafeiten. Die Bürger von Medina zahlen keine Steuern; die Beamten der Moschee beziehen Jahrgelder vom Sultan und haben Einkünfte vom Aukaf, Zins von Häusern und Ländereien, welche dem Heiligthum gehören. Ein Medani, der eine Reise machen will, wendet sich an den Mudir el Harem; von diesem erhält er einen Schein, welcher ihn berechtigt, eine nicht unbeträchtliche Summe zu Konstantinopel in Empfang zu nehmen. Dieser Ikram (Honorar) ist je nach dem Range des Empfängers verschieden, denn die Bürger sind in dieser Beziehung in vier Klassen getheilt. Die Sedat (Plural von Seyyid, den Nachkommen Hassan's und Hosseïn's) und Imams haben Anspruch auf zwölf

Beutel, etwa sechszig Pfund Sterling. Es giebt deren an dreihundert Familien. Die Chanadan, welche offenes Haus halten und arme Fremde umsonst aufnehmen, beziehen acht Beutel; die Ahali oder eigentlichen Medani, welche Haus und Familie haben und in der Stadt selbst geboren sind, bekommen sechs Beutel; die Moschawirin, Fremden, als da sind in Medina ansässige, aber nicht dort geborene Aegypter oder Indier, erhalten vier Beutel.

Der reisende Medani meldet sich in Konstantinopel beim Wakil el Haremayn, den man als einen Consul bezeichnen könnte. Dieser „Agent der beiden heiligen Städte" wendet sich an den Nasir el Aukaf, Intendanten der Vermächtnisse, welcher das Geld bei der zuständigen Behörde erhebt und dem Wakil zusendet; von diesem erhält es dann der Reisende. Manchmal giebt er es für Vergnügungen aus, meist legt er es jedoch in Ankauf von allerlei Waaren an, zum Beispiel Frauenkleidern und Schmucksachen, Pistolen und Balas (Yataghans, türkischen Säbeln) seidenen Quasten, Bernsteinspitzen, Pantoffeln, gestickten Beuteln und dergleichen mehr. Viele Medani's finden bei reichen Leuten in Konstantinopel freie Kost und Herberge. Wer nicht selber auf die Reise geht, erwartet von Konstantinopel einen Ikram, wenn die Karawane aus Damaskus eintrifft. Ohne diese Spenden und Vortheile, welche das Heiligthum abwirft, würde Medina wenig bedeutend sein. Handel treiben gilt für ein ehrenhaftes Gewerbe; er ist aber in Medina nicht schwunghaft, die höheren Klassen machen es sich bequem, indem sie ihre Grundstücke verwalten oder Beamte an der Moschee sind Ich hörte, daß nur vier respectable Handelshäuser in Medina seien, und das reichste derselben nur ein Capital von zwanzigtausend Dollars besitze; sie machen Geschäfte in Getreide, Lebensmitteln und Tuch. Während der kühlern Jahreszeit sind immer Karawanen zwischen Medina und Kairo unterwegs; diese Reisenden sind aber nicht Kaufleute, sondern haben zumeist nur die Absicht, Konstantinopel zu besuchen. Getreide kommt von Dschidda zu Lande; die Beduinen kaufen Lebensmittel, die syrischen Pilger bringen Luxusartikel, Tabak, getrocknetes Obst, Süßigkeiten, Messer und vielerlei kleine Artikel. Alle Arbeit ist theuer; für das Ausbessern eines Regenschirms werden dem Fremden funfzehn oder zwanzig Piaster abgefordert. Die Handwerker, zum Beispiel Zimmerleute, Maurer, Schmiede, Töpfer 2c., sind entweder Fremde, zumeist Aegypter, oder Sklaven. Der Medinese ist sehr stolz, man sagt ihm von Jugend

auf, er sei ein bevorzugtes Wesen, und wäre er selbst ein Ketzer oder Schismatiker; Allah's Rache trifft den, welcher einen Medani schimpft oder gar ihn schlägt. Er empfängt den Fremden an seinem Ladenfenster mit dem Hochmuth eines Pascha und nimmt sich kaum die Mühe, mit ihm zu reden. Mit diesem Dünkel geht Trägheit Hand in Hand; das ächt arabische Vorurtheil sitzt auch heute noch so fest, daß ein Beduine die Tochter eines Handwerkers nicht heirathet. Arbeit gilt für herabwürdigend und ist gut genug für Sklaven, und allerdings ist sie herabwürdigend, wenn man das Leben in einer Werkstatt mit jenem in der Wüste vergleicht. Schwert und Speer gelten für würdiger, als Webstuhl und Feile.

Das Leben in Medina ist kostspielig, alle Waaren sind theuer, aber die Bewohner lassen sich nichts abgehen, obwohl sie meist in Schulden stecken. In der Kochkunst haben sie, gleich den Mekkanern, viel aus Aegypten, Syrien, Persien, Indien und der Türkei angenommen; sie genießen, gleich den meisten Orientalen, sehr gern flüssige Butter. Diese „Samn" wird frisch von den Beduinen zur Stadt gebracht und ist nicht ranzig, wie in Indien. Die Dienste im Hause werden von schwarzen Sklavinnen besorgt; sie müssen nähen, kochen, waschen, fegen und Wasser holen. Ein Mädchen kostet vierzig bis funfzig Dollars, und wenn es recht geschickt ist auch wohl bis zu hundert Dollars. Sklavinnen aus Abyssinien, namentlich Gallamädchen, die sehr geschätzt werden, weil ihre Haut auch bei heißem Wetter kühl ist, sind selten; sie werden mit zwanzig bis sechszig Pfund Sterling bezahlt. Ich habe nicht gehört, daß weiße Mädchen auf den Sklavenmarkt kommen; sie sind für die Bewohner des Hedschas zu theuer, da sie schon beim Ankauf in Cirkassien mit hundert bis vierhundert Pfund Sterling bezahlt werden. Der Bazar von Medina wird nicht stark versorgt; fast alle Sklaven werden aus Mekka von den Dschellabs gebracht, die vorher schon das Beste nach Aegypten verkauft haben.

Es muß uns Wunder nehmen, daß bei einer aus so mannichfaltigem Gemisch gebildeten Bevölkerung die arabische Gesichtsbildung so sehr vorherrscht. Die Medinesen sind ziemlich hell, manchmal scheint das Roth durch die Haut; das Haar ist tief kastanienbraun, und meine Hautfarbe erregte kein Aufsehen. Die Kinder bezeichnet man wohl auf den Wangen und an anderen Theilen des Leibes mit kleinen Einschnitten, gewöhnlich je drei neben einander; aber die Maschali oder Taschrisch weichen von den drei langen

Streifen ab. In mancher Beziehung tritt der ächt arabische Typus der Beduinen von alter und edler Abstammung vor. Die Backenknochen sind hoch und stehen weit hervor, das Auge ist klein, mehr rund als lang, stechend, feurig, tiefliegend und mehr braun als schwarz. Kopf klein, Ohren hübsch geschnitten, Antlitz lang und oval, Wangen manchmal tief eingefallen; Vorderkopf hoch, knochig, breit und etwas zurücktretend, Bart dünn und dürftig, gewöhnlich zwei Büschel am Kinn und auf der Wange dünn oder gar nicht vorhanden. Das hat der Medani mit dem Beduinen gemeinschaft-



Die Araber in Medina.

lich; in anderm weicht er ab. So ist z. B. sein Temperament nicht rein nervös, sondern hat eine cholerische und lymphatische Beimischung; die Wangen sind oft voller als beim reinern Stamme, die Lippen voller und sinnlicher, die Jochbeine ragen weit hervor, das Gesicht ist breiter, die Glieder sind knochiger; auch trifft man in der Stadt stärkere Bärte. Manche junge Medinesen scheeren sogar den Bart ab, weil er doch nie so hübsch und voll wird wie bei Türken und Persern, oder sie färben ihn. In Betreff der Kleidertracht herrscht viel Prunk; angesehene Leute tragen einen Benisch oder eine Jubbah, letztere von knallenden Farben. Der lange Rock

ohne Aermel; Badan, welcher in ächt arabischen Gegenden noch immer getragen wird, kommt in Medina nur bei niederen Klassen vor. Der häßliche und unzweckmäßige Tarbusch (die sogenannte tunesische Kappe, Fes) ist häufig, aber die Araber wickeln einen Turban um ihn. Die Frauen kleiden sich hübsch und geschmackvoll. Im Hause tragen sie ein Sudameyriyeh, Schnürleibchen von Kattun oder einem andern Stoff, ähnlich dem indischen Scholi; es trägt den Busen ohne ihn zu klemmen. Darüber wird ein Saub oder weißes Hemde mit sehr weiten Aermeln geworfen; dieses reicht bis auf die Füße und bedeckt die Sarwal, Beinkleider, die nicht so weit sind wie die ägyptischen. Wer aus dem Hause geht, legt eine gewöhnlich weiß- und blaugestreifte Milayeh über den Kopf; der Burka ist überall im Hedschas weiß. Frauen aller Klassen färben die Fußsohlen und das Innere der Hände schwarz und ziehen auf der innern Seite der Finger Streifen. Das Haar wird in zwanzig kleine Zöpfe, Dschadile, geflochten. Die Schönen lieben allerlei Schmuck und starke Wohlgerüche.

Die Medani reiten nicht viel und halten auch wenig Thiere. Die Reiterei hat kleine ägyptische Klepper; reiche Leute haben Pferde aus dem Nedschd, welche das Stück zwei- bis dreihundert Dollars kosten. Kameele sind häufig, aber die im Hedschas gezüchteten nur klein und schwach. Dromedare von guter Zucht haben einen Preis von zehn bis zu vierhundert Dollars; sie sind klein, aber ungemein rasch, sicher auf den Beinen, scharfsinnig, gut abgerichtet, haben Augen wie die Antilopen und eine feine Schnauze. Maulthiere habe ich in Medina nicht gesehen.

Die Medani haben ein gravitätisches Benehmen, aber dieser Ernst sitzt nicht tief; denn wer ärgerlich wird, schreit und schimpft. Auch schwatzen sie gern und viel. Die Sitten sind locker. Die dunkelfarbigen Mekkaner sagen: die Haut der Medani ist weiß, aber das Herz ist schwarz. Darin liegt Uebertreibung, wahr aber bleibt, daß sie hochmüthig, streitsüchtig, im Punkt der Ehre empfindlich und höchst rachsüchtig sind. Der äußere Schein wird bewahrt, schlechte Häuser duldet man nicht, und die Frauen werden im Allgemeinen als züchtig gerühmt. Araki wird nur von Türken bereitet, die Bürger trinken ihn selten.

Wir wollen die Hochzeits- und Begräbnißfeierlichkeiten nicht schildern, aber hervorheben, daß Medina noch immer viele Bücher hat. Neben dem Harem befinden sich zwei Medressehs, Schulen, die Mahmudieh und die des Beschir Aga, bei welchen sich Biblio-

theken befinden; sodann hörte ich von einigen Privatsammlungen. Auch hat die Moschee ein Vermächtniß von Büchern, und der Vorwurf, welchen einst Burckhardt der Begräbnißstadt des Propheten machen konnte, trifft diese nicht mehr. Die Medinesen erklären, daß ihre Ulemas sehr gelehrte Leute, ihre Unterrichtsanstalten besser seien, als jene in Mekka; aber trotzdem gehen die Studenten nach Damaskus und Kairo, weil sie in Medina keine Vorträge über Philosophie, Medicin, Mathematik und Arithmetik hören können; der Unterricht ist lediglich theologisch. Von sogenannten geheimen Wissenschaften weiß man nichts; einige Leute haben nur oberflächliche Kunde vom Zauberspiegel. Die Bürger sprechen das Arabische recht gut aus, wenn sie sich auch nicht so rein ausdrücken wie das Volk im südlichen Hedschas. Aber ihr Arabisch ist erquickend im Vergleich zu den abscheulichen Mundarten, die man in Kairo oder Maskat hört. In Folge der ungemein ausgedehnten Verbreitung des arabischen Volkes entstanden verschiedene Volksmundarten, deren jede ihre Eigenthümlichkeiten hat. —

Wir erwähnten schon im vorigen Kapitel, daß dem Pilger die Pflicht obliege, einige heilige Stätten in der Umgegend von Medina zu besuchen. Auch Burton entledigte sich derselben. An einem Samstag Morgen ritt er nach der Moschee von Kuba hinaus.

Der Weg führte durch die berühmten Palmenpflanzungen, Nakhil, deren saftiges Grün dem Auge wohlthat. Die Luft war weich und balsamisch wie an einem schönen Frühlingstage; die Vögel sangen munter im Gezweig, und das Knarren der Schöpfräder, welche das Wasser aus den Brunnen in die Felder leiten, war allerdings eintönig, aber keineswegs unangenehm. Die Datteln von Medina verdienen ihren Ruf. Die Stämme scheinen höher zu sein als in anderen Ländern, und man läßt ihnen hier auch die unteren Zweige. Die Palmen waren mit reifenden Früchten gleichsam beladen und manche Traubenbüschel wohl an achtzig Pfund schwer. Sie hingen zwischen den unteren Zweigen an einem gelben Stiele von mehr als Arms Dicke. Arabische Bücher zählten 139 Arten von Datteln auf; zwischen 60 und 70 derselben sind genauer bekannt, und jede hat ihren besondern Namen. Die beste heißt El Schelebi, wird in Häuten oder flachen runden Schachteln verpackt, etwa so wie die Zwetschen von Bayonne, und als Geschenk nach allen mohammedanischen Ländern verschickt. Jeder Pilger bringt solche Datteln in seine Heimath zurück, um Frauen und Kinder damit zu erfreuen.

Diese Dattel ist zwei Zoll lang, kleinkernig und von eben so herrlichem Geruch als Geschmack. Der Preis beträgt von zwei bis zu zehn Piastern für das Pfund. Die Schelebidattel ist nicht so häufig als andere Arten und trägt auch weniger Früchte. Die Adschwa wird gegessen, aber nicht verkauft, weil der Prophet einmal gesagt hat, wer das Fasten durch den täglichen Genuß von sechs oder sieben dieser Datteln bricht, weder Gift noch Zauber zu fürchten brauche. Die dritte Art, El Hilwah, ist auch groß und hat diesen Namen wegen ihrer ungemeinen Süßigkeit. Andere beliebte Arten sind El Birni und Sayhani, an welche sich gleichfalls Sagen aus dem Leben des Propheten knüpfen; die Chuseyriyeh behält ihre grüne Farbe auch nach der Reife; die Dschebeli ist am häufigsten; die Laun und Hilayeh sind die geringsten Sorten. Ich kann nicht behaupten, daß die Datteln von Medina besser seien als jene von Mekka, obwohl das eine Art von Ketzerei ist. Die Bekenner des Islam ziehen nun einmal die von Medina vor, weil der Prophet sie gelobt und auch während der Fasten gegessen hat; sie stehen also im Geruche der Heiligkeit. Sie dienen als Speise und als Arznei; Rutab oder nasse Datteln gelten für heilkräftig, und jedenfalls ist die Dattel eine sehr wohlschmeckende Medicin. Man bereitet die Frucht auf sehr mannigfache Weise zu, röstet sie zum Beispiel mit flüssiger Butter; aber dieses Gericht widersteht dem Gaumen eines Europäers. Man läßt die Dattel auf dem Baume trocknen und dann heißt sie Balah. Kelladat el Scham, das syrische Halsband, ist die unreife Frucht, welche man in siedendes Wasser taucht, damit sie ihre gelbliche Farbe behalte; dann zieht man sie auf einen Faden und läßt sie an der Luft trocknen. Solche Stränge tragen die Kinder im Hedschas um den Hals.

Im Januar und Februar findet das Taskir statt, das heißt die männliche Befruchtung. Der Nakhwali, so wird der Gärtner genannt, öffnet die weibliche Blüthe, steckt die männliche Blüthe verkehrt hinein und bindet beide zusammen. Das geschieht, wie in Aegypten, an jedem Büschel. Der männliche Baum ist unfruchtbar; in manchen Ländern begnügt sich der Gärtner damit, den befruchtenden Staub, den Pollen, über die weibliche Blüthe zu streuen. In der Mitte des Maimonats wird die Dattel reif und dann beginnt die Ernte, welche für die Araber so viel bedeuten will, wie in Europa die Weinlese. Ihr Ausfall hängt von allerlei Umständen ab; in manchen Jahren richten Dürre oder Heuschrecken

großen Schaden an; die Datteln von Medina sind so ausgezeichnet, weil sie alle drei Tage bewässert werden; jeder Garten hat einen Brunnen. Der Dattelbaum gedeiht übrigens auch an trockenen Stellen, kommt aber am besten fort, wo er auch Feuchtigkeit findet. Die in anderen Theilen der Ebene von Medina wachsenden Dattelbäume, welche lediglich auf den Regen angewiesen sind, geben nur eine sehr mittelmäßige Frucht.

Grüne Stellen gelten in Arabien für nicht gesund, aber in Medina begeben sich Genesende in die Dattelgärten, wo sie kühlen Schatten finden. Diese Gärten sind in lange und schmale Streifen getheilt und an beiden Seiten eingehägt. Als ich an ihnen hinritt, schützten mich die von Manna perlenden Zweige der anmuthigen Tamariske und die breiten Blätter der Castorpflanze vor den Sonnenstrahlen. Der Boden war an beiden Seiten etwas vertieft, um die Bewässerung zu vertheilen. Der Mais stand üppig, Weizen und Gerste nahmen geringern Raum ein; da und dort stand Barsein, ägyptischer Klee. Ich sah ferner die Eierpflanze, Badanschau (Solanum melongena), und Bamiyeh; dieser ist eine Art von eßbarem Hibiscus, der in Indien Bhendi heißt; sodann Mulukhiyeh (Corchoris olitorius), ein schleimhaltiger Spinat, der in jenen Theilen des Orientes häufig genossen wird. Auch sah ich viele Zwiebeln und Lauch, einige mit gelben Möhren und Bohnen bestellte Felder, Radiese, Rüben, Kürbise, Gurken, Obst und fünf Sorten von Weinreben. Unter diesen gilt El Scherifi mit langen weißen Trauben für die beste; sie hat Aehnlichkeit mit der toskanischen; dann kommen die Birnitraube, die Hedschasi, rund und süß, aber nicht schmackhaft; das letztere gilt auch von der schwarzen Sawadi; die Rasiki ist klein, weiß und hat sehr kleine Steine. Die Jujube, Nebek, bildet hier einen hübschen Baum mit dunkelgrünem Laub; die strohfarbige Beere hat die Größe einer Stachelbeere, schmeckt aber nicht gut, obwohl die Medinesen sie gern genießen. Die Pfirsiche sind so hart wie die ägyptischen, ohne Wohlgeschmack und nur zum Kochen brauchbar. Auch sah ich große grobe Bananen, Limonien, Wassermelonen, Feigen und Aepfel, aber weder Aprikosen noch Birnen. Unter den drei Arten Granatäpfel ist die syrische, Schami, bei weitem die beste; sie ist außen roth, sehr süß und das Stück wird mit einem Piaster bezahlt, die türkische ist groß und weiß, die ägyptische, Misri, mit grünlicher Rinde, schmeckt sauer und scharf. Die Schami ist beinahe

ohne Kerne, gleich jenen in Maskat, ungemein würzig und fast so groß wie ein Rindskopf. Der weit und breit berühmte medinesische Granatäpfelsyrup, Rubb Rumman, wird mit Wasser gemischt und giebt ein liebliches und kühlendes Getränk.

Hinter den Dattelgärten ragte das schlanke Minaret von Kuba hervor. Vor mir lag ein wirres Durcheinander von Hütten, Wohnhäusern, Kapellen, Bäumen, Durchgängen und Kehrichthaufen; die Hunde bellten und wir befanden uns in einem ächten Hedschasdorfe. Ein Dutzend Beduinenknaben, Sprößlinge der Gärtner, schrieen uns ein Backschisch entgegen. Sie waren dazu von ihren Müttern angestiftet, und ich gab gern eine Kleinigkeit, um mit Nebenmenschen näher bekannt zu werden, die leibhaftig wie ungeschwänzte Affen aussahen. Der Leib war nicht rund aufgetrieben wie bei den Kindern in Aegypten, sondern schlank und schmal, die Rippen standen weit heraus, die Hautfarbe war wie öliger Lampenruß auf dem Gesicht eines Essenkehrers, das Haar auf den kokosförmigen Köpfen hing struppig herab und war röthlichbraun von der Sonne gebleicht. So schildern die indischen Gesänge das Haar der Backschasas oder Dämonen. Die Mütter trugen kleine Kinder auf den Armen, die mit den Augen glotzten; jene waren schlank, sehr mager, ohne starke Hüften, hochschulterig, mit geradem Rücken, lang herabhängendem Busen, spindeldürren Armen, und auswärts gebogenen Füßen. Auch ihr Haar hing zottig um den Kopf, das Gesicht mit den weit vorstehenden Backenknochen war voll Runzeln, die Lippe dunkler als die Haut, die scharfen Augen lagen tief, die Stimme war kreischend. Jede dieser Beduinenfrauen war wie die Hexe Sykorax, wie eine Huri der Hölle. Alle trugen schmutzige blaue Röcke; die unsauberen Kleider hatten nur einen Streifen Zeug auf den Hüften. Dieses Bild ist nicht etwa überladen, und diese arabischen Bauersleute sind unter allen ihren Landsleuten die, welche man am tiefsten verachtet.

Die Moschee von Kuba erhebt sich, wie schon früher angedeutet wurde, auf der Stelle, wo El Kaswa, des Propheten Kameelstute, nach der Flucht aus Mekka niederkniete. Die Mauern des Gebäudes stehen auf den Fußstapfen jenes Thieres, und diese Stätte ist die erste Betstelle im Islam. Mohammed selbst legte den ersten Stein. Der Grund und Boden gehörte Abu Ayyub dem Ansari, und deshalb ist auch der Moscheendienst ein Vorrecht seiner Nachkommen, der Beyt Ayyub, welche den Schlüssel bewahren, und die

einlaufenden Gaben mit den Bawwabs oder Almosenempfängern theilen. An diese Stätte knüpfen sich viele Ueberlieferungen; eine derselben behauptet, daß ein Gebet in Kuba eben so wirksam sei, wie der kleinere Pilgergang in Mekka, eine andere, daß sie Gott wohlgefälliger sei als eine Anbetung in Jerusalem. Auch sind dort manche Wunder geschehen und ein Vers des Koran ist vom Himmel herabgekommen. Deswegen hielt Omar diese Moschee in großen Ehren und kehrte sie mit einem Dornbesen eigenhändig aus, als er sie einst ganz leer von Gläubigen fand. Burckhardt fand sie im Verfall, aber seitdem hat Sultan Abd el Hamid, ein hübsches Gebäude von behauenen Steinen aufführen lassen.

Burton verrichtete die üblichen Gebete, fand aber in der Moschee nichts Bemerkenswerthes. Einige kufische Inschriften rühren aus neueren Zeiten her; an der Stelle, wo das Kameel des Propheten niederkniete, erhebt sich auf vier Pfeilern eine Kuppel; auch sie ist nicht alt. Neben der Moschee der Frömmigkeit steht eine kleine Kapelle mit einem Bogen an der Stelle, wo Fatime Korn auf einer Handmühle gemahlen hat. Vor dem Eingang stand ein Hüter, der in befehlendem Tone einen Dollar verlangte; der Reisende nahm daran Anstoß, ging nicht hinein, sondern betete, zum Aerger des Hüters, der über „gemeine Kerle" schimpfte, am Fenster. Auch die dritte kleine Moschee, Mesdschid Arafat, ist sehr armselig. Die letzten Gebete verrichtete Burton an dem tiefen Brunnen Bir el Aris, wo er eine Zeit lang der Ruhe pflegte. Der Prophet besuchte diesen Brunnen gern. Er war ehemals sehr bitter; da zog Mohammed einen Eimer voll heraus, trank ein wenig, spiee hinein, goß das Wasser wieder in den Brunnen, und siehe da, das Wasser im Brunnen wurde süß. Burton fand freilich, daß es einen entschieden medicinischen Geschmack habe. In den Tagen des Propheten waren zwanzig Brunnen vorhanden, von welchen nur noch sieben übrig sind. Diese muß der Zaïr besuchen, weil Mohammed aus ihnen getrunken hat.

Am 28. August unternahm unser Pilger einen Ritt nach dem Berg Ohod, von welchem der Prophet gesagt hat: „Er ist ein Berg, den wir lieben und der uns liebt; er steht an der Pforte des Himmels. Ayr aber ist eine Stätte, die uns haßt und die wir hassen; sie liegt auf der Pforte der Hölle." Am Ohod fand Mohammed Schutz und Sicherheit gegen Gefahr, und deshalb wird am Tage der Auferstehung dieser Berg ins Paradies gehoben, aber

sein Nachbar, der Hügel Ayr, in die Hölle hinabgestoßen werden, weil man dort dem dürstenden Propheten Wasser verweigerte.

Man zeigt die Höhle im Ohod, wohin der Prophet flüchtete, als seine Feinde ihn verfolgten, die Quellen, an denen er sich labte, und das Schlachtfeld, auf welchem er am 26. Januar 625 (am Sonnabend, 11. Schawal), im dritten Jahre nach der Flucht, mit siebenhundert Gläubigen dreitausend Ungläubige auf das Haupt schlug. In diesem Gefecht verlor er seinen Oheim Hamza, den Herrn der Märtyrer. Auf dem Gipfel sieht man das Kubbat Harun, eine über Aarons Leiche errichtete Kuppel. Nach einem Ritt von einer halben Stunde kam Burton zum Mustreah, dem Ruheplatze, wo der Prophet vor der Schlacht am Ohod ein Weilchen ausruhete. Der Platz ist mit einer niedrigen Mauer umfriedigt; innerhalb derselben beten die Gläubigen; auf der gen Medina gekehrten Seite ist ein Sitz von rauhen Steinen angebracht; dort wurde wieder gebetet. Auf dem Heimritt kam unser Reisender durch die Gärten von Ohod, die jenen von Kuba gleichen, und dann auf das berühmte Schlachtfeld, das dicht am südlichen Fuße des Ohod liegt, etwa drei englische Meilen von Medina entfernt. Der Boden besteht aus Kies; die Stellen, an welchen die Märtyrer fielen, sind durch Haufen von Granit, rothem Sandstein oder Porphyr bezeichnet. Von dort aus gewährt der Berg mit seinen kahlen und rauhen Abhängen einen eigenthümlichen Anblick; er steigt wie eine Eisenmasse aus der Ebene empor; er dampfte vor Hitze, weder Halm noch Strauch wächst an ihm, kein Vogel findet eine Stätte auf diesem Berge. Links vom Berge steht Hamza's Moschee, die zugleich Tempel und Begräbniß ist; ein kleines viereckiges Gebäude von behauenen Steinen mit einer Kuppel und einem Minaret. Dort wurde Hamza angerufen. Das Gebäude ist kleiner als jenes in Kuba und weiter nicht merkwürdig. In der Nähe liegen andere Gräber. Die Beduinen bezeichnen die Stelle, wo der Todte eingescharrt wird, mit vier Steinen, über dem Kopf, über den Füßen und zu beiden Seiten; in der Mitte wird ein kleiner Hügel, ein „Kameelhöcker“ aufgeworfen.

Sechstes Kapitel.

Ankunft der Pilgerkarawane aus Damaskus. — Burtons Reise mit derselben von Mekka nach Medina.

Am 28. August langte die große Karawane aus Damaskus an. Sie war etwa siebentausend Personen stark und diesmal mit großer Ungeduld erwartet worden. Sie brachte für die Hedschra des Propheten eine neue Decke und für die Beamten der Moschee und die Bewohner Medina's reiche Geschenke; auch kamen viele Angehörige der Stadt mit ihr von weiten Reisen zurück.

Wir wollen hier eine Darstellung des syrischen Hadsch mittheilen, durch welche die später folgende Erzählung Burtons mehrfach erläutert wird. Die Ansätze zu dieser Karawane beginnen schon in Konstantinopel, wo sich die Pilger aus der europäischen Türkei zusammenfinden und nach Asien übersetzen. Auf ihrem Wege durch Anatolien und Syrien schließen sich dann die Reisenden aus diesen Ländern an. Bis Damaskus geht sie unter guter Bedeckung, findet überall Brunnen und wird an den verschiedenen Orten von den Behörden festlich empfangen. In jener syrischen Stadt verweilt sie einige Wochen und rüstet sich mit allem Nöthigen für die Wanderung, welche bis Medina dreißig Tage dauert. Statt der kleinasiatischen Kameele, welche für die Beschwerden in der Wüste zu schwach sind, nimmt der Pilger die schönen syrischen oder die dauerbaren arabischen Thiere. Die Häuptlinge der Beduinen

schließen mit dem Statthalter von Damaskus Verträge über die Lieferung von Vorräthen.

Unser vortrefflicher Reisende Burckhardt hat im Jahre 1814 die Wanderung mit der syrischen Karawane von Damaskus nach den heiligen Städten Arabiens gemacht; aber gerade damals waren in Folge des wahhabitischen Sturmes, der über die ganze Halbinsel vom Omanbusen bis zum rothen Meere dahin gebraust war, eine Störung in das Pilgerwesen gekommen; deshalb war die syrische Karawane auch nur schwach, und zählte nicht einmal fünftausend Kameele. Seitdem ist sie wieder stärker geworden, und Burton bemerkt, daß sie 1853, als er mit ihr aus Medina zog, wie schon oben bemerkt, aus siebentausend Menschen zusammengesetzt war. In den blühenden Zeiten des Islam war sie ungemein stark; arabibischen Geschichtschreibern zufolge, bestand sie im Jahre 1333 unserer Zeitrechnung aus hundert und zwanzigtausend Kameelen. Die meisten Chalifen haben die Pilgerreise gemacht; Harun al Raschid legte sie nicht weniger als acht oder neun Mal zurück, und vertheilte an Almosen Millionen; deswegen lebt er jetzt noch im Munde des Volkes, welches auch sehr wohl weiß, daß kein einziger türkischer Sultan die heiligen Stätten besucht hat. Wir werden bei Mekka erwähnen, wie es sich mit den Pilgerzügen aus anderen Ländern, verhält und hier die Bemerkungen eines französischen Beobachters, P. de Segur Dupeyron, einschalten.

Den Anhängern des Propheten Mohammed gilt bekanntlich die Kaaba, das heilige Haus zu Mekka, für das größte Heiligthum. Dem Koran zufolge, welcher hier nur alten Ueberlieferungen sich anschließt, wurde dasselbe von Abraham und dessen Sohn Ismael gebaut, und lange vor Mohammed wallfahrteten Araber nach Mekka und wandelten sieben Mal um die Kaaba. Durch das Gebot nach Mekka zu pilgern, befestigte der Prophet nur einen alten Brauch. Nächst der Kaaba genießt der in Mekkas Nähe liegende Berg Arafat große Verehrung; man kann ihn als einen Berg Tabor des Islam bezeichnen; dieser letztere nahm gern Wunder aus anderen Culten herüber und wollte auch für seinen Propheten eine Verklärung haben. Ohnehin hat der Arafat einen besondern Anspruch auf Heiligkeit, weil dort Adam und Eva sich wiedersahen, nachdem seit dem Sündenfalle einhundert und zwanzig Jahre der Trennung verflossen waren. Den Muselmännern zufolge hat Gott geboten, daß Abrahams Haus, die Kaaba, rein von aller

Götzendienerei sei; der Koran befiehlt den Gläubigen, die heiligen Stätten zu besuchen. Gott hat gesagt: „Verkündige den Völkern die Pilgerschaft nach dem heiligen Hause; sie mögen zu Fuß kommen oder auf schnellgehenden Kameelen reiten;“ und: „Es ist für Jeden, der dazu irgend im Stande ist, eine Pflicht gegen Gott, die Pilgerreise zu machen.“ Ueber die Bedeutung der Worte: „der dazu im Stande ist“, streiten die muselmännischen Schriftgelehrten von jeher. Die Praxis lehrt, daß nur ein geringer Bruchtheil der Muselmänner nach den heiligen Oertern pilgert, und die übrigen sich doch für gläubige Bekenner des Islam halten. Aber die Wallfahrt gilt für in hohem Grade verdienstlich, und wer sie gemacht hat, ist des Paradieses gewiß.

Freilich hat es Zeiten gegeben, in denen sie unmöglich war, weil Kriege oder die Waffen siegreicher Ketzer, zum Beispiel im zehnten Jahrhundert die Karamathier und in unseren Tagen die Wahhabis, den Weg versperrten. Dann halfen sich viele Gläubige damit, daß sie nach Jerusalem pilgerten; dieses ist die dritte heilige Stadt des Islam. Für verdienstlich gilt auch schon eine Wallfahrt auf den Berg Salahieh bei Damaskus, der gleichfalls heilig ist, weil Mohammed ihn einmal betreten hat.

Aus Konstantinopel gehen alljährlich Geschenke nach Mekka mit einer Karawane ab; ihr schließen sich die Pilger zunächst bis Damaskus an. Der Weg von dort zur heiligen Stadt führt durch die Wüste, und ist genau bezeichnet. Viele Chalifen, Sultane und Gläubige aus allen muselmännischen Ländern haben zum Nutzen der Pilger Geschenke gegeben und Vermächtnisse gestiftet. Vor allem kam es darauf an, ihnen hinreichend Wasser zu verschaffen; deshalb wurden alle Brunnen und Quellen untersucht, gefaßt, in gutem Stande gehalten, und mit Befestigungen versehen. Dafür sorgten die Chalifen, welche die Haltepunkte bestimmten. Im Fall eines Angriffes kann allerdings die Karawane in einem solchen Thurme keine Zuflucht finden, denn sie ist erstens viel zu zahlreich, und zweitens darf sie sich an den einzelnen Rasten nur eine bestimmte Anzahl von Stunden aufhalten. Sie muß zum Beiramfest in Mekka sein; auch sind die Vorräthe und Lebensmittel so genau bemessen, daß eine Verzögerung von nur wenigen Tagen verhängnißvoll werden könnte. Die Ruhestätten liegen nicht etwa in gleichweiten Entfernungen von einander, sondern richten sich nach den

Brunnen und Quellen; an manchen Tagen währt die Reise nur sechs, an anderen doppelt so viele Stunden und länger.

In früheren Zeiten, da der Islam Glanz und Macht entfaltete, ging man mehr als einmal mit dem Vorhaben um, die Pilgerstraße auf ihrer ganzen Länge zu pflastern; dasselbe ist aber nicht einmal theilweise zur Ausführung gekommen, und daran trägt vorzugsweise der mohammedanische Kalender die Schuld. Die Araber rechnen nach Mondsjahren. Auch ihr Jahr ist in zwölf Monate eingetheilt, aber diese zählen nicht abwechselnd dreißig und ein und dreißig Tage, sondern neun und zwanzig und dreißig; das Jahr hat also nicht 365 Tage wie das Sonnenjahr, sondern nur 354 Tage. Aber die Jahreszeiten werden nicht durch den Lauf des Mondes, sondern durch jenen der Sonne geregelt, und aus der geringern Länge des arabischen Jahres ergiebt sich, daß ein beliebiges Datum, z. B. ein Festtag, binnen drei und dreißig Jahren alle Jahreszeiten durchläuft. In Mekka wollen die Pilger das Kurban Beiramfest feiern; die Reise von Damaskus und wieder zurück dauert, mit Einrechnung des Aufenthalts, etwa vier Monate, die trockene Jahreszeit währt in Syrien von Ende Mai bis Anfang Decembers, also acht Monate, und so trifft es sich, daß die Karawane zwei und zwanzig Mal binnen drei und dreißig Jahren die Reise während solcher Monate macht, in denen kein Regen fällt; acht Monate sind zwei Drittel von zwölfen, wie zwei und zwanzig zwei Drittel von drei und dreißig. Die Pilgerwanderung hat also in diesen drei und dreißig Jahren nur elf Mal Regen, welcher den Wallfahrern allerdings manche Unbequemlichkeiten verursacht, weil die Kameele im Schlamme oft ausgleiten, fallen und somit das Gepäck beschädigen. Zur Abhülfe dieser Uebelstände sollte die Straße gepflastert werden, das ist aber, wie wir schon gesagt haben, nie geschehen.

Viele Pilger treiben Handel, und die Damaskuskarawane führt stets eine beträchtliche Menge von Waaren mit sich. Die Kaufleute nehmen Schawls und Teppiche aus Persien mit, Tabak, Seidenstoffe aus Damaskus und Brussa, Aprikosenschnittchen, arabische Mäntel, Seife und noch manches Andere. Als Rückfracht haben sie Datteln von Medina, Kaffee aus Yemen, Henna, und Straußenfedern, deren Beschaffenheit nach den Jahrgängen verschieden ist. In solchen, wo viel Regen fällt, und deshalb die Pflanzen, von welchen der Strauß sich nährt, kräftiger und saftiger wachsen, und

ein reichlicheres und besseres Futter geben als in trockenen Jahren, sind auch die Federn schöner.

Am Tage des Aufbruchs der Karawane ist ganz Damaskus in Bewegung. Schon früh sind die Straßen, welche sie durchzieht, ungewöhnlich belebt. Die Pilger finden sich auf dem Mesaribplatze zusammen, wo Markt gehalten wird; dort kaufen sie dann noch einige Lebensmittel oder andere Waaren ein. Die Beamten der Karawane versammeln sich im Seriaskerat, der Wohnung des Oberfeldherrn für die nach Arabien bestimmten Truppen. Die Karawane in ihrer Gesammtheit ist einem wandernden Verwaltungsbezirke gleich; sie hat ihr Gericht und ihren Schatz, ihre Verordnungen, Schreiber, Soldaten, und nicht minder auch jene Verschwendungen und Unterschlagung von Geldern, welche überall in der Türkei an der Tagesordnung sind. Bevor die Pilger sich in Bewegung setzen, erscheinen der bürgerliche Statthalter der Paschaliks, die Generäle, der Mufti, die Ülemas, der Kadi, und die Mitglieder der Stadtbehörde, um die heilige Fahne zu begrüßen, welche schon tausend Mal den Weg nach Mekka zurückgelegt hat. Sie war und ist noch eine Kriegsfahne und in Damaskus unter der Obhut der Militärbehörde, welche sie nur für die Zeit der Pilgerfahrt aus den Händen giebt. Alle jene Beamten stellen sich in einen Kreis, um ein großes schönes Kameel, auf dessen Rücken sich das Makmal erhebt, ein Zelt aus grünem Sammet mit goldenen Franzen; in diesem befindet sich während der Reise die heilige Fahne. Das bevorzugte Thier muß ein weißes sein und von den Kameelen des Propheten abstammen, der bei seinem Tode vier Stuten, zwanzig junge Kameele, einhundert Schafe, zwei und zwanzig Pferde, fünf Maulthiere und zwei Esel besaß. Vor einigen Jahren starb solch ein Makmalträger an den Folgen eines Sturzes bald nach Abzug der Karawane und wurde im Hofe des Seriaskerates unter einer großen Sykomore feierlich zur Erde bestattet. Das Grab wird von den Muselmännern mit religiöser Theilnahme betrachtet.

Hinter den Beamten stellen sich die Truppen, welche der Karawane als Geleit- und Bedeckung dienen, in Schlachtordnung auf. Hier stehen die Baschi-Bosucks, die unregelmäßige Reiterei, in sehr mannigfaltiger Tracht und machen einen malerischen Eindruck; dort schaaren sich die Ruallahbeduinen; sie tragen Lanzen, ihr Kopf ist mit einem roth und gelbgestreiften Tuch umwunden; die Kameele, auf welchen sie reiten, sind hoch gewachsen und zeichnen sich durch

raschen, taktmäßigen Gang aus. Das schwere Geschütz der Karawane besteht aus vier kleinen Kanonen und wird von Kameelen gezogen; mit ihnen giebt man das Zeichen zum Aufbruch oder zur Rast. Für kriegerische Zwecke wollen sie nichts bedeuten; um nicht ununterbrochen Streit und Kampf zu haben, giebt man den Beduinenstämmen der Wüste Geld und Geschenke. Unter den einzelnen Pilgerabtheilungen flattern Fahnen von verschiedenen Farben. Das Ganze gewährt einen für den Abendländer ungemein überraschenden Anblick. Er vernimmt allerlei Gesänge, die rauhen Kehltöne der Männer, das Geschrei von Kindern und Frauen; die Trommeln und Pauken dröhnen in das wilde Geräusch hinein; die Kameele schnalzen und schnaufen, die Rosse wiehern, und nicht selten werden auch Flintenschüsse abgefeuert.

Schon am Abend vor dem Aufbruche ist die Fahne des Propheten in einen Saal gebracht worden, der mit vielen Lampen erhellt ist und von Weihrauch duftet; auch hat sie eine Ehrenwache. Am andern Morgen holt der Seriasker selbst sie aus diesem Heiligthume; dann werden Kanonen gelöst und Gewehre abgeschossen, das Volk schreit, Alles ist in größter Bewegung. Der Seriasker übergiebt die Fahne dem Muschir, das heißt dem Beamten, welchen der Sultan zum Befehlshaber der Karawane ernannt hat. Dieser tritt heran und verneigt sich tief; bevor er das heilige Banner ergreift, streicht er mit den flachen Händen über das Zeug, und reibt sich dann das Gesicht, gleichsam um dasselbe durch eine solche Berührung zu heiligen. Nun erst setzt die Karawane sich in Bewegung, die Kanonen donnern abermals, und der Zug geht aus dem Gottesthore, Bab Allah, über die Ebene bis zum Dorfe Kesueh, wo er die erste Rast hält. Zwei Tage später ist er dann in Mesarib, wo er endgültig für die weite Reise durch die Wüste geordnet wird.

Diese Damaskuskarawane hat, wie schon früher bemerkt, nicht mehr die große Bedeutung, welche in früheren Zeiten ihr anhaftete, denn die Dampfschiffahrt thut ihr Abbruch. Viele Pilger aus Europa und Afrika nehmen den Seeweg nach Alexandria, fahren auf der Eisenbahn nach Suez und schiffen von dort nach Yambo oder Dschidda. Sie ersparen dabei Zeit und Geld und haben bei weitem weniger Gefahren und Beschwerden. Im Jahre 1851 bestand die Karawane aus nicht viel über zweitausend Köpfen, und doch kostete sie dem Sultan, wie Duperron behauptet, etwa

zwei Millionen Francs; er stellte zum Karawanendienst 2491 Kameele für die Beamten; der Pascha allein hatte deren nicht weniger als 226; für die vier Geschütze 95, und so fort. Die Unterschleife sollen ungeheuer sein, aber man wird diese Mißbräuche nicht abstellen, und die Karawane nach wie vor, in hergebrachter Weise, durch die Wüste ziehen lassen. Allerdings wäre es viel leichter, bequemer und weniger kostspielig, wenn sie die kurze Strecke von Damaskus nach dem Akababusen am rothen Meere nähme, und dort auf Dampfer ginge; aber man wird die heilige Fahne des Propheten nicht den Wellen anvertrauen mögen.

Nach diesen erläuternden Zwischenbemerkungen wenden wir uns wieder zu unserm Reisenden, welchen wir in seiner ruhigen Wohnung zu Medina verlassen haben. Während der Nacht kamen drei Brüder Scheich Hamids, welche sich bei reichen Pilgern als Mosawwers verdungen hatten, plötzlich vor unserm Hause an. Sie sprangen von den Kameelen, umarmten und küßten meinen Wirth, die Freudethränen flossen reichlich. Bei Tagesanbruch ging ich an mein Fenster und hatte nun einen überraschenden Anblick. Gestern war der große Platz leer gewesen, und ich hatte nur einige Beduinenzelte und Kameele gesehen, heute zeigte er mir bunte Bilder in unendlicher Abwechselung und Mannigfaltigkeit. Ich war erstaunt über die hundert und aber hundert Einzelnheiten, welche mein Auge erst überraschten und dann ermüdeten. Ich wandte mich ab, um dann wieder hinzublicken und einen Gesammteindruck zu erhalten. Binnen wenigen Stunden und mitten in der Nacht war eine förmliche Stadt wie durch Zauber auf dem Barr el Munaka emporgewachsen; ich sah Zelte von allen Farben und Gestalten, vom prächtigen Paschapavillon mit vergoldetem Halbmond und schönen Teppichvorhängen bis zu der bescheidenen Zeltbude des Tabakhändlers herunter. Diese Zelte standen in bewundernswürdiger Ordnung da; wo ein Gang nöthig war, hatte man sie in langen Reihen aufgeschlagen, auf anderen Punkten bildeten sie dichte Gruppen. Es ist unmöglich, dieses Gewirr und Geräusch darzustellen. Hier sehe ich die großen weißen Dromedare aus Syrien, neben welchen sich die arabischen Kameele aus dem Hedschas wie winzige Klepper ausnehmen; sie schütteln ihre großen Glocken, und die hohen Sänften, mit denen sie belastet sind, gleichen Pavillons, welche über dem Gewühl hin und her schwanken. Dort reiten Beduinen auf Kameelstuten und halten sich an dem zottigen Höcker

fest. Albanesische Reiter, Türken und Kurden lärmen und toben in brutaler Heiterkeit und kommen mir noch wilder vor als die Bauern der Campagna von Rom. Pilger aus Persien, ganz erschöpft von den Beschwerden der Reise, lassen ihre Kameele knieen, oder steigen von ihren Eseln, Sorbet- und Tabaksverkäufer rufen ihre Waare aus; arabische Bauern schreien unablässig, treiben Schöpse oder Ziegen vor sich her und werden von gallopirenden Reitern fast umgerannt. Die Stadtbewohner drängen sich dahin und dorthin, um Freunde aufzusuchen; die Heimgekehrten werden von ihren Angehörigen begrüßt, und die Pilger wetteifern, wer zuerst die Heiligthümer besuchen könne. Sie kriechen zwischen den hohen Beinen der Kameele hindurch, und stolpern über Zeltpflöcke oder Stricke. Von der Burg herab ist die Karawane mit Kanonenschüssen begrüßt worden. Die liebe Jugend läuft hinter den ketzerischen Persern her und weiß der Schimpfreden gegen sie kein Ende. Wasserträger und Fruchthändler rufen den Preis ihrer Labungen aus. Da reiten mehrere alte arabische Häuptlinge auf prächtigen Rossen würdig einher, und ihre Diener führen den Kriegstanz aus, gegen welchen freilich eine Menuette pyrenäischer Bären als anmuthig erscheint. Viele schießen ihre Gewehre ab, andere verbrennen Pulver, ohne sich um die Nebenstehenden zu kümmern, schwenken mit den Säbeln in der Luft, oder springen wie besessen umher; auch schwirren manche mit Straußenfedern geschmückte Wurfspeere umher; wer sie fortschleudert, macht sich keine Sorge darüber, wo sie etwa niederfallen. Der Diener sucht den Herrn und dieser jenen; er ruft einmal über das andere Ya Mohammed! denn Mohammed ist im Allgemeinen der Name für den Diener, etwa wie bei uns Johann. Vornehme Leute, die auf Maulthieren reiten oder auch zu Fuße gehen, lassen sich von ihren Läufern den Weg bahnen; diese bewegen ihre schweren Stäbe und schreien laut, man solle Platz machen. Die Sänften auf den Kameelen stoßen da oder dort an einander zum Entsetzen der darin befindlichen Frauen und Kinder, die hell auf schreien. Arme kranke Leute, abgehungert und erschöpft, ächzen und stöhnen und suchen eine abgelegene Stelle, vielleicht um in Ruhe zu sterben. Ueber dem Allen brennt eine helle Sonne und liegt ein dicker Staub, der einen förmlichen Dunstkreis bildet.

An jenem Tage wollte ich den Berg Ohod besuchen, und nahm einen Umweg, an den Mauern der Burg entlang, um mich

nicht durch das Gewühl auf dem großen Platze zu drängen. Aber unterwegs wogte mir ein mächtiges Menschengedränge entgegen und mitten unter so vielen Kameelen war das Reiten auf Eseln unbequem, doch ging das Ganze noch leidlich ab und wir gelangten auf die im Norden der Stadt liegende Ebene, welche gleichfalls mit Zelten bedeckt war. Ueber alle ragte jenes des Emir el Hadschi, des Befehlshabers der Karawane, empor. Neben demselben flatterte, innerhalb eines bis zu halber Mannshöhe mit Leinwand umspannten Vierecks, die grün und goldene Fahne des Sultans; um sie herum standen die Zelte der höheren Officiere und der vornehmsten Personen. Auf der andern Seite lagen die Brunnen, aus welchen die Pilger Wasser schöpften.

Am Abend ging ich mit meinen Freunden in die große Moschee. Die Gallerien der Minarete strahlten in Lampenbeleuchtung und auch das Innere des Tempels war glänzend erhellt. Die Pilger drängten in Massen hinein und zum ersten Male sah ich auch Frauen unter ihnen. Einige Leute hatten das Recht, die Wachskerzen anzuzünden, mit schwerem Geld erkauft, und standen auf Leitern, um sich dieser frommen Obliegenheit zu entledigen; man empfängt dafür Belohnungen im Paradiese. Viele Pilger verrichteten die Ceremonien des Ziyarat; andere saßen oder standen in verschiedenen Theilen der Moschee in religiöser Erregung oder Betrachtung. Die Bettler und die kleinen Buben waren aufgeweckter und noch zudringlicher als gewöhnlich, die Verschnittenen, überhaupt die Tempelbeamten, noch gröber und viel unleidlicher als sonst. Die jungen Männer aus der Stadt trieben sich zwischen den Pilgern umher, und unterhielten sich in äußerst zwangloser Art mit einander.

Ich betrachtete mir insbesondere die Perser, deren etwa zwölf hundert mit der Karawane gekommen waren. Manche von ihnen kamen vor die Moschee und begehrten Einlaß, wurden aber von den Thürstehern festgehalteu und mit Schimpfreden überhäuft. Jeder mußte fünf Piaster zahlen, während die sunnitischen Muselmänner frei eintreten durften. Diese unglücklichen Perser! Wo war das großprahlerische Wesen geblieben, das sie im Schiras zur Schau tragen? Ihr Schnauzbart hing herab, sie wagten Niemand anzusehen, ihre hohen Mützen saßen nicht ganz fest auf dem Kopfe. Wenn solch ein Adschemi, gleichviel welchen Ranges und Standes, einem Araber oder Türken in den Weg kam, wurde er ohne Weiteres

barsch zur Seite gestoßen und so laut mit Schmähreden überschüttet, daß Jeder sie hören konnte. Aller Blicke waren auf sie geheftet, namentlich dann, wenn sie das Ziyarat verrichteten, und den Gräbern Abu Bekr's und Omar's oder dem Mausoleum der Fatime nahe traten. Bei diesem letztern standen sie in Gruppen, nachdem sie am Fenster von Mohammed's Grabe ein Gebet verrichtet hatten. Einer las aus einem Buche die rührende Geschichte von Ali's Gattin, ihrem Kummer und ihrem kläglichen Ende vor; die übrigen hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wagten kaum zu athmen, und manchmal wurde ihre Aufregung so stark, daß sie dieselbe nicht mehr bewältigen konnten. Ay Fatime, ay Masluma, way, way! riefen sie. „O Fatime, o Du welche, man beschimpft hat, ach, ach!" Diese Worte drangen unwillkürlich über ihre Lippen, obwohl sie recht gut wußten, wie gefährlich an solcher Stelle diese Ausrufungen waren. Auf die bärtigen Wangen strömten Thränen herab und die gebräunte Brust hob sich und zuckte. Diese rauhen Gebirgsleute und nicht minder die stolzen Bewohner der Ebene weinten wie Kinder; sie schluchzten oder stießen Seufzer aus wie junge Mädchen; sie konnten Kummer und Trübsal nicht bemeistern, die aufrichtig waren, und wenn ich so sagen darf in plump natürlicher Weise zum Durchbruche kamen. Es lag darin etwas tief Rührendes. Und dann wieder die satanischen Blicke, wenn sie an dem von ihnen verabscheuten Grabe Omar's vorübergingen oder sich so stellten, als ob sie vor demselben ein Gebet verrichteten! In dem Herzen dieser Menschen tobten Flüche, während es den Anschein haben sollte, als ob ihr Mund Segnungen spräche. Im Innern segneten sie Feyrus; sie sprachen diesen persischen Sklaven selig, welcher den verruchten Omar erdolchte, und in Gegenwart dieses von ihm Ermordeten beten sie für die ewige Seligkeit des Mörders mit Inbrunst. Das Alles thaten sie trotz der Knüttelhiebe und Steinwürfe, ja trotz der Messer und Dolche, durch welche der Sunnit den Schiiten an jener Stätte schon oftmals gezeigt hat, wie gefährlich es sei, den Gefühlen freien Lauf zu lassen. So zeigt denn bei den Meisten nur ein düsteres Runzeln der Stirn, die Bewegung des Auges, ein Zusammenziehen der Muskeln um den Mund, die innere Qual und den Grimm, von welchen sie erfüllt sind. Sie suchen einigen Trost darin, daß sie Worte sprechen, welche einer doppelten Auslegung fähig sind. Ein fanatischer Medinese ging an einem Adschemi hochmüthig vorüber und rief: „Begrüße Omar, Du

Schwein!“ Der Perser antwortete mit einem unverständlichen Segensspruche, dessen Sinn und Bedeutung eine Feindseligkeit gegen Omar einschloß, während er sich doch ganz unverfänglich anhörte.

Nach etwa einer Stunde verließ ich die Moschee, in der es drückend heiß und sehr feucht war, und wollte sie nur bei der Abreise der Pilger noch einmal betreten. Die Klugheit gebot mir, mit den Adschemis keinerlei Umgang zu pflegen, und ich ließ ganz entschieden merken, daß ich mit diesen Leuten gar nichts zu schaffen haben wolle. Meine Freunde zweifelten nun nicht mehr daran, daß ich, der Hadschi Abdallah, in irgend einem Kriege mehrere persische Ketzer niedergehauen hätte, und nun deren Landsleute mied, um nicht ein Gegenstand ihres Rachgefühls zu werden. Damals wurde auch wieder an meine Heldenthat auf dem Goldfaden erinnert; man erzählte, wie ich den Moghrebinern das große Wassergefäß auf die Köpfe geworfen, und erbot sich, mir nöthigenfalls mit den Waffen Beistand zu leisten.

Die Karawane von Damascus sollte am ersten September nach Mekka abgehen; ich wollte aber noch ein paar Tage länger in Medina bleiben, und mit der sogenannten fliegenden Karawane, Kafilat et tayyara, die etwa zwei Tage später aufbricht, ihr folgen. Allein bald verbreitete sich die Nachricht, daß alle Pilger sich der großen Karawane anschließen oder bis zu einer andern günstigen Zeit warten müßten; Saad im Gebirge hatte nämlich erklärt, daß er Jedem, den er in seinen Engpässen betreffen würde, den Hals abschneiden wolle.

Am ein und dreißigsten August kam Scheich Hamid in der Frühe vom Bazar zurück und rief: „Effendi, Du mußt in aller Eile Deine Anstalten zur Reise treffen. Alle Pilger setzen sich morgen in Bewegung; eine fliegende Karawane geht nicht. Möge Allah Dir die Sache leicht machen. Sind Deine Wasserschläuche in gutem Stande? Bedenke, daß Du durch die Darb el Scharki wandern mußt, wo Du in drei Tagen kein Wasser findest.“

Der gute Hamid wußte nicht, daß er mir eine freudige Nachricht brachte. Vor mir war noch kein Europäer auf dieser in der muselmännischen Welt so berühmten Straße durch die Wüste des Nedschd gereist. Jetzt sollte ich des Weges ziehen, auf welchem vor mir der Chalif Harun al Raschid mit seiner Gemahlin Zobeide gewandert war.

Allerdings hatte ich keinen Augenblick zu verlieren. Mohammed ging sogleich aus, um eine Sänfte zu kaufen, die er dann mit Matten und Teppichen überzog und mit großen Taschen versah, in welche wir Lebensmittel und Wasserflaschen stecken konnten. Mein Indier, Scheich Nur, hatte sich inzwischen überzeugt, daß zwei Schläuche von den Ratten bös zernagt worden waren. An jenem Tage hätte ich für Gold keine Arbeiter bekommen können, ich mußte mich also selbst daran machen, die Schläuche auszubessern. Mein Diener kaufte in aller Eile Lebensmittel ein, nämlich Mehl, Reis, Zwiebeln, Datteln, ungesäuertes Brot, Käse, Citronen, Tabak, Zucker, Kaffee und Thee.

Hamid bemühete sich, einen guten Führer ausfindig zu machen. Es kommt viel darauf an, daß man einen zuverlässigen Kameeltreiber habe, weil unterwegs sehr oft gestohlen wird, manchmal auch Mordthaten vorkommen. Uebrigens giebt es kein Mittel, sich vor den unverschämten Forderungen sicher zu stellen, die unterwegs dem Reisenden so lästig fallen; auch kommt es vor, daß ein Führer, dessen Begehrlichkeit unbefriedigt bleibt, ohne Weiteres fortgeht. Mein Wirth kam mit einem Knaben und dessen Vater, einem Beduinen, zurück. Der Alte war klein und mager, doch im Uebrigen wohlgestaltet; er hatte regelmäßige Gesichtszüge, weißen Bart und ruhigen Blick; an seinem Körper gewahrte ich manche Narben, die von Wunden herrührten. Dieser Masud, denn so hieß der Beduine, rühmte sich, einem Stamme der Beni Harb anzugehören. Er war mit würdigem Ernst in's Zimmer getreten, hatte seine flachen Hände gegen die meinigen gelegt, sich dann auf den Diwan gesetzt, die Tabakspfeife abgelehnt, aber Kaffee angenommen. Nachdem er getrunken, schaute er uns schweigend an, und war bereit, unsere Vorschläge zu hören. Wir eröffneten die Verhandlung mit den Worten: „Menschen suchen wir, nicht Kameele." Nach langen Verhandlungen einigten wir uns dahin, daß ich ihm, falls wir genöthigt wären, durch die Darb el Scharki zu reisen, zwanzig Dollars zahlen solle, und zwar zur Hälfte mit klingendem Silber im Voraus. Dafür hatte er zwei Kameele zu stellen, und erforderlichen Falls mit denselben zu wechseln. Auch mußte er das Trinkwasser für seine Thiere schaffen und uns auf den Berg Arafat führen. Zu dem Allem ließ er sich hierbei, aber von der Uebernahme meines Gepäcks wollte er platterdings nichts wissen. Wir unsrerseits verpflichteten uns, ihn und seinen Sohn zu speisen und nach der

Rückkehr vom Berg Arafat ihm in Mekka den Rest des bedungenen Lohnes auszuzahlen; auch versprach ich nach meinem Belieben noch ein Geschenk beizufügen.

Nachdem wir solchergestalt handelseins geworden, erging sich Hamid zum Lobe des alten Beduinen in allerlei blumigen Redensarten und schloß mit den Worten: „Du Masud, vom Stamme der Harbi, wirst meinen Freund gut behandeln." Dieser entgegnete mit ungezwungener Würde: „Wir werden uns gegen den Vater des Schnauzbartes (Abu Schawarib) so benehmen, wie er sich gegen uns benimmt."*) Dann stand er auf, ersuchte mich, beim Kanonenschuß zur Abreise bereit zu sein, grüßte und ging fort. Sein Sohn hatte inzwischen alle Sachen im Zimmer sorgfältig beobachtet.

Nachdem die Beduinen fort waren, schüttelte Hamid den Kopf und rieth mir, diesen Leuten ja reichlich zu essen zu geben, nie vier und zwanzig Stunden verlaufen zu lassen, ohne ihnen meine flache Hand in ihre flache Hand zu legen, damit ich mit ihnen auf dem Fuße der Gastfreundschaft bleibe. Dabei wußte er viel von Verrath zu erzählen, und daß die Beduinen gern des Reisenden Wasser trinken. Ich sollte immer meine Schläuche vor mir auf das Kameel laden, nie hinter mir, den Hals der Wassergefäße sorgfältig zubinden und nicht nach unten hängen lassen, sodann Nachts alle Schläuche in meinem Zelte aufbewahren.

Nachmittags fanden sich Omar Effendi und andere Freunde ein, um von mir Abschied zu nehmen. Mein alter Reisegefährte überreichte mir zum Andenken einige Pinsel und ein Federmesser. Es war sehr ungewiß, ob wir uns jemals wieder sehen würden.

Abends bot der große Platz das Schauspiel einer allgemeinen Verwirrung. Die Zelte waren abgeschlagen und lagen an der Erde; die Kameele wurden beladen und seufzten unter dem Gewicht der Sänften oder des Gepäcks; Pferde und Maulthiere liefen durcheinander, Pilger drängten sich in allen Richtungen, theils um noch allerlei nothwendige Geschäfte zu besorgen, theils um noch einmal das Grab des Propheten zu besuchen. Weiber und Kinder

*) Die Araber sind aufmerksame Beobachter und hängen jedem Fremden einen Spitznamen an, vor dem sie gewöhnlich ein Abu, Vater, setzen. Bei ihnen ist man allemal Vater von dem oder jenem. So bezeichneten sie den Reisenden Sonnini als Vater mit der großen Nase. Burton wurde nach seinem langen Schnurrbarte benannt.

schrien wie gewöhnlich und drückten sich bei Seite, um nicht übergerannt zu werden. Manchmal fiel auch ein Schuß, und viele glaubten, er gebe das Zeichen zur Abreise; auch Schüsse aus dem Gebirge her vernahmen wir, zum großen Schrecken der Pilger, denn sie wußten nun, daß die Räuber nahe waren. Die Renner wieherten, die Dromedare schnaubten, die großen Kameelglocken läuteten.

Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang waren meine Vorkehrungen zur Reise vollendet. Der Abend war heiß und wir nahmen unser Nachtessen vor der Thür ein. Nachher sagte mir Hamid, es sei nun Zeit, in die Moschee zu gehen und dem Grabe des Propheten Lebewohl zu sagen, ich wußte aber dagegen allerlei Einwendungen geltend zu machen und meine Freunde meinten, ich könne die erforderlichen Ceremonien unterwegs eben so gut verrichten wie am Grabe selbst. Hamid wiederholte mit mir das Gebet der beiden Niederwerfungen, ich mußte mein Gesicht in der Richtung nach der Moschee hin halten und folgendes Gebet sprechen.

„O Prophet Allahs, wir bitten Dich, Allah den Allmächtigen anzuflehen, daß er uns nichts von dem Segen verkürzen möge, der uns daraus erwachsen muß, daß wir Dich und Dein Heiligthum besucht haben. Möge er es so lenken, daß wir in unser Heimathland zurückkehren; möge er uns Gunst erzeigen in den Kindern, die er uns gegeben hat, mit seinen Wohlthaten gegen uns fortfahren, und es so machen, daß wir dankbar seien für unser tägliches Brot. O Allah, gewähre uns, daß dieser Besuch, welchen wir am Grabe des Propheten verrichtet haben, für uns nicht der letzte sei. Wenn Du uns aber zu Dir rufst, bevor wir dieser Wohlthat theilhaftig geworden, dann will ich bei meinem Tode dasselbe Zeugniß ablegen, das ich während meines Lebens gegeben habe (dabei wird der Zeigefinger der rechten Hand ausgestreckt, um damit anzudeuten, daß der ganze Leib mit dem, was die Zunge sagt und das Herz fühlt, übereinstimme), daß es keinen andern Gott giebt als einzig und allein und ungetheilt Allah, und daß unser Herr Mohammed sein Diener und Prophet ist. O Allah! gewähre uns Glück in dieser und in jener Welt, und behüte uns vor den Martern der Hölle! Lob sei Dir, Herr des Ruhmes; Du bist größer, als der Mensch sagen kann. Friede sei mit dem Propheten und Preis und Ruhm Allah, dem Herrn der drei Welten."

Nun mußten noch viele kleine Rechnungen bezahlt werden, denn im Morgenlande wartet der Gläubiger mit dem Einfordern

immer bis auf den letzten Augenblick. Hamid hatte mich auf diesen Uebelstand mehrmals aufmerksam gemacht, es gebe jedoch dagegen kein anderes Mittel als auf Allah zu rechnen. Er selber war so gastfreundlich gewesen, daß ich die fünf Guineen, welche ich ihm in Suez vorgestreckt, unmöglich zurückverlangen konnte; jedem seiner Brüder schenkte ich zwei Dollars, und als zwei Vettern mir andeuteten, daß eine solche Gabe auch ihnen sehr willkommen sein werde, verweigerte ich sie ihnen nicht.

Bald nachher wurde das Gepäck aus dem Hause geholt, um zum Aufladen bereit zu sein, und nun mußte ich das Uebrige in Geduld abwarten. Als um zehn Uhr noch kein Zeichen zur Abreise gegeben, auch Masud mit den Kameelen noch nicht da war, legte ich mich nieder, um ein wenig zu ruhen.

Das war meine letzte Nacht in Medina. Ich mußte mich glücklich preisen, daß ich den ersten und gefährlichsten Theil meiner Reise wohlbehalten überstanden hatte. Mekka liegt nicht weit von der Küste, und im Fall ich dort als Muselmann erkannt wurde, konnte ich in wenigen Stunden Dschidda erreichen, wo ich den Schutz eines englischen Consuls, jenen der türkischen Behörden und vielleicht ein Kriegsschiff im Hafen fand. In Medina hätte dagegen der geringste Verdacht mir die größte Gefahr bringen können. Freilich stand mir noch die Reise zwischen den beiden heiligen Städten bevor, und es ist unterwegs eine leichte Sache, irgend einen verdächtigen Menschen ohne Weiteres bei Seite zu schaffen, da sich stets Beduinen für einen blanken Thaler bereit finden lassen, dergleichen Liebesdienste zu erweisen. —

Der Kameeltreiber Masud vom Stamme der Beni Harb erschien erst am andern Morgen etwa um acht Uhr, bepackte die Lastthiere, und Burton verließ Medina; seine Freunde gaben ihm das Geleit bis an's Thor. Zu Reisegefährten hatte er einige Türken und Mekkaner, welchen der alte Beduine, der Besitzer von neun Kameelen war, gleichfalls zum Führer diente. Der Haupttheil der großen Karawane hatte sich schon während der Nacht in Bewegung gesetzt, und wurde erst gegen Abend von unserm Pilger eingeholt, den wir in die Wüste begleiten.

Die furchtbare Hitze an jenem Tage, schreibt er, war verhängnißvoll für viele Lastthiere geworden; Esel, Pferde und Kameele lagen in Menge am Wege. Ueber Alles, was verendet war, hatten sich schon Geier und wilde Thiere hergemacht; jene Thiere dagegen,

welche man niedergestochen hatte, um sie langsamen Todesqualen zu entziehen, waren von Banden jener afrikanischen Bettelpilger umgeben, die unter dem Namen Takruri bekannt sind. Diese stets hungrigen Leute schnitten den Kameelen lange Streifen Fleisches aus dem Leibe, warfen sie über die Schultern und gingen damit fürbaß; Abends bereiteten sie sich davon am Lagerplatze aus dieser Beute ein für sie leckeres Mahl. Ich hatte noch nie so bedauernswerthe Menschen gesehen. Sie trugen Holznäpfe, welche sie, um Wasser bettelnd, anderen Pilgern entgegenstreckten. Wasser ist in der Wüste Almosen. Am Arm war eine lederne Scheide, in welche sie ihr Messer gesteckt hatten; eine andere Waffe führten sie nicht. Auch waren sie im höchsten Grade mangelhaft und dürftig bekleidet; auf dem Kopfe trugen sie eine alte Kappe, an den Füßen statt der Sandalen nur Lederstreifen, auf dem Leibe einen langen schmutzigen Rock oder auch wohl nur ein in Fetzen um die Hüften hängendes Stück Zeug. Manche sahen geradezu aus wie die Wilden, doch fand ich auch schöne, kräftig gewachsene Männer unter ihnen. Nicht wenige waren in Folge der weiten Wanderung lahm oder hinkend geworden, hatten Fußwunden und schleppten sich mühsam fort, und manchen war schon das Siegel eines baldigen Todes auf die Stirn gedrückt.

Es wurde dunkel, aber wir mußten noch eine volle Stunde reiten, bevor wir die Karawanenfeuer erblickten. Als wir uns denselben näherten, wurden wir von Schildwachen angerufen. Der Lagerplatz befand sich in einem von Hügeln eingesäumten Thalgrunde und Alles war in bester Ordnung. Um das Zelt des Pascha herum standen jene seiner Soldaten; alle Zugänge zum Lager wurden durch Truppenpikets bewacht. Wir hatten einen unserer Leute vorausgeschickt, der uns nun entgegen kam und an eine leere Stelle geleitete, wo wir unsere Kameele entlasteten und Zelte aufschlugen; dann machten wir ein Feuer an und trafen die Vorbereitungen zum Abendessen. Dieses war sehr einfach. In den Taschen unserer Sänften steckten Flaschen und Lebensmittel, die wir hervorholten. Am Tage kamen dann und wann Leute, die Sorbet, Limonade und Kaffee verkauften, auch wohl Tabakspfeifen anboten, welche ganz trefflich zubereitet waren. Man kann auch in der Sänfte rauchen, aber nur wenige Reisende thun es, wenn der Simun, der brennende Wüstenwind weht. Aber sobald irgend wo auch nur eine kurze Rast gemacht wird, verlangt man gleich nach

der Tabakspfeife, welche stets eine beruhigende Wirkung ausübt, besonders wenn man eine Tasse Kaffee trinkt und sich auf dem Sande einige Bewegung macht; solch ein Wandelgang befördert auch die Neigung zum Essen.

Morgens um drei Uhr hörten wir einen Kanonenschuß, das Zeichen zum Aufbruch. Die Zelte wurden abgeschlagen, die Kameele beladen, und wir mußten eilen, um eine gute Stelle in der Karawanenreihe zu erhalten. Darauf kam viel an, weil wir durch einen Engpaß ziehen sollten. Die Ordnung der Karawane darf den Tag über nicht verändert werden, jeder muß in der Reihe bleiben. An kleinen Unfällen fehlte es nie; Sänften stießen aneinander, Kameele stürzten; Treiber und Reisende zankten. Als die feurige Sonnenscheibe über den Gesichtskreis trat, gelangten wir in einen, etwa fünf englische Meilen breiten, zwölf Meilen langen Thalgrund. Dort stiegen wir ab, sprachen ein Gebet, frühstückten und ruheten eine halbe Stunde lang; dann ging es weiter. Unsere Karawane, welche langsam durch diesen Grund zog, bot einen wunderbaren Anblick dar. So weit das Auge reichte, sah ich Menschen und Thiere wimmeln. Ich habe schon gesagt, daß wohl siebentausend Menschen beisammen sein mochten. Da waren Reiter und Fußgänger; viele saßen in Sänften; stattlich nahmen sich die großen syrischen Kameele aus.

Ich konnte unter den Reisenden acht Abtheilungen unterscheiden. Die ganz Armen gingen zu Fuß am Wanderstabe. Wer auf Esel, Maulthier oder Kameel ritt, mußte schon über einige Mittel verfügen; Reiche bedienten sich zum Fortkommen der Dromedare, die Soldaten waren zu Pferde. Frauen, Kinder und Kranke saßen auf dem Gepäck, mit welchem die Kameele belastet waren. Sehr vornehme Pilger saßen in schönen, zum Theil in vergoldeten Sänften, hinter welchen muntere, allezeit gesattelte Rosse geführt wurden, so daß der Besitzer, wenn es ihm in der Sänfte zu schwül wurde, einen Ritt machen konnte. Die Waffen der Reiter, welche die in einem Gehäuse steckende Fahne des Sultans umgaben, erglänzten in der Sonne, und das ganze wunderbare Wüstenbild war unglaublich mannigfaltig. Jeder Mensch war anders gekleidet als die übrigen, jedes Kameel oder Pferd anders an- und aufgeschirrt; das Auge des Beobachters gewahrte überall Verschiedenheiten und Gegensätze in vielfachen Abstufungen. Der halbnackte Takruri schritt neben den mit Pracht belasteten Kameelen des Paschas; Perser mit

spitzen hohen Mützen unterhielten sich mit Türken, deren Gesicht geschoren, deren Kopf mit einem Tarbusch bedeckt war.

Am Nachmittage hielten wir Rast, und es kam nun darauf an, unsern Wasservorrath wieder zu vervollständigen. Ich hörte von Masud, daß seine Kameele seit neunzig Stunden nicht getrunken hatten, jetzt aber erquickt werden müßten. Er bestieg also mit Mohammed ein Dromedar, nahm die leeren Schläuche mit, sprengte fort, und ich konnte inzwischen Bemerkungen in mein Tagebuch schreiben. Erst in der Dämmerung kamen die Beiden zurück, und hatten allerlei kleine Abenteuer zu erzählen. Das Wasser mußte aus einem Bache eine gute Wegstunde weit hergeholt werden; die Füllplätze wurden von Soldaten bewacht, denen man für die Erlaubniß zum Schöpfen Geld geben mußte; Masud hatte zehn Piaster gezahlt. Diese Bewachung des Wassers war nothwendig, denn ohne sie würde Alles hingestürmt sein und das Getränk verdorben haben. Mohammed hatte mehrmals Zank mit den Leuten gehabt und sein Pistol auf dem Kopfe eines Persers entzweigeschlagen.

Bevor ich schlafen ging, hatte ich ein paar sehr angenehme Stunden. Masud aus dem Stamme der Beni Harb gefiel mir, und das merkte der schlaue Beduine sehr wohl. Er erzählte mir viel von seiner Sippe und Abkunft, seinem Familienleben und seinen Kämpfen. Meine übrigen Reisegefährten langweilten sich sehr, als ich den Beduinen nach der Lage der Flüsse, der Gebirge und Dörfer, überhaupt nach den Eigenthümlichkeiten des Landes und dessen Bewohnern fragte. Aber mein Alter rief: „Der Vater mit dem Schnauzbarte möge nur immerhin fragen; er lernt dabei etwas; er ist ein Freund der Beduinen, und weiß mehr als ihr alle zusammen.“ Darüber lachten die andern um so mehr, weil meinen Spitznamen früher der verhaßte Wahhabiketzer Saad getragen hatte.

Am dritten September, es war ein Sonnabend, wurde das Zeichen zum Aufbruche schon eine Stunde nach Mitternacht gegeben. Das war mir höchst unangenehm, weil eine Wanderung in der Wüste bei nächtlicher Weile ganz ungemein beschwerlich ist. Aber in diesem Punkte sind die Araber unerbittlich, und man kann platterdings mit ihnen nichts anfangen, denn der Prophet hat gesagt: „Tritt Deine Reise an, wenn es dunkel ist, denn was häßlich ist auf der Erde, Schlangen und wilde Thiere, zeigt sich bei Nacht nicht.“ Ich kann gar nicht sagen, wie erschrecklich die Leiden und

Unannehmlichkeiten auf einer solchen nächtlichen Wanderung in der Wüste sind. Der Reisende fühlt sich durch die Anstrengungen erschöpft und abgemattet, er sieht nichts von der Gegend und der langsame Gang des Kameels verursacht ihm unaussprechliche Langweile. Der Schlummer, welchem er sich dann am Tage hingiebt, bringt keine Erquickung, und von Eßlust verspürt man während der Hitze gar nichts. —

Jene Nacht in der arabischen Wüste war entsetzlich. Die Reisenden mußten zwei hohe Hügelketten überschreiten, und der Pfad war so schlecht, daß die Kameele nur unter großen Anstrengungen vorwärts kamen. An manchen Stellen wurde der Weg durch einzeln stehende Akazienbäume gefährlich, indem die Sänften an die Zweige prallten. Gegen Mittag war dann die Karawane in einem theilweise mit Holz bestandenen, von steilen Hügeln eingeschlossenen Thalgrunde.

Hier war die Luft mit Sand gefüllt, der in Wirbeln vom Winde über die Fläche dahingetrieben wurde. Diese gelben Sandpfeiler liefen wild umher; oben waren sie dick, und die Kapitäle dieser Säulen in der Wüste breiteten sich zu Sandwolken aus. Viele Kameele, die in ihren Bereich kamen, wurden umgeworfen. Man bedarf in der That nur einer schwachen Einbildungskraft, um den Aberglauben der Araber erklärlich zu finden. Sie erblicken in diesen riesigen und gewaltigen Sandsänlen die bösen Geister der Wüste, deren man nicht habhaft werden kann, weil sie unablässig in Bewegung sind. Der fromme Muselmann streckt gegen einen solchen Sandpfeiler, der auf ihn zukommt, die Hand aus, und ruft: „Zurück, böser Geist!“

An jenem Morgen hatten wir auch viel vom Simun, dem Wüstenwinde, zu leiden. Er drängt den Schweiß zurück und trocknet die Haut aus. Die Araber wissen wohl, daß er gerade in jener Gegend sehr heftig ist, und ich überzeugte mich damals, wie schwer die Beduinen Durst ertragen. Alle Augenblicke riefen sie: „Ya Latif,“ o barmherziger Herr; aber sie benahmen sich wie Männer. Ich hatte das mit meinen Schläuchen beladene Kameel vor mir, um gut aufpassen zu können. Masud und dessen Sohn tranken nur selten, aber der Neffe des Beduinen, ein hagerer Bursch von etwa 18 Jahren, mit einem Wollkopfe, der auf halbafrikanischen Ursprung deutete, war unersättlich; Verbote, Scheltworte und

Schläge fruchteten nichts; er wollte nichts thun, wohl aber immer trinken und schlafen.

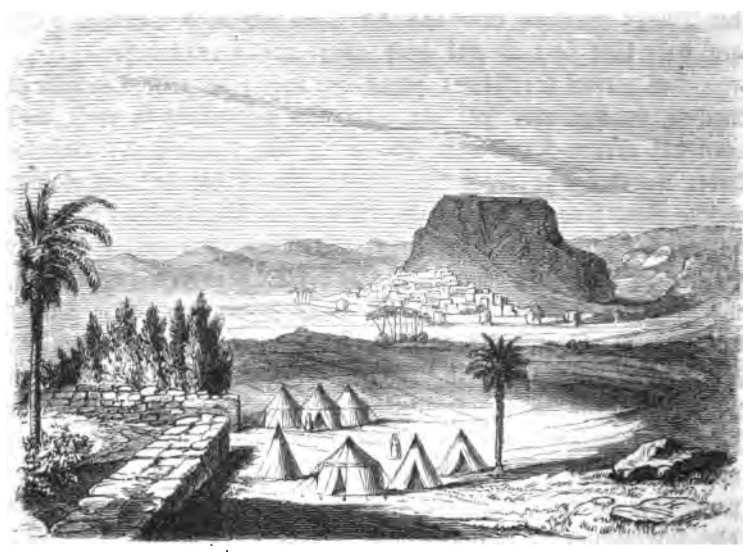
Die Araber aus den östlichen Landestheilen verschlucken flüssige Butter, um dadurch die brennenden Qualen des Durstes zu sänftigen; die Pilger aus Europa bedienen sich anderer Mittel. Einige nehmen eine Bleikugel oder ein Steinchen in den Mund, andere reiben die Schenkel mit Butter ein, wieder andere genießen ganz trockene Brotkrusten, wodurch zwar anfangs die Pein nur noch ärger wird, aber allmälig läßt sie nach und man fühlt sich erleichtert. Noch andere benetzen Gesicht, Hände und Füße. Ich meinerseits habe gefunden, daß es am besten ist, Geduld zu haben und kein Wort zu sprechen. Denn je mehr man trinkt, um so heftiger wird der Durst; nachdem man aber die Qual ein paar Stunden ertragen hat, läßt sie nach und wird einigermaßen erträglich.

Am vierten September hatten wir zwar eine weite Tagereise zu machen, brachen aber spät auf. Dagegen war nichts zu thun, weil man bei großen Karawanen sich in die Anordnungen der Befehlshaber unbedingt zu fügen hat. Unterwegs ist die Zeit zum Rasten, welche gleich jener zum Aufbruch, durch einen Kanonenschuß angezeigt wird, nur kurz, und dauert nicht viel länger, als nöthig ist, die Gebete zu verrichten, namentlich jene bei Tagesanbruch, um Mittag, um drei Uhr Nachmittags und bei Sonnenuntergang. Die Diener aus Syrien und Persien sind äußerst gewandte Leute; sie wußten die kurze Ruhezeit wohl zu benutzen, und schlugen binnen wenigen Minuten grüne, mit vergoldetem Halbmond prunkende Zelte für die Würdenträger und deren Harem auf. Jene Diener sind allemal voran, und wo sie Halt machen, ist allemal auch ein Ruhepunkt oder ein Brunnen. Die Zeit der Abendrast wurde immer durch drei Kanonenschüsse verkündigt.

Das Oberhaupt der Karawane heißt Emir el Hadschi, Haupt der Pilger. Er war ein bejahrter Mann und hieß Aschgar Ali Pascha. Meine Gefährten sprachen mit Geringschätzung von ihm, denn er sei Sklave eines Sklaven gewesen. Wahrscheinlich war er einst Pfeifenträger eines vornehmen Mannes, der in seiner Jugend bei einem Andern dasselbe gewesen. Der wichtigste Mann nach ihm war der Wakil oder Stellvertreter, der alle Einzelnheiten zu ordnen hatte; der dritte, Emir el Surrah oder bloß Surrah genannt, d. h. die Börse, war Säckelmeister der Karawane und hatte zugleich die für Mekka bestimmten Geschenke unter seiner

Obhut. Der vierte Würdenträger, der Baschat el Asker, führt den Befehl über das bewaffnete Geleit, das aus vielleicht eintausend Reitern bestand. Sie waren halb Soldaten, halb Räuber, buntscheckig und nach des Einzelnen Belieben ausgerüstet und bewaffnet, ungeheuer schmutzig, äußerst malerisch, wohl ganz tapfer, aber in einem solchen Lande vollkommen unnütz und überflüssig.

Als wir sechs Uhr Abends aus den Engpässen und Akazien herauswaren, stiegen wir wieder in einen weiten Thalgrund hinab, wohin das von den Hügeln herobkommende Wasser fließt. Ich hatte schon häufig die Wirkungen der Luftspiegelung beobachtet, aber jetzt führte sie mich irre. Der Tag neigte sich; in der Ferne



El Suwayrkiyeh.

war der Boden mit Salpeterausschlag bedeckt, ganz hinten auf der Ebene erhoben sich Felsgruppen, die genau wie Gebäude aussahen; ich hielt sie auch dafür, weil mir Masud gesagt hatte, daß wir einer Ortschaft nahe seien; aber wir wurden unseres Irrthums inne, als das Salz unter den Füßen der Kameele knackte. Jetzt sahen wir auch Weihen und Krähen, waren also nicht mehr fern von menschlichen Wohnungen. Doch kam elf Uhr heran, ehe wir den Bezirk von El Suwayrkiyeh betraten. Wir merkten es erst,

als die Kameele über die kleinen Erdwälle strauchelten, mit welchen die Ackerfelder umzogen sind. Bald sahen wir auch Gartenmauern, Brunnen und Hütten, und um Mitternacht waren wir in dem El Suwayrkiyeh.

Diese Ortschaft zählt etwa hundert Häuser; sie stehen am Fuß und am Abhang eines Basaltfelsens, der sich steil aus der Ebene emporhebt. Auf dem Gipfel befindet sich ein, aus losen Steinen aufgeworfener Wall; er bildet eine Art von Burg, und Zufluchtsstätten dieser Art sind in einem solchen Lande sehr nöthig. Der untere Theil des Fleckens ist von einer mit halbrunden Thürmen versehenen Erdmauer umschlossen. Der Bazar wird von den Beduinen der Umgegend reichlich mit Fleisch versorgt; auch kann man Weizen, Gerste und Datteln kaufen. Die Straßen sind eng, die Häuser, nach arabischem Brauch, aus Erde gebaut, die Felder durch kleine Erdmauern oder Steine abgetheilt. Einige Palmengruppen waren sehr schön, Brunnen sind in Menge da, haben aber Brakwasser. Die Bewohner gehören zum schismatischen Stamme der Beni Hosseïn und erkennen die Oberherrschaft des Scherifs von Mekka nur dem Namen nach an.

Am andern Morgen kam unter meinen Gefährten ein Streit zum Ausbruche, der schon unterwegs gegährt hatte, aber damals wegen der gemeinsamen Gefahr hatte ruhen müssen. Zu uns gehörte ein alter Mann, Ali ben Yasin; der war ein Zemzemi, das heißt er beschäftigte sich damit, das Wasser der heiligen Brunnen zu vertheilen. In Mekka gehörte ihm ein großes Haus, in welchem er Zimmer an Pilger vermiethete. Dieser Zemzemi war schwächlich und abgelebt, diente aber trotzdem noch Pilgern zum Führer und kam deshalb alljährlich nach Medina. In Folge so häufiger Wanderungen wußte er dann mit Allem, was auf die Reise Bezug hat, ganz genau Bescheid; er lebte besser und billiger als jeder andere, und seine Sänfte, die er sich in Mekka hatte bauen lassen, war in ihrer Art ein Prachtstück; mit Kissen und weichen Teppichen, und außerdem unzähligen Taschen und Behältern versehen. An Flaschen mit Limonade und an Lebensmitteln war kein Mangel. Während der Rast verschmähete dieser Zemzemi unser Zelt, und hatte recht, denn seine Sänfte war so hübsch wie ein Zimmer. Der Greis selber war so recht das Urbild eines bejahrten Arabers; er brummte den ganzen Tag und, da er an Schlaflosigkeit litt, auch bei Nacht; seine Nerven waren ungemein reizbar, und wer in seine

Sänfte stieg, mußte stillsitzen wie ein Götzenbild. Er war immer aufgeregt, ungeduldig, und dabei von ängstlicher Reinlichkeit; jeder kleine Aufenthalt, jegliche Unordnung verstimmte ihn. Er war sehr geizig, denn er sammelte die Körner von Granatäpfeln auf und aß sie; zum Vorwande dafür nahm er den arabischen Aberglauben, daß die Körner himmlische Aussaat seien, die man nicht umkommen lassen dürfe.

Als Ali Ben Yasin jetzt nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, hatte er in der Wahl seines Reisegefährten einen Mißgriff begangen, indem er einen aus Aegypten stammenden Medinesen in seine Sänfte aufnahm. Dieser Mann hatte einen sehr gemeinen Ausdruck im Gesichte. Bis El Suwarkiyeh vertrugen sich Beide, so gut oder schlecht es eben gehen wollte; nun aber erfolgte die Trennung auf Anlaß einer Kleinigkeit. Ali hatte seinen Genossen aus der Sänfte mit beleidigenden Schimpfworten fortgejagt, die nur ein Aegypter ertragen kann. Nachträglich war ihm jedoch eingefallen, daß sein neuer Feind möglicherweise mit einigen Syrern, die bei uns waren, ein Complot gegen ihn anzetteln könne; denn schon hatten diese Syrer ihm drohende, grimmige Blicke zugeworfen. Deshalb suchte er nun ein Bündniß. Er war mit der Familie meines jungen Mohammed bekannt, und wußte es so anzustellen, daß dieser ihn mit mir bekannt machte. Er küßte mir die Hand mit tiefer Unterwürfigkeit, sprach, er sei mein Sklav und bat um meinen Schutz. Diesen gewährte ich ihm, weil er ein alter Mann sei, und nun hatte seine Erkenntlichkeit keine Gränze. Er erbot sich, meinen Indier Scheich Nur, der durch seine eigene Nachlässigkeit zu Fuße gehen mußte, in die Sänfte zu nehmen. Dieser arme Bursche war etwas ängstlich und wurde darüber von den Beduinen ausgespöttelt; sie warfen ihm vor, daß er wohl eigentlich ein Mädchen sei. Jetzt glaubte sich Scheich Nur aller Beschwerden überhoben und stieg voll Freude in die Sänfte; aber am andern Morgen sah er trübselig aus. Der Alte hatte während der ganzen Nacht gesprochen oder gebrummt und ihn gar nicht zum Schlafen kommen lassen.

Auch an jenem Tage war der Wüstenwind ungemein lästig, und wirkte drückend auf unsere Gemüthsstimmung. Alle Menschen waren reizbar und gereizt. Ich sah einen Zank mit an zwischen einem Türken, der kein Arabisch verstand, und einem Araber, der nichts vom Türkischen wußte. Sie schrien wie besessen und packten ein-

ander bei der Kehle; der Türke schlug den Araber. Später erfuhr ich, daß in der folgenden Nacht jener osmanische Pilger einen tödtlichen Dolchstich in den Magen erhalten habe. Man hatte ihn in sein Leichentuch gewickelt und noch halb lebendig am Pfad in eine offene Grube gelegt. Das ist so herkömmlich, wenn ein Unglücklicher allein steht, weder Gefährten noch Beschützer hat, und aus irgend einer Ursache nicht im Stande ist, die Wanderung fortzusetzen. Ich kann nicht ohne Grausen an das Ende solcher Menschen denken; die Wunde schmerzt, der Durst quält, die Sonnenstrahlen brennen auf Kopf und Leib, und dann kommen Schakale, Geier, Raben, und warten nicht, bis der Sterbende seinen Geist aufgegeben hat.

Als wir unsern nächsten Lagerplatz, das Dorf El Sofeïne, erreichten, war es schon dunkel und die Ebene mit Zelten bedeckt; die Feuer brannten, und die Karawane von Bagdad, welche sich hier mit jener aus Damaskus und Medina vereinigt, war angekommen. Sie besteht bei der Abreise vorzugsweise aus Persern und Kurden, unterwegs schließen sich Pilger aus allen Gegenden des nordöstlichen Arabiens an, namentlich auch Wahhabis. Das Geleit übernehmen der Stamm der Agayl und die stolzen Gebirgsbewohner des Dschebel Schammar.

Wir schlugen unsere Zelte auf. Plötzlich vernahmen wir Musketenfeuer und Geräusch von Pauken; irgendwo mußte ein Streit ausgebrochen sein. So war es auch. Die Bagdader Karawane konnte sich mit der unsern an Zahl nicht messen, weil sie mit Einschluß von Frauen und Kindern wohl nicht über zweitausend Köpfe stark war, aber sie wollte den Pilgern aus Damaskus beweisen, daß sie immer bereit zum Kampfe sei und jenen den Vorrang nicht einräumen werde. Seitdem rasteten beide Pilgerkafilas immer an verschiedenen Plätzen. Ich war überrascht, die Leute so kriegslustig zu finden; ein schiefer Blick reichte zum Streite hin. Ein Wahhabi trat uns gegenüber, zeigte frech mit dem Finger auf mich und machte allerlei beleidigende Geberden, weil ich Tabak rauchte, was bekanntlich den Wahhabis für ein Gräuel gilt. Ich erwiderte seine Unverschämtheit damit, daß ich ihm höhnend meinen Tschibuck entgegenhielt. Er zog sogleich seinen Dolch, steckte ihn jedoch wieder ein, als ich ein Pistol zur Hand nahm.

Masuds Kameele hatten seit drei Tagen nicht getrunken, und er ging noch an jenem Abend fort, um Wasser zu suchen. Die

Soldaten, welche den Brunnen bewachten, hatten ihm nicht weniger als vierzig Piaster (etwa zwei Thaler und zwanzig Neugroschen) abgepreßt.

An jenem Abend wurde ich auch mit einem Namensgenossen bekannt, einem gewissen Scheich Abdallah, der aus Mekka stammte. Er bat mich um eine Arzenei, weil ihm unwohl sei, und um einen Platz in meiner Sänfte. Beides gewährte ich ihm. Er war ein Mann von etwa vierzig Jahren, schlank gewachsen, hager, bleich, rachsüchtig, aber ich habe unter den Arabern nie einen Mann getroffen, der so wohlanständig und so gut unterrichtet gewesen wäre, wie er. In Konstantinopel hatte er etwas Griechisch, Französisch und Italienisch gelernt; er kannte die Eigenschaften eines jeden Strauches, er war gleichsam ein Conversationslexicon nützlicher Kenntnisse. Mit ihm reiste ich zwei Tage lang.

Am 5. September zogen wir fünf bis sechs Stunden durch eine Ebene, die recht eigentlich das Gepräge der arabischen Wüste trägt. In dieser Einöde schien Alles wie vom Tode berührt zu sein; meine Gefährten sagten: „Hier ist nichts Lebendiges, außer Ihm, dem Schöpfer." Die Erde war nackt; sie wollte gleichsam einen Blick in ihren innern Bau gestatten; der Horizont bot nur ein Meer von Luftspiegelungen dar; unserm Pfad entlang erhoben sich in der Ferne steile Felsen aus dem Sande empor, bald in ebenmäßigen Gruppen, bald als vereinzelte Blöcke, säulenartig auf schmaler Unterlage. Die Felsen bestehen aus grobkörnigem Granit; ich bemerkte eine Masse von etwa dreißig Fuß Höhe. Um vier Uhr gebot die Kanone Rast. Weit und breit war keine Spur von Menschenwohnungen; ich sah etwas verdorrtes Gesträuch, einige Granitblöcke und sonst weiter nichts als Sand und wieder Sand, soweit das Auge reichte. Scheich Masud vermuthete ganz richtig, weshalb wir still hielten. „Bereitet Euer Essen; die Kameele sollen ein paar Stunden ausruhen, und spät am Abend geht es wieder vorwärts."

Wirklich wurde schon nach zehn Uhr das Zeichen gegeben und wir brachen auf. Es war Neumond, sehr dunkel, und wir mußten uns auf eine sehr beschwerliche Reise gefaßt halten. Die Kameele strauchelten häufig oder glitten aus; die auf ihren Rücken befestigten Sänften schwankten hin und her wie Nachen auf bewegtem Meere und waren nicht selten dem Umschlagen nahe. Als wir an eine vorzugsweise schwierige Stelle gelangten, ergriff der alte Masud den

Zaum meines Kameeles, sein Sohn und Neffe trugen Fackeln vor, und nun munterte er die Thiere mit Geberden und Worten an. Der ganze Auftritt hatte etwas wundersam Fremdartiges. In diesem Gewirr von Basaltfelsen erschienen die Gestalten der schweigsam einherschreitenden Kameele wie riesige Phantome; der heiße Wüstenwind machte sich vernehmbar und riß von den Fackeln Flammenbüschel ab, die er umherstreute. Manchmal kam eine in raschem Tritte von Maulthieren getragene Sänfte eines vornehmen Mannes in Sicht; sie war umgeben von bewaffneten Reitern, welche lange Fackeln schwenkten. Dadurch fiel vorübergehend ein unsicheres Licht auf die schwarzen Felsen und die düstere Masse der Pilger. Unter solchen Verhältnissen heißt die Losung: Jeder sorgt für sich selbst! Und Jeder ist auch nur mit sich beschäftigt und bietet Alles auf, den Anderen vorauszueilen. Unsere kleine Schaar befand sich zwischen einem Haufen von Syrern, die sich recht böswillig benahmen. Oft hinderten sie uns am Vorwärtskommen, oder traten uns in den Weg, ja einer von ihnen hatte die Frechheit, den Zaum meines Kameeles abzulösen, und wir kamen dadurch aus der Reihe. Da griff ich nach meinem Säbel, und es wäre zu einem ernsten Auftritte gekommen, wenn Scheich Abdallah mich nicht zurückgehalten hätte. Er trieb den Syrer durch scharfe Redensarten zurück und wußte überhaupt mit diesen Leuten sehr angemessen umzugehen. Gewöhnlich begann er sanftmüthig: „Du, Vater, mach' ein wenig Platz.“ Wenn das vergeblich war, sprach er: „Platz da, Platz, Vater aus Syrien!“ Half das nicht, so folgte in befehlendem Tone ein: „Fort mit Dir, Mensch; weg, Mensch!“ Und weiter wurde dann den Syrern der Schimpf angethan, daß man sie Salzschänder und Schimrgezücht nannte. Salzschänder bedeutet einen schaamlosen Menschen, der weder Treu noch Glauben hat, und die geheiligten Pflichten der Gastfreundschaft mißachtet. Schimr, ein Syrer von Geburt, war der Mörder des heiligen Imams Hosseïn. Ich machte noch eine Bemerkung, welche den Unterschied zwischen dem Abendländer und dem Orientalen kennzeichnet. Man lenkt die Kameele durch Worte und ruft ikh, ikh! wenn das Thier niederknien, yah, yah! wenn es schneller gehen, hai, hai! wenn es sich vorsehen soll. Nun rief ich an gefährlichen Stellen allemal hoy, hoy! und gab dazu einen Schlag mit der Reitgerte. Mein Namensvetter dagegen empfahl sich Allah und rief in einem fort: Ya Satir, ya Sattar! Das sind Benennungen des Allmächtigen.

Am 7. September, um elf Uhr Morgens, kamen wir nach einer abermals sehr beschwerlichen Nachtwanderung an einen Lagerplatz, der el Birkat, die Cisterne, hieß, weil dort noch die Trümmer eines vom Chalifen Harun al Raschid gebauten Brunnens vorhanden sind. Auf der Pilgerstraße wird man überhaupt bei jedem Schritte an diesen großen Herrscher erinnert. Jene Stelle gehört den Utaybeh-Beduinen, welche für den tapfersten und wildesten Stamm im ganzen Hedschas gelten. Die Bewohner der Städte haben vor diesen Nomaden große Furcht und versichern, sie tränken das Blut ihrer Feinde, um sich den eigenen Muth zu kräftigen. Als ich meine Gefährten fragte, ob das wahr sei, schüttelten sie mit dem Kopfe, meinten aber, es wäre ein Glück, wenn wir mit diesen furchtbaren Räubern nicht zusammenträfen.

Der Pascha gewährte uns fünf Stunden Rast, die ich in meinem Zelte hielt. Dort fanden sich auch Scheich Abdallah's Freunde ein. Wir waren nun der heiligen Stadt Mekka schon ziemlich nahe gekommen; die Mekkaner sprachen von den Wohnungen, die sie zu vermiethen hatten, und boten den Pilgern ihre Dienste an. Dann und wann erhob sich ein Zank. Unserer Gesellschaft hatte sich ein alter weißbärtiger Albanese angeschlossen, der so hinfällig war, daß er nur mit Mühe und Noth vorwärts konnte; trotzdem war er so heftig und gewaltthätig, daß Niemand ihn zu Vernunft bringen konnte; nur auf seinen vierzehnjährigen Negerklaven hörte er. Zwischen diesem Manne und meinem Beduinen Masud war ein Wortwechsel entstanden, während dessen der letztere bemerkte, man würde jenen besser verstehen können, wenn er noch Zähne hätte. Darüber gerieth der Arnaut in wilde Wuth, griff nach einem Knüttel und schlug mit aller Gewalt auf meinen Kameelführer ein. Aber der Streich verfehlte das Ziel und der Arnaut fiel der Länge nach auf den Boden. Nun war Masud wüthend und schrie: „Ist es dahin mit uns gekommen, daß solch ein türkischer Feigling nach uns zu schlagen wagt?" Wir hatten große Mühe, die Beiden zu besänftigen. Der Araber gab sich erst dann ruhig, als wir ihm mit dem Pascha droheten; aber mit dem Albanesen war lange Zeit gar nichts zu beginnen. Endlich drohten wir, ihn fortzujagen und mit seinem Negerknaben allein unterwegs zu lassen.

Am andern Morgen gegen sechs Uhr waren wir bei dem Ruheplatze El Zaribeh, das Thal, wo wir etwas Grün sahen und Wasser fanden. Wir speisten, schliefen und trafen die Vorkehrungen

zum Ihram, dem Anlegen der Pilgertracht. Am Nachmittage schor uns der Barbier das Haar von den Köpfen, beschnitt die Nägel, stutzte den Schnauzbart. Nachdem wir uns dann gebadet und gesalbt, legten wir das heilige Kleid an. Es besteht ganz einfach aus zwei Stücken neuen Baumwollenzeuges, das weiß und mit kleinen rothen Streifen versehen ist. Seine Länge beträgt sechs, die Breite viertehalb Fuß. Das eine Stück wird um die Hüften geknüpft und fällt bis auf die Knie herab; das andere wirft man über den Rücken,



Arabische Pilgertrachten.

so daß es die linke Schulter bedeckt, während der rechte Arm völlig frei blebit, und bindet es dann am Gürtel fest; der Kopf bleibt nackt und die Fußbekleidung darf nicht über den Knöchel hinausgehen. Je eher der Pilger diese Tracht anlegt, um so größer ist sein Verdienst.

Nachdem wir uns solchergestalt umgekleidet hatten, mußten wir unser Gesicht gen Mekka wenden und sprachen mit lauter Stimme: „Ich weihe diesen Ihram des Hadsch (der großen Pilgerschaft)

und des Omrah (der kleinen Pilgerschaft) Allah dem Allmächtigen!" Nach dem Gebet und der doppelten Adoration sprachen wir, ohne die Stellung zu verändern, folgende Worte: „O Allah! Ich nehme mir in der That den Hadsch und den Omrah vor; mache mich fähig, sie beide zu vollführen, und mögen mir aus beiden Segnungen erstehen."

Unmittelbar nachher folgt der Talbiyat oder die Ausrufung, die folgendermaßen lautet: „Hier bin ich, o Allah, hier bin ich! Deine Macht ist ungetheilt; hier bin ich. Wahrhaftig, Ruhm und Güte und Macht sind Deine Kennzeichen. Deine Macht ist ungetheilt; hier bin ich!"

Man schärfte uns ein, diese Verse bis zum Schluß aller Ceremonien, welche die Pilgerreise erfordert, zu wiederholen. Scheich Abdallah war gleichsam unser Gewissensrath oder Beichtvater, ermahnte uns, fromme Pilger zu sein, Zank zu vermeiden, kein unzüchtig Wort zu reden und überhaupt aller unnützen Gespräche uns zu enthalten. Wir sollten das Leben aller geschaffenen Dinge achten, kein Wild erlegen, kein Thier zur Flucht zwingen, nichts thun, wodurch es gefährdet werde. Wir durften uns nicht mit den Fingern kratzen, sondern nur mit der flachen Hand, weil wir sonst in Gefahr kämen, ein Schmarotzerinsect zu tödten oder ein Haar zu entwurzeln. Nur wenn es unbedingt nöthig war, erschien es gestattet, eine Krähe, einen Geier, einen Skorpion, eine Ratte oder einen Hund, welcher gebissen hatte, zu tödten. Unsere Achtung vor dem Heiligthum mußten wir auch dadurch bezeugen, daß wir die Bäume schonten und keinen Grashalm ausrupften. Unserm Leibe mußten Oel, Salben und Wohlgerüche fern bleiben; wir durften den Kopf nicht mit Malwen- oder Elsbeerenwasser waschen und kein Haar färben, abstutzen oder ausreißen. In den Schatten durften wir uns wohl stellen und sogar die zusammengelegten Hände über den Kopf halten, um uns vor der Sonne zu schützen, allein es war verboten, irgend etwas auf unserm Haupte zu haben. Wer irgend eine von diesen Vorschriften brach, mußte einen Hammel opfern. Ein Sprüchwort der Muselmänner besagt, daß allein der Prophet im Stande sein würde, alle Gebote der Pilgerschaft genau zu erfüllen.

Eines Türken Frau und Töchter, welche zu unserm Trupp gehörten, nahmen gleichfalls mit uns den Ihram. Sie waren in ein langes weißes Gewand gehüllt; statt des anmuthigen Musselinschleiers, welcher bis jetzt ihr Gesicht verhüllt hatte, ohne doch die

Formen ganz unkenntlich zu machen, trugen sie nun eine Maske mit zwei Löchern für die Augen, und sahen ganz abscheulich aus. Als ich sie zum ersten Mal in solcher Weise umgestaltet sah, konnte ich das Lachen nicht lassen, und an der Bewegung ihrer Schultern nahm ich ab, daß es ihnen eben so erging.

Um drei Uhr verließen wir El Zaribeh. Die Pilger trugen ihre weißen Gewänder, welche gegen die dunkle Haut scharf abstachen; die eben glatt geschorenen, unbedeckten Köpfe glänzten in der Sonne. Die Felsen gaben den oft wiederholten Ruf zurück: „Hier bin ich! Hier bin ich!" (Lebbeyk! Lebbeyk!) Als wir an einen Engpaß kamen, trafen wir mit Wahhabis zusammen, welche sich in der Bagdader Karawane befanden und gleichfalls ihr Lebbeyk riefen. Sie hatten eine gewaltig große Pauke bei sich, und zogen in doppelter Reihe hinter einem Kameel her, das eine große grüne Fahne trug. Ich las auf ihr das mit großen Buchstaben geschriebene Glaubensbekenntniß des Islam. Diese Gebirgsbewohner sahen wild und stolz aus; ihr Haar hing in kleinen Zöpfen herab. Jeder trug Muskete, Lanze oder Dolch; die Sättel waren von Holz, und hatten weder Kissen noch Steigbügel; die Frauen führten ihre Dromedare selbst oder saßen hinter den Männern und blickten kühn um sich. Sie waren nicht verschleiert; in ihren Zügen konnte ich nichts Weiches bemerken. Diese Wahhabis waren keine angenehmen Gefährten, denn allemal, wenn sie uns rauchen sahen, schimpften sie uns aus; wir galten ihnen für Götzendiener und Ungläubige.

Gegen fünf Uhr waren wir wieder in einem Engpasse, der uns sehr verdächtig vorkam. Zur Rechten bildeten die Felsen eine Art Vorgebirge, an welchem sich ein Gießbach hinschlängelte, oder, genauer ausgedrückt, das von Steinblöcken und stacheligem Gesträuch eingefaßte Bett eines solchen. In diesem mußten wir wandern, weil kein anderer Pfad vorhanden war. Zur Linken war ein hohes Gebirge mit nackten steilen Felsen; vor uns schien der Weg durch Hügel versperrt, die hinter einander in blauer Ferne emporstiegen. Auf den höheren Gipfeln lag noch die Sonne, während an den unteren Abhängen und im Strombette schon ein Halbdunkel lagerte.

In dieser gefährlichen Schlucht wurden alle Gemüther mit Angst erfüllt; die Frauen und Kinder schrien nicht mehr, das „hier bin ich, hier bin ich!" der Pilger verstummte. So zog man fort. Bald nachher gewahrten wir einen weißen Rauch am Gebirge, hörten eine Muskete knallen, und in demselben Augenblicke wälzte sich

ein Dromedar, das eben noch vor mir hertrabte, im Sande, während sein Reiter sechs Fuß weit fortgeschleudert wurde. Das Thier hatte einen Schuß in's Herz erhalten.

Jetzt entstand eine allgemeine Verwirrung; die Frauen und Kinder schrien, die Männer fluchten, Alle drängten vorwärts und kümmerten sich nicht um die Hindernisse. So war denn der Engpaß bald durch eine dichte Masse versperrt, die sich nicht mehr bewegen konnte. Bei jedem Musketenschuß zitterte die Menge, wie ein Kranker unter dem Messer des Wundarztes. Daß die Reiter, welche der Karawane zum Schutze dienen sollten, ganz unnütz waren, stellte sich nun klärlich heraus; sie galoppirten lärmend und in Unordnung zwischen den Felsen- und Steinmassen herum. Der Pascha hatte auf der dem Feind entgegengesetzten Seite seinen Teppich ausbreiten lassen und rathschlagte mit seinen Officieren; er rauchte dabei ruhig seine Pfeife Tabak. Keiner von ihnen dachte daran, die Höhen zu besetzen, welche den Engpaß beherrschen. Nur die Wahhabis benahmen sich so, daß ich sie lieb gewann. Sie galoppirten auf ihren Kameelen wild heran, ihre schwarzen Haarzöpfe flatterten um den Kopf und ihre Lunten brannten. Ein Theil nahm eine solche Stellung, daß er das Feuern der Utaybehs erwidern konnte, während zwei- bis dreihundert Mann abstiegen, und unter der Leitung ihres Anführers Sadd den Berg hinanklimmten. Diesen Häuptling hatte ich schon in Medina gesehen, wo ich ihn als ein ächtes Gepräge eines reinblütigen Arabers bewunderte. Gleich allen Scherifs ist er durch seine Tapferkeit berühmt, und hat mehrere Männer mit eigener Hand getödtet. Als die Karawane bei El Zaribeh lagerte, hatte man ihn gebeten, sie nach Mekka zu begleiten, und er hatte geschworen sie nicht zu verlassen, bevor sie die Mauern der heiligen Stadt erreicht habe. Dieses Versprechen hielt er. Bald hörte man keine Schüsse mehr, die Räuber waren auf der Flucht, und wir kamen nun ungehindert durch den Engpaß. Jenseit desselben war dann ein wirres Durcheinander, aber Masud geleitete uns glücklich weiter. Mehrere Pilger waren von den Utaybehs getödtet worden, andere hatten Wunden davon getragen. Die Zahl jener Beduinenräuber schätzte man auf etwa anderthalbhundert; ihre Absicht war, zu plündern; im schlimmsten Falle glaubten sie an dem Fleische der erschossenen Kameele eine Beute zu gewinnen. Sie konnten sich wenigstens rühmen, die Fahne des Sultans eine Stunde lang unterwegs aufgehalten zu haben.

Ich griff gleich anfangs, als das Scharmützel begann, nach meinen Pistolen, sah aber bald, daß es für mich nichts zu thun gab. Es war aber eine günstige Gelegenheit geboten, auf meine Gefährten einen guten Eindruck zu machen, und ich verlangte sehr laut nach dem Abendessen. Der Indier Scheich Nur zitterte vor Angst, und mein Mohammed rief ganz erschrocken: „O Herr!“ Die Uebrigen wandten sich widerwillig von mir ab und sagten: „Bei Allah, er speist!“ Scheich Abdallah, der Mekkaner, dagegen war ein Mann von Muth und schien sich an diesem Auftritte zu belustigen; er rief mir aus seiner Sänfte, in der er sitzen geblieben war, die Worte zu: „Sag' mir, Effendi, ist das so Brauch bei den Afghanen?“ Ich entgegnete ihm: „Allerdings. Bei uns zu Lande speisen wir allemal, bevor wir die Räuber angreifen, weil diese Leute gewohnt sind, Andere in den Schlaf zu befördern, bevor diese zu Abend gegessen haben.“ Ueber diese Antwort lachte der Scheich hell auf, aber einigen Anderen mißfiel sie. Ich selbst gerieth in Zweifel, ob die Großprahlerei nicht etwa übel angebracht sei, doch überzeugte ich mich später, als ich in Dschidda ein kleines Abenteuer bestand, daß sie vollkommen am Platze gewesen ist.

Unsere türkischen Reiter steckten das Gesträuch in Brand, um den Pfad zu erhellen, und so bot die Karawane wiederum einen äußerst malerischen Anblick dar. Die Gipfel der hohen Felsen blieben in Dunkel gehüllt, während das enge Thal, welches von hier eingeschlossen war, einem flammensprühenden Schlunde glich. Dann und wann knallte noch eine Flinte, und dann drängte die Menschenmasse allemal unter Lärm und Geschrei vorwärts. Der Qualm der Fackeln und der Rauch, welcher aus dem knisternden Gesträuch aufwirbelte, bildeten über unseren Häuptern einen Baldachin, der etwa bis zur halben Höhe der Felsen von den Flammen geröthet war. Das Alles war, wie gesagt, ungemein malerisch, hatte aber auch manche Unbequemlichkeiten. Denn es war kein geebneter Pfad vorhanden, Steinblöcke und Bäume versperrten den Weg, die Kameele strauchelten, an Zank fehlte es nicht, Kameeltreiber und Pilger geriethen in Streit, kurzum die Unordnung war vollständig. Ich rief während jener Nacht meinem Thiere unablässig haï, haï! zu, und prügelte zur Abwechselung den wollköpfigen Neffen Masuds, weil er auf den Wasserschläuchen eingeschlafen war und gar nicht wach werden wollte.

Bei Tagesanbruch knickte plötzlich das Kameel, auf welchem Ali ben Yasin's und Scheich Abdallah's Sänfte ruhete, mit allen vier Füßen zusammen, schlug um sich und schleuderte die beiden Insassen der Sänfte einige Schritte weit fort. Dieses Meisterstück war zerbrochen; Abdallah erging sich in heftigen Schmähungen gegen die Beduinen, die freilich nicht in der Nähe waren; als Masud kam, schwieg er wohlweislich. Das Alles geschah in der Nähe des Wady Leimon, des Thals der Citronenbäume, in welchem Rast gehalten werden sollte. Am Ufer des nun ausgetrockneten Gießbaches erhob sich das grüngoldene Zelt des Scherifs von Mekka, der mit zahlreichem Gefolge unserer Karawane entgegen gekommen war. Ich hielt an einer durch Hügel geschützten Stelle Rast, die aber nur vier Stunden währte, weil Masud der Kafila vorauseilen wollte. Wir genossen Citronen, Granaten und frische Datteln, und und ich betrachtete mir dann die Gegend, denn ich befand mich auf durchaus klassischem Boden, der von den arabischen Dichtern hoch gepriesen worden ist; sie rühmen, daß man dort eine reine Luft athme. Und allerdings gewährt es dem Reisenden, welcher unter großer Mühsal so eben noch durch die Wüste wanderte, eine wahre Erquickung, die grünen Citronen- und Granatbäume zu betrachten; auch murmelt an einer Stelle ein kleiner Bach, welcher aus den Felsen hervorspringt und zur Bewässerung in die Gärten geleitet worden ist.

Gegen Mittag nahm Masud mein Kameel am Zaum und wir wanderten in dem schon erwähnten trockenen Bette des Gießbaches entlang. Beduinenmädchen schauten über die Gartenmauern und lachten; Kinder boten uns Wasser und frisch gepflückte Früchte zum Verkauf. Um drei Uhr befanden wir uns in einer Ebene; Baumgruppen, Dörfer, der ganze Anblick der Gegend deutete auf die Nähe einer großen Stadt. Im Hintergrunde stieg, uns zur Linken, der hohe Spitzberg Taïf empor, und jetzt sah ich zum ersten Male den Baum, oder besser gesagt, Strauch, von welchem der kostbare Gileadbalsam kommt. Ich bat unsern Masud, mir einen Zweig abzupflücken, damit ich ihn näher betrachten könne, und er that es ohne Arg. Aber sogleich entstand ein allgemeines Gelächter auf Kosten des Kameelführers, der ja eine Handlung begangen hatte, wofür er ein Sühnopfer zu bringen hatte! Natürlich warf er alle Schuld auf mich, denn ich hatte ihn zu dem Vergehen veranlaßt; übrigens erklärte ich mich bereit, die Kosten zu tragen.

Als wir eben eine Thalschlucht hinter uns hatten, kam eine Reiterschaar an uns vorüber. An der Spitze ritt kein geringerer Mann als der Scherif von Mekka, Abd el Motalleb ben Galeb, ein Greis ohne Bart, mit afrikanischen Gesichtszügen. Alle seine Kleider waren weiß, und von dem großen weißen Turban stach sein stark in's Schwarze spielende Gesicht scharf ab. Er ritt auf einem Maulthier, das zum Paßgang abgerichtet war; als Zeichen seiner Würde wurde ihm von einem zu Fuße gehenden Diener ein großer, grünseidener Regenschirm vorgetragen; sein Gefolge bildeten etwa vierzig Musketenträger. Nach einem nicht unbeträchtlichen Zwischenraume folgten die vier Söhne des Scherif; die drei älteren trugen prächtige seidene Kleider und ritten schöne Dromedare; ihr Rang war durch vergoldete Säbel und Dolche bezeichnet. Der vierte Sohn war noch Knabe.

Gegen Abend hielten wir an, sahen aber von Mekka nichts, weil die Stadt in einem mehrfach gewundenen Thale liegt. Ich verrichtete meine gewöhnliche Andacht und sprach dann, nach meines Motawwef, d. h. Führers, Anweisung, folgendes Gebet: „O Allah, wahrlich dort ist Deine schützende Burg, dort Dein Heiligthum. Wer dasselbe betritt, ist gerettet. Halte das Feuer der Hölle fern von meinem Fleisch und Blut, von meinen Knochen und meiner Haut. Ich beschwöre Dich darum, denn Du bist Allah, der Barmherzige und Gütige, dem nichts verglichen werden kann. Habe Erbarmen mit unserm Herrn Mohammed, seinen Nachkommen und Getreuen, mit einem und mit Allen!“ Darauf folgte dann das Talbiyet und noch ein besonderes Gebet für mich selbst.

Nun ritten wir weiter, aber es war dunkel und wir sahen nichts. Ich schlief ein. Um ein Uhr in der Frühe weckte mich der Ruf: „Da ist Mekka, Mekka! Das Heiligthum, das Heiligthum!“ Alle riefen Lebbeyk, lebbeyk! viele weinten und schluchzten. Ich bog mich aus der Sänfte und gewahrte beim Sternenschimmer die verschwommenen Umrisse einer großen Stadt, welche sich schwarz auf dem Horizont der Ebene abhoben. Bald überstiegen wir noch eine Hügelreihe, durch welche ein Weg ausgehauen war. Zu beiden Seiten desselben erheben sich Thürme, um den Darb el Maula zu beschützen, das heißt den Pfad, auf welchem man von Norden her zur heiligen Stadt gelangt. Und nun kamen wir in die Maabideh, die nördliche Vorstadt, in welcher der Palast des Scherifs liegt, und bogen zur Rechten ab, um

in das afghanische Stadtviertel zu gelangen. Mohammed, dessen Wohnung im syrischen Viertel lag, war nicht ohne Besorgniß, weil diese beiden Stadtviertel mit einander in schlechtem Einverständniß leben. Die Kinder werfen sich mit Steinen, die Männer prügeln sich, wenn sie einander begegnen; manchmal greift man auch, allen Verboten der Religion Trotz bietend, zum Säbel oder Dolch. Bei diesen Feindseligkeiten gilt eine feste Regel. Sobald zum Beispiel ein Bürger getödtet wird, eröffnet man eine Sammlung, um den Blutpreis zu bezahlen. Der Bewohner des einen Stadtviertels, der in ein anderes geht, wird dort als Gastfreund behandelt, sobald er aber die Grenze überschreitet, läuft er Gefahr, von denselben Leuten niedergeschlagen zu werden, die ihm eben noch gastfreundlich begegneten.

Nachdem ich noch durch mehrere enge, zum Theil sehr abschüssige Gassen gekommen war, in denen ich absteigen mußte, gelangte ich vor das Haus meines jungen Geleitsmannes Mohammed.

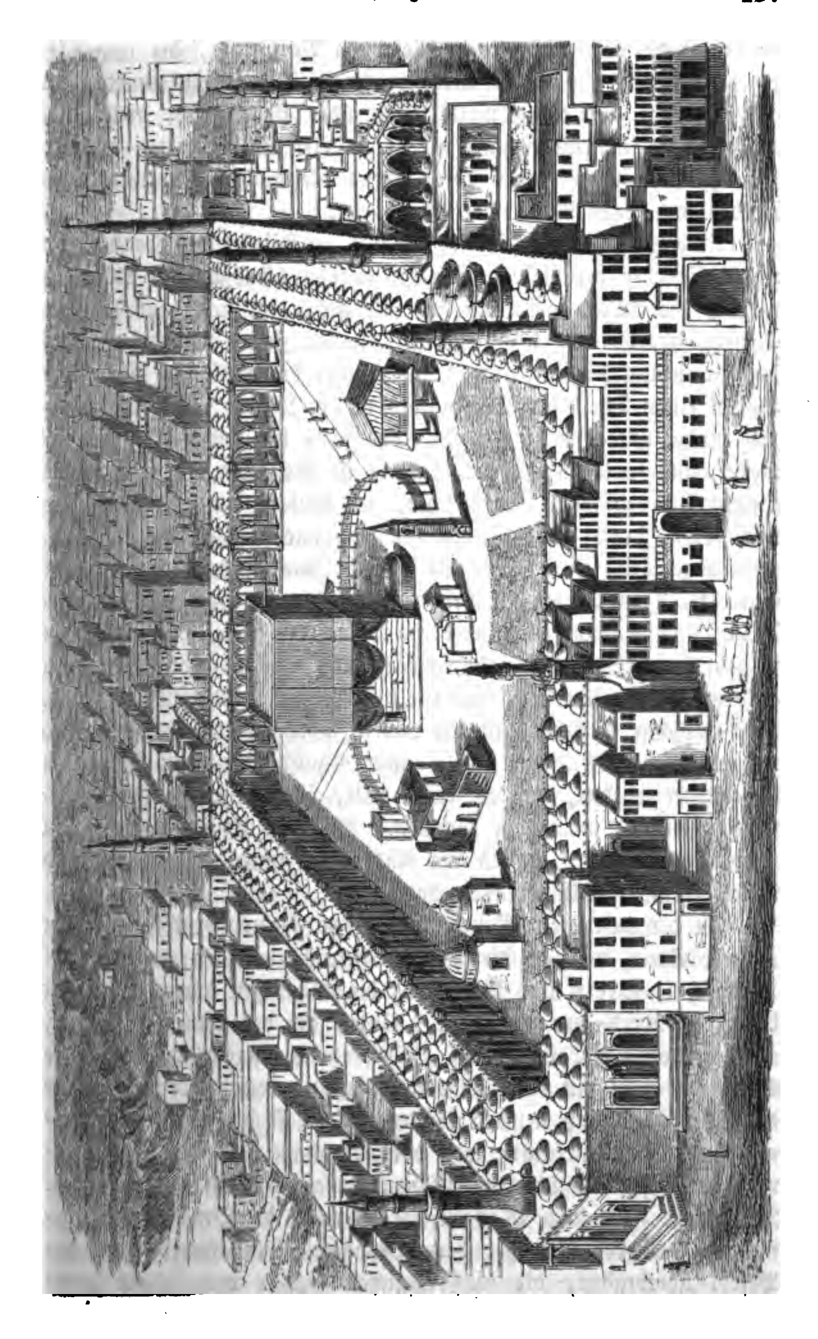
Siebentes Kapitel.

Die heilige Stadt Mekka, die Kaaba und der Berg Arafat. — Reise nach Dschidda.

Mohammed mußte lange an die Thür seines väterlichen Hauses klopfen, bevor ein alter indischer Diener öffnete; dann eilte er die Treppe hinauf zu seiner Mutter, während ich auf der Straße blieb, und das Zaghrite vernahm, jenen hellen Schrei, mit welchem die Frauen ein heimkehrendes Mitglied der Familie begrüßen. Der junge Mensch war aber bald wieder unten und benahm sich nun sehr gemessen, höflich und aufmerksam, denn jetzt war ich sein Gast, den er in einen großen unbeleuchteten Saal führte. Dort setzte ich mich auf eine breite Mastaba, eine Erhöhung, die mit einem Teppiche bedeckt war. Ein Diener brachte Licht, auch hörte ich in dem Gemache über mir rasche Tritte, und vernahm, daß die Kabira, die Hausfrau, allerlei Vorkehrungen traf. Mich hungerte sehr, aber mein Verlangen wurde bald befriedigt, weil gleich, nachdem die Kameele entlastet waren, eine große Schüssel voll zuckerbestreuter Nudeln aufgetragen wurde. Diese Kunafa schmeckten prächtig und wurden rasch verzehrt. Wir ließen dann aus einem Kaffeehause Decken holen und streckten uns der Länge nach hin, um ein wenig zu schlummern, schon nach zwei Stunden, bei Tagesanbruch, mußten wir wieder auf den Beinen sein, um den Tawaf el Kudum, den „Umgang nach der Ankunft“ zu halten.

Die heilige Kaaba, das Gotteshaus, Beith Allah, erhebt sich in der Mitte einer ausgedehnten, fast rechtwinkeligen Einfriedigung von etwa dritthalb hundert Schritten Länge und zweihundert Schritten Breite. Innerhalb derselben befinden sich vier Reihen Säulen auf der Ostseite, während die übrigen Seiten nur drei solcher Säulenreihen haben. Die, welche der innern Seite, dem Hofraume, zunächst sind, haben Bogengewölbe, und das Dach besteht aus drei Reihen halbrunder Kuppeln, die mit Gyps beworfen und geweißt sind. Solcher kleinen Dome, deren Zahl sich auf nicht weniger als einhundert zwei und funfzig beläuft, gewähren einen ganz eigenthümlichen Anblick. Die Säulen haben ungefähr zwanzig Fuß Höhe und anderthalb Fuß Durchmesser; je vier und vier sind durch einen weit dickern achteckigen Pfeiler von einander getrennt. Drei Viertheile oder vielleicht auch vier Fünftel dieser Säulen oder Pfeiler sind von Marmor, die andern aus Granit, wie er in der Nähe von Mekka gebrochen wird. Einige sehr schöne Schäfte von rothem Porphyr oder rosafarbenem Granit fallen als Ausnahmen auf und sollen aus Aegypten hergebracht worden sein. Unter diesen Hunderten von Säulen sind nicht zwei mit gleichförmigem Capitäl oder einerlei Sockel. Die Capitäle zeigen zumeist schlechte saracenische Arbeit; einige haben früher anderen Gebäuden angehört, und sind nun hier von den ungeschickten Werkleuten verkehrt eingesetzt worden, so daß der obere Theil nach unten steht, oder der untere nach oben. An einigen Sockeln erkennt man vortreffliche griechische Arbeit; an verschiedenen Marmorsäulen arabische oder auch kufische Inschriften, aber diese sind noch nicht abgeschrieben oder übersetzt worden. Das Pflaster besteht aus roh neben einander liegenden Steinen. Manche Säulen und Minarete sind mit schlechten Malereien von rother, gelber oder blauer Farbe bepinselt.

Auf der Südseite ist die Kaaba etwas schmäler als auf der Nordseite, und daraus geht wohl hervor, daß diese Moschee später als das innere Hauptgebäude, um dieses letztere herum, aufgeführt und zu verschiedenen Zeiten vergrößert worden ist. Der letzte Ausbau fällt in das Jahr 1627 und seitdem hat sie weiter keine Veränderungen erlitten. Sie bildet einen massiven Bau von achtzehn Schritt Länge, vierzehn Schritt Breite und ist ungefähr fünf und dreißig bis vierzig Fuß hoch. Das Dach ist platt und sie gleicht deshalb aus der Ferne gesehen einem Würfel oder vielmehr einem länglich geformten Würfel. Die Unterlage der Wandmauer bildet



in der Höhe von etwa einer Elle einen Vorsprung, der ungefähr einen Fuß weit aus der Mauer hervortritt. Die einzige Pforte zum Innern liegt auf der Ostseite sechs oder sieben Fuß über dem Boden; ihre Thürflügel sind mit vergoldeten Silberplatten bedeckt; auf der Schwelle wird an jedem Abend Weihrauch verbrannt; auch werden brennende Lichter dorthin gestellt.

Unweit von der Thür, im südöstlichen Winkel der Kaaba, befindet sich der berühmte schwarze Stein (Hadschar el Aswad), welchen die Engel dem Abraham zutrugen, als dieser am heiligen Tempel bauete. Er war seit den ältesten Zeiten ein Gegenstand der Verehrung für die Araber, bildet vier bis fünf Fuß über dem Boden einen Theil des Vorsprungs in der Mauer, hat eine länglich runde, unregelmäßige Gestalt von sechs bis sieben Zoll Durchmesser, und seine ungleiche Oberfläche ist aus etwa einem Dutzend Bruchstücken zusammengesetzt, die, an Umfang und Gestalt sehr verschieden, durch einen Mörtel gut zusammengekittet und vollkommen abgeglättet sind. Der Stein sieht aus, als wäre er durch einen kräftigen Schlag in Trümmer zerschlagen worden, die man dann zusammensuchte und wieder an einander fügte. Seine Farbe ist sehr dunkelbraun, beinahe schwarz, und man hat ihn mit einem goldenen oder silbernen, mit Gold überzogenen Reifen umgeben. Der Hadschar el Aswad ist seit vielen Jahrhunderten durch Millionen und aber Millionen Küsse und Handberührungen dermaßen abgeglättet worden, daß es schwer hält, über seine eigentliche Beschaffenheit in's Reine zu kommen. Während Einige ihn für ein Stück Lava erklären, halten ihn Andere für einen Aërolithen, und dieser Meinung pflichtet auch Burton bei.

In der westlichen Mauer, neben dem Yemeniwinkel, liegt ein anderer Stein, welchem die Pilger Ehrfurcht bezeigen; er heißt El Mustaschab, Stein des Gebetes; die Gläubigen dürfen ihn nicht küssen, sondern nur anrühren. Unten an der östlichen Mauer, nördlich von der Thür, ist der Boden etwas eingedrückt, und diese Stelle hat man mit einer Marmoreinfassung versehen, auf welcher drei Menschen Platz nehmen können. Das ist die Stätte der Vermischung, El Maaschan, weil dort Abraham und sein Sohn Ismael den Lehm und Thon vermischten, dessen sie beim Bau bedurften. Die Stelle wird auch Makam Dschibraïl, der Ort Gabriels, genannt, weil der Erzengel dem Propheten Mohammed dort den Befehl überbrachte, die fünf täglichen Gebete des Islam anzu-

ordnen; auch hat der Engel an dieser Stelle mit dem Propheten Andacht verrichtet.

Die berühmte Dachrinne, Myzab, vermittelst welcher das Regenwasser vom Dache der Kaaba abfließt, liegt an der nördlichen Mauer; sie wurde 1573 aus Konstantinopel nach Mekka gebracht und ist angeblich von gediegenem Golde. Ihr Vorsprung beträgt etwa vier Fuß; unter ihr befindet sich ein sehr schönes Mosaïkpflaster; in dessen Mitte bezeichnen zwei grüne Platten die Stelle der Gräber Ismaels und seiner Mutter Hagar. Es gilt für sehr verdienstlich, dort zu beten. Dieses Doppelgrab ist von einer halbkreisförmigen Mauer (Hatim) umschlossen; der Ueberlieferung zufolge hat dieser Platz einst zur Kaaba selbst gehört, ist aber bei einem Umbau von derselben abgeschieden worden. Wie dem auch sei, die Gebete, welche man im Hatim hersagt, gelten für eben so verdienstlich, als wären sie im Innern der Kaaba selbst gesprochen worden. Deshalb darf ein Pilger, welcher nicht in das Heiligthum gelangen konnte, der aber im Hatim gebetet hat, mit gutem Gewissen schwören, daß er im Beit Allah, im Hause Gottes, gebetet habe.

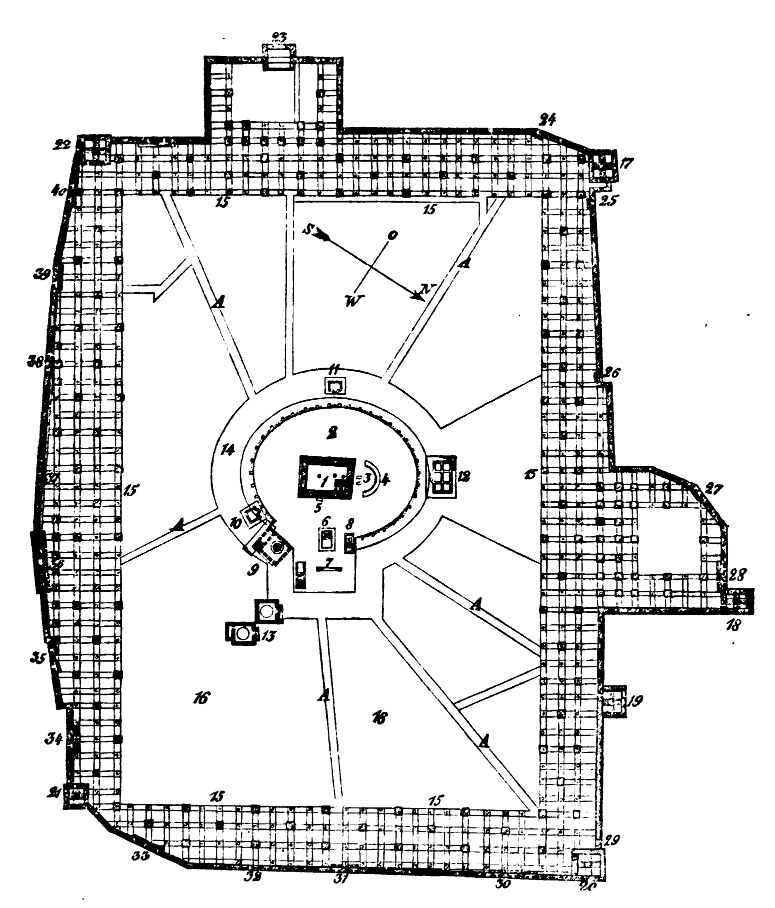
Die Kaaba ist rings mit schönen Marmorwürfeln umlegt, die etwa acht Zoll über dem Boden des großen Hofraumes liegen. Dieser bildet ein unregelmäßiges Oval und ist von zierlichen Broncepfeilern eingefaßt, in deren Zwischenräumen schlechte Glaslaternen hängeu; diese geben eine sehr dürftige Beleuchtung. Jenseit der Pfeiler ist wieder ein Marmorpflaster, aber nur acht Schritte breit und nicht so zierlich als jenes. Noch weiter hin ist ein dritter Rundgang, doppelt so breit.

An die Kaaba schließen sich mehrere Nebengebäude. Da sind die vier Makams oder Stätten, an welche die Imams der vier rechtgläubigen Sekten (der Hanifiten, Schafeiten, Hanbaliten und Malekiten) sich stellen, wenn sie vorbeten. Der Makam el Maleki im Westen und der Makam el Hanbali in der Nähe des schwarzen Steines, bilden kleine von allen Seiten offene Pavillons, deren Dach auf vier dünnen Pfeilern ruht und an eine indische Pagode erinnert. Der Makam el Hanifi liegt im Norden, ist größer und hat zwölf Säulen, sammt einem Obergeschoß, von welchem herab der Muezzin den Gläubigen zum Gebet ruft. Der Makam el Schafei bildet das Gebäude über dem Brunnen Zemzem; er ist massiv, viereckig und hat die Eingangsthür auf der Südostseite. Das Gemach, in welchem sich der Brunnen befindet, hat man reich

mit verschiedenfarbigem Marmor geschmückt; in einem Nebengemache befindet sich ein stets mit Wasser gefülltes Sammelbecken. Die Pilger, welche von dem Wasser dieser Hagarquelle trinken wollen, reichen ihre Schalen durch ein Gitterfenster, denn die Oeffnung dieses Brunnes ist mit einer fünf Fuß hohen Mauer umgeben und auf dieser stehen die Brunnendiener, welche das Wasser in ledernen Eimern heraufziehen. Die Makams und das Gebäude über dem Zemzem scheinen in den Jahren 1661 und 1663 aufgeführt worden zu sein.

Südöstlich vom Zemzembrunnen stehen zwei kleine viereckige Gebäude. Sie werden von einer Kuppel überragt und ihre schwerfällige Bauart bildet einen starken Gegensatz zu den leichten, zierlichen Makams. Man nennt sie die Kobbateyns. Sie wurden 1540 auf Kosten eines Statthalters von Dschidda gebaut und bilden die Bibliothekräume, in denen die von frommen Muselmännern der Moschee vermachten Bücher nebst den von Konstantinopel ihr geschenkten Uhren und Chronometern aufbewahrt werden. Einige Schritte vom Zemzem, gegenüber dem Eingange zur Kaaba, liegt die bewegliche Treppe, El Daray, auf welcher die Gläubigen zu dieser Pforte gelangen. Die Treppe ist von Holz, mit etwas Schnitzwerk versehen und ruhet auf vier Rädern. Neben der Stelle, wo die bewegliche Leiter angelegt wird, erhebt sich ein halbkreisrunder Bogen, Bab el Salam, die Pforte der Begrüßung; man darf aber diesen Bogen nicht verwechseln mit dem großen Portal der Moschee, welches die gleiche Benennung führt. Die Pilger, die das Gotteshaus zum ersten Male besuchen, müssen durch beide Thore der Begrüßung gehen, und wenn sie durch das zweite einschreiten, die Worte sprechen: „Allah, gewähre, daß dieser Eingang mir günstig sei.“

Zwischen der Kaaba und dem Bab el Salam liegt der Makam Ibrahim, die Stätte Abrahams, ein zierlicher Pavillon, der auf sechs Pfeilern ruhet. Um vier derselben läuft ein hübsches Eisengitter, welche einen Einblick in das Innere ermöglichen. Man sieht dort einen großen pyramidenförmigen Holzdeckel, unter welchem jener Stein aufbewahrt wird, auf dem Abraham stand, als er die Tempelmauern bauete; man gewahrt auch, wie die Muselmänner glauben, noch den Eindruck, welchen die Füße des Patriarchen in den Stein gemacht haben. Diese Stätte wird für sehr heilig gehalten, und vor dem Gitter liegen stets Gläubige, welche um Abra-



Plan der Moschee des Propheten in Mekka.*)

*) Wir theilen hier den Plan des Beyt Allah, des Gotteshauses, der großen Moschee mit, wie Ali Bey ihn im Anfange unseres Jahrhunderts entworfen hat. Den Gesammtanblick gewährt der beiliegende Holzschnitt.

1. Die Kaaba. 2. Das innere Oval. 3. Die Gräber des Ismael und der Hagar. 4. El Hatim. 5. El Maadscham. 6. Makam Ibrahim. 7. Bab el Salam, die Pforte der Begrüßung. 8. Betkanzel. 9. Der Zemzem, Brunnen. 10. Maka Hanbaty. 11. Makam Maleky. 12. Makam Hanuly. 13. El Kobbaleyn. 14. Rundgang. 15. Kreuzgänge. 16. Die freien Stellen des Hofes, mit Kies beschüttet; die Gänge (A) auf diesem Hofe sind gepflastert. 17. Minaret. 18. Minaret der Pforte Ziyâdeh. 19. Minaret. 20. Minaret der Pforte des Grußes. 21. Minaret der Pforte (Bab) Ali's. 22. Minaret der Pforte

hams Vermittelung bei Gott flehen; denn Abraham war ja ein Vorläufer Mohammeds.

Neben dem Makam Ibrahim sieht man den **Manbar**, die aus weißem Marmor gebaute und mit Sculpturen verzierte Kanzel. Der Prediger steigt auf einer engen Treppe zur obern Flur hinan, die sich unter einer Art von Himmel oder Spitzdache von vergoldetem Metall befindet.

Die Moschee hat neunzehn sehr unregelmäßig vertheilte Eingangsthüren; vier sind auf der östlichen, sieben auf der südlichen, drei auf der westlichen Seite; die übrigen fünf liegen nach Norden hin. Sie werden niemals geschlossen und die Bewohner der heiligen Stadt rühmen sich gegen die Fremden, daß die Kaaba immer und ewig, sei es bei Tage, sei es in der Nacht, Gläubige finde, welche den Tawaf, den Umgang, machen. Die Umfassungsmauer ist für sämmtliche Gebäude, mit welchen die Moschee umgeben ist, gemeinschaftlich. Diese gehörten ursprünglich zum Heiligthum, sind aber nun im Besitz von Privateigenthümern und werden gegen hohen Zins an die reichsten Pilger vermiethet. Sie haben Fenster, aus denen man die Kaaba sehen kann, und die Bewohner können deshalb im Zimmer ihre Gebete hersagen, ohne daß diese weniger verdienstlich wären.

Die sieben Minarete sind bei weitem nicht so hübsch als jene der Moschee zu Medina, aber die Dienerschaft des Tempels ist eben so zahlreich, faul und habsüchtig wie in jener Stadt.

El Widua. 23. Minaret der Pforte Ali's oder der Beni Haschem. 24. Pforte Beni Saham oder El Omrah. 25. Pforte El Alik. 26. Pforte El Adschla oder El Basitiyeh. 27. Pforte Kutuby. 28. Pforte El Ziyadeh oder El Nadwak. 29. Pforte Dureybeh. 30. Pforte der Begrüßung. 31. Bab el Nebi. 32. Bab el Abbas. 33. Bab Ali oder Beni Haschem. 34. Bab el Zeyt oder El Aschara. 35. Bab el Baglah. 36. Bab el Safa. 37. Bab el Ramah. 38. Bab el Dschiyat. 39. Bab Udschlan oder Bab el Scherif. 40. Bab Omm Hani.

Nach Ali Bey ist die Moschee 536 Fuß 9 Zoll lang und 356 Fuß breit; nach Burton hat sie 257 Schritte in der Länge, 210 in der Breite. Auf jeder kurzen Seite zählte er 24, auf jeder langen 35 Kuppeln; die Araber rechnen deren im Ganzen 152. Dem Pilger wird gesagt, sie ließen sich gar nicht zählen. Die Menge der Säulen und Pfeiler beträgt 554. Der gepflasterten Gänge sind acht, alle so breit, daß vier bis fünf Leute neben einander gehen können, und neun Zoll über dem Kies erhaben. An einigen Stellen, wo Wasser aus dem Zemzem den Boden befeuchtet, wächst Gras.

Die Geschichte des Beith Allah verliert sich in der Nacht der Zeiten, aber die Ueberlieferung weiß von nicht weniger als zehnmaligem Bau und Umbau. Gott faßte den Gedanken, für die Menschen einen Tempel zu bauen, schon zweitausend Jahre vor der Schöpfung. Dieser himmlische Tempel kam aus Allahs Händen selbst, bestand ans vier Jaspissäulen und hatte ein Dach von Rubinen. Als er fertig war, umgaben ihn alsogleich die Engel und riefen: „Lob sei Allah; es giebt keinen Gott außer Gott.“ Und dann machten sie den Umgang, welchen noch heute die Gläubigen halten. Der zweite Tempel stand zu Adams Zeit und verschwand, als Adam starb; er war ein Tabernakel aus Rubinen und ein Geschenk Allahs. Der dritte war ein Gebäude, das Seth, Adams Nachkomme, aus Stein und Kalk aufführte. Damals wurde der schwarze Stein aus dem Gebirge Abu Kubeys bei Mekka geholt und zum Bau des Tempels verwandt, welchen dann die große Sintfluth vernichtete. Späterhin befahl Allah dem Abraham und dessen Sohn Ismael auf jener Stelle den vierten Tempel zu bauen. Dieser war unregelmäßig, von Osten nach Norden zwei und dreißig Ellen lang, von Norden nach Westen auch zwei und dreißig, von Westen nach Süden ein und dreißig, aber von Süden nach Osten nur zwanzig Ellen; auch hatte er eine Höhe von nicht mehr als neun Ellen, gar kein Dach, und nur im Osten und im Westen eine Thür; der Engel Gabriel brachte den schwarzen Stein, welchen Abraham im Winkel dort anbrachte, wo der Umgang beginnt. Auch lehrte der Engel den Patriarchen alle Gebräuche, welche bei der Pilgerfahrt beobachtet werden müssen. Als Abraham die heilige Kaaba fertig gebaut hatte, stieg er auf Allahs Befehl zum Dschebel Sabir hinan, um von diesem Berge ans aller Welt zu verkünden, daß die Menschen den heiligen Ort besuchen sollten. Und alle Bewohner der Erde hörten ihn.

Die Amalekiter, Abkömmlinge von Noahs Sohne Sem, welche sich in der Gegend von Mekka niederließen, bauten den fünften Tempel oder besserten den von Abraham errichteten aus.

Die sechste Kaaba wurde etwa um die Zeit errichtet, da das Christenthum entstand, und zwar von den Beni Dschorhem, die sich gleichfalls für Nachkommen Noahs hielten. Ismael soll ein Weib aus diesem Stamme genommen haben. Diese Beni Dschorhem wohnten in den höher gelegenen Theilen Mekkas, die Amalekiter dagegen in der Unterstadt. — Kosseï ben Kilab, Statthalter von Mekka

und Urältervater des Propheten, stellte den Tempel nach dem Plan Abrahams wieder her, versah ihn mit einer Bedachung aus Palmenblättern und stellte Götzenbilder hinein. Das Dach gerieth späterhin durch Zufall in Brand; eine Frau war nicht vorsichtig mit ihrem Weihrauchbecken umgegangen und so loderte das Dach in Flammen auf. Bald nachher wurde die Kaaba von einer Ueberschwemmung heimgesucht, wie sie deren überhaupt mehrere hat aushalten müssen. Ein beträchtlicher Theil der Mauern stürzte ein. Damals hatte ein griechisches Fahrzeug in der Nähe von Dschidda Schiffbruch gelitten; die Mannschaft desselben wurde beim Wiederaufbau des Tempels beschäftigt. Diesen betrieb der Stamm der Koreischiten, sie hatten aber nicht Geld genug, um das Werk vollständig herrichten zu können; sie machten den Tempel um sieben Ellen kürzer und ließen den schon oben von uns erwähnten Raum El Hatim außerhalb desselben. Aber die Höhe der Mauer, welche ehemals nur neun Ellen betrug, wurde jetzt auf achtzehn Ellen gebracht; die Pforte an der Westseite fiel weg, und den einzigen östlichen Eingang brachte man in solcher Höhe an, daß kein Fremder ohne Erlaubniß der Thürwächter in's Heiligthum eintreten konnte. Als dieser Bau unternommen wurde, zählte Mohammed schon fünf und zwanzig Jahre; er schlichtete den Streit, welcher sich unter den verschiedenen Stämmen wegen des schwarzen Steines erhoben hatte, indem er denselben auf einem Teppich emporheben ließ, an welchen sämmtliche Aeltesten gemeinschaftlich die Hand legten.

Im Jahre 64 nach der Flucht (684 nach Chr.) bauete Abdallah ben Zobeïr, Neffe von Mohammeds Lieblingsfrau Aejischa, die Kaaba wieder auf, nachdem sie durch eine Feuersbrunst stark beschädigt worden war; während derselben zerbrach der schwarze Stein in drei Stücke. Auch durch die Wurfgeschosse des Chalifen Yesid hatte der Tempel viel gelitten. Abdallah zog den Hatim wieder in das Gebäude, welches die frühere Länge erhielt, während die Mauern sieben und zwanzig Ellen hoch wurden; die westliche Pforte wurde abermals eröffnet, um den Gläubigen als Ausgang zu dienen. Das Innere hatte nicht mehr sechs Säulenreihen, sondern nur drei, und der Tawaf oder Umgang der Kaaba wurde mit Platten gepflastert. Die Moschee wurde vergrößert, indem man einige anliegende Gebäude mit ihr vereinigte.

Zehn Jahre später erstürmte Hadschasch ben Yussuf, Feldherr des Chalifen Abd el Malik, die Stadt Mekka, Abdallah leistete

ihm tapfern Widerstand, wurde aber getödtet. Die Aenderungen, welche derselbe bei seinem Tempelbau angebracht hatte, wurden für unberechtigte Neuerungen erklärt, und der Chalif ließ das Gebäude nach dem frühern Plan umändern, so daß nun der Hatim wieder außerhalb der Mauer zu liegen kam und die westliche Thür wieder zugeschlossen wurde. Später sind dann Kaaba und Moschee noch einmal und zwar mit großem Geldaufwande zwischen den Jahren 1030 und 1040 nach der Flucht (1621 und 1631 nach Chr.) ausgebessert und theilweis umgebaut worden; doch ist der Plan im Wesentlichen so geblieben, wie Hadschasch ben Yussuf ihn entworfen hatte.

Wir nehmen nun die Erzählung Burtons wieder auf; er hatte, wie weiter oben bemerkt wurde, nur ein paar Stunden zum Ausruhen, mußte dann aber sogleich an das heilige Werk gehen.

Als die Gipfel des östlich von Mekka sich erhebenden Gebirges Abu Kobeïs von den ersten Strahlen der Morgensonne vergoldet wurden, gingen wir nach der Moschee, und traten durch das Thor Ziyedeh, also auf der Nordseite hinein, stiegen auf zwei langen Treppen hinab, eilten durch die Säulengänge und befanden uns dann im Angesichte des Gotteshauses. Es machte nicht etwa den gewaltigen Eindruck, dessen wir uns beim Anblick ägyptischer Denkmäler nicht erwehren können; es war auch nicht etwa anmuthig wie die griechischen Monumente, aber das Schauspiel, welches ich sah, war wundersam befremdend, ich kann wohl sagen einzig in der Welt. Wie wenigen Europäern ist es vergönnt gewesen, dasselbe vor mir zu genießen! Da lag das weltberühmte Heiligthum des Islam vor meinen Augen! Unter allen Menschen, welche den Tempelvorhang mit ihren Thränen benetzten oder ihre hochwallende Brust an den schwarzen Stein in der Mauer drückten, war sicherlich kein einziger so tief bewegt, so gewaltig im Innern ergriffen, als ich, der einsame Pilger, welcher fernher aus dem Norden bis hierher wanderte. Aber freilich, jene fromme Menge war von religiöser Begeisterung erfüllt, ich dagegen hatte nur den Enthusiasmus der Neugier und Wißbegierde, und war von dem selbstsüchtigen Gefühle durchdrungen, daß meinem Stolze Genüge geschehen sei. Ich stand am Grabe des Propheten!

Mohammed ließ mich eine Weile ungestört; dann erinnerte er mich daran, daß nun die Pflichten der Pilgerschaft erfüllt werden müßten. Wir gingen in das Innere der Kaaba durch die Pforte

der Begrüßung, erhoben unsere Hände, sprachen das Lebbeyk, das Tekbïr und das Tahlil und einige andere Gebete, und bedeckten dann das Gesicht mit unseren Händen. Dann begaben wir uns zu der Stätte, an welcher die Schafeïs beten; sie liegt zwischen dem Makam Ibrahim und dem Brunnen Zemzem. Dort hat der Pilger das zweimalige Verbeugen zu Ehren der Moschee zu erfüllen. Die Sakkas oder Brunnenwärter brachten uns eine Schale Wasser; in Anbetracht des Geschenkes, welches ich ihnen dafür verabreichte, gaben sie in meinem Namen auch armen Pilgern zu trinken, für welche sie ein großes irdenes Gefäß füllten. Darauf schritten wir dem östlichen Winkel der Kaaba zu, wo der schwarze Stein sich befindet, stellten uns in einer Entfernung von etwa zehn Schritten ihm gegenüber, erhoben unsere Hände und sprachen: „Es giebt keinen Gott außer Gott; seine Verheißungen sind Wahrheit und die, so ihm dienen, sind siegreich. Es giebt keinen andern Gott als Allah, den einzigen, ungetheilten. Er besitzt die höchste Gewalt. Ihm sei Ruhm, er verfügt über alle Dinge!“ Wir gaben uns Mühe bis dicht an die Mauer vorzudringen, in welcher der Stein angebracht worden ist, konnten aber nicht dorthin gelangen, weil die Menge der Pilger zu groß war. Er blieb also diesmal von uns unberührt, aber wir erhoben die Hände bis an die Ohren, ließen sie dann wieder sinken und riefen: „O Allah, ich erfülle diese Handlung in dem Glauben an Dich, gemäß Deinem Buche (dem Koran) und nach dem Beispiel Deines Propheten. Möge Allah ihn segnen und bewahren! O Gott, ich strecke meine Hand nach Dir aus und groß ist mein Verlangen Dir zu nahen. O, erhöre mein Flehen, mindere meine Sorgen, erbarme Dich meiner Erniedrigung und bewillige mir gnädig Verzeihung.“

Der Andrang war immer noch so stark, daß wir auch jetzt noch nicht zum Steine gelangen konnten. Wir erhoben also wiederum die Hände bis zu den Ohren, wandten die flache Seite nach dem Steine hin, gleichsam als ob wir ihn berührten, sprachen das Takbir, Tahlil und Hamdilah, segneten den Propheten und küßten die Fingerspitzen unserer rechten Hand. Darauf begann die Feierlichkeit des Tawaf, des Umgangs. Dabei mußten wir dem Mataf folgen, das heißt dem länglich runden Wege, der mit Granit gepflastert ist und dicht an der Kaaba um diese herumführt. Unter Anleitung meines Führers (in Mekka werden diese Leute als Metowwef, Motawwif, bezeichnet) sprach ich folgende Worte, die er

mir vorsagte: „Im Namen Allahs. Allah ist allmächtig. Ich habe den Vorsatz sieben Umgänge zu machen zu Gottes Ehre, des Ruhmreichen, des Erhabenen, des Allmächtigen. Gott, ich vollziehe diese Handlung in dem Glauben an Dich, gemäß Deinem Buche," u. s. w. wie oben. Dieses Gebet sprachen wir während des Ganges zum El Moltasem, einer Stelle zwischen der Kaabathür und dem schwarzen Steine, und als wir dort waren, riefen wir: „O Allah, Du hast die Wahrheit gelehrt; verzeihe mir, wenn ich Deine Gebote übertreten habe!" Der Thür gegenüber wurde Folgendes gesprochen: „Gott, dieses Haus ist Dein Haus, dieses Heiligthum Dein Heiligthum, diese Zuflucht Deine Zuflucht; hier ist die Stätte für Alle, welche bei Dir Schutz suchen gegen das Feuer der Hölle."

Vor dem Makam Ibrahim wird Folgendes gesprochen: „O Gott, wahrlich, hier ist der Ort, wo Abraham bei Dir seine Zuflucht nahm gegen das Feuer der Hölle. Dulde nicht, daß den ewigen Flammen zur Beute werden mein Fleisch und mein Blut, meine Haut und meine Knochen." Nachdem wir langsamen Schrittes um den Irakwinkel gekommen waren, sprachen wir: „O Gott, wahrlich, ich nehme meine Zuflucht zu Dir gegen Götzendienerei, Ungehorsam, Scheinheiligkeit, böse Vorsätze oder schlimme Gedanken in Betreff des Eigenthums, der Familie und der Nachkommenschaft." Vor der Dachrinne wird gebetet: „O Allah, wahrlich, ich bitte Dich um Glauben, der nicht wankt, um Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt, und um die zuverlässige Unterstützung Deines Propheten Mohammed. Möge Gott ihn segnen und behüten. O Allah, decke mich mit Deinem Schatten an dem Tage, da kein anderer Schatten sein wird als Dein Schatten, und laß mich trinken aus der Schale Deines Propheten Mohammed; möge Gott ihn segnen und behüten, — diesen himmlischen Trank. Wer von ihm getrunken, verspürt in alle Ewigkeit keinen Durst mehr, o Herr der Ehre und des Ruhmes!" Darauf wendet man sich nach dem westlichen Winkel, Ruhn el Schami, und ruft: „O Allah, möge diese Pilgerschaft Dir genehm sein und mir Vergebung meiner Sünden bringen; möge sie sein ein löbliches Unternehmen, eine vor Dir angenehme Handlung, ein wirksames Bewahrungsmittel. Du bist voll Ruhm und Barmherzigkeit!"

Diese Worte müssen dreimal gesprochen werden. Wir gelangten dann an den Yemeniwinkel, wo wir den Andrang nicht so stark fanden. Deshalb konnten wir, nach dem Beispiel des

Propheten, mit unserer rechten Hand die Mauer berühren, küßten dann die Fingerspitzen und sprachen, ehe wir noch den schwarzen Stein erreichten, an welchem unser Umgang endete, folgende Worte: „O Allah, wahrlich, ich suche Zuflucht bei Dir gegen Untreue, Dürftigkeit und Grabespein, gegen die Unruhen des Lebens und des Todes. Ich komme zu Dir, um Schutz zu finden gegen die Schmach in dieser und jener Welt; ich flehe um Deine Verzeihung für die Gegenwart und für die Zukunft. Herr, gewähre mir Glück in diesem und in jenem Leben, und bewahre mich vor der Züchtigung durch das ewige Feuer."

Damit war unser erster Umgang vollendet. Dieser und die beiden folgenden werden rasch, gleichsam im Turnerschritt vorgenommen, die vier übrigen müssen mit berechneter Langsamkeit zurückgelegt werden. Bei allen diesen Umgängen war es uns nicht möglich, bis dicht an den schwarzen Stein vorzudringen und zum Kuß zu gelangen; wir mußten uns damit begnügen, vor ihm stehen zu bleiben, hielten die Hände an die Ohren und sprachen: „Im Namen Allahs, und Gott ist der Allmächtige." Dann küßten wir die Fingerspitzen, begannen wieder einen Gang und sprachen dieselben Gebete.

Der Tawaf war nun vollendet und es kam darauf an, den Stein zu küssen. Lange verzweifelte ich daran, durch die Masse von Beduinen und andern Pilgern, welche ihn umlagerten, hindurchdringen zu können. Aber Mohammed zeigte sich den Umständen gewachsen. Während unserer Umgänge hatte er seinen religiösen Eifer auch dadurch bethätigt, daß er alle Perser, die uns in den Weg kamen, ausschimpfte. Beleidigende Reden gegen diese verruchten Ketzer und fromme Gebete entströmten wechselsweise seinem Munde. Es waren, wenn ich so sagen darf, malerische Unterbrechungen, zum Beispiel so: „O Allah, ich suche meine Zuflucht bei Dir gegen die Schmach dieser Welt!" Ein bärtiger Mann aus Chorassan begegnete uns, Mohammed bricht in seinem Gebet ab und ruft ihm unter den Bart: „Du verfluchter Sohn eines Verfluchten, Du Schwein, und Bruder einer Sau!" Dazu kamen andere Liebenswürdigkeiten ähnlicher Art. Keiner dieser Adschemis wagte ein Wort zu entgegnen. Höfliche Reden und Bitten halfen bei den frommen Pilgern vor dem Steine nichts; sie standen dicht gedrängt, ein Wald von nackten Schultern und geschorenen Köpfen und wollten weder weichen noch wanken. Da brachte mein Führer

ein halbes Dutzend stämmiger Mekkawis, ächte Stadtkinder, zusammen, und mit deren Unterstützung brachen wir uns Bahn. Die Beduinen waren grimmig wie wilde Katzen, aber sie hatten keine Dolche und waren ohnehin sehr abgemagert, weil ihnen im Sommer ihre Hauptnahrung, die Milch, spärlich zugemessen war. Ich hätte mit leichter Mühe ein halbes Dutzend dieser Leute umwerfen können. Also troß ihres Grimmes und Geschreis erreichten wir unsern Zweck und blieben wohl zehn Minuten lang in ausschließlichem Besitze des schwarzen Steines. Wir küßten ihn, rieben an ihm Hände und Stirn, aber dabei betrachtete ich das Heiligthum mit der größten Aufmerksamkeit, und bin nun überzeugt, daß der Stein ein Aërolith ist.

Wir gelangten dann mit Mühe bis zur Stätte Multazem, drückten dort Magen, Brust und rechte Wange gegen die Kaaba, hoben die Arme über den Kopf empor und riefen: „O Allah, Herr des alten Hauses. Befreie meinen Leib vom Höllenfeuer, beschütze mich vor jeder Missethat, laß mich zufrieden sein mit dem täglichen Brote, das Du uns giebst, und segne mich bei Allem, das Du mir gewährst!" Darauf folgte der Istighfar oder die Bitte um Vergebung: „Ich erflehe die Verzeihung Allahs, des Höchsten, Einzigen, Lebendigen, Ewigen, und biete ihm meine Reue dar." Dann sprachen wir die Segnung für den Propheten, erbaten für uns, was unser Herz am meisten begehrte, küßten den Multazem, gingen nach der Stätte beim Makam Ibrahim, wo die Schafeïs beten, und sprachen die beiden Sunnat el Tawaf, das heißt die Gebete des Umgangs des Propheten. An der Thür zum Zemzem war ich genöthigt noch einmal zu trinken; das Wasser ist sehr bitter. Auch einem Sturzbad entging ich nicht, denn man goß mir ein paar Eimer Wasser über den Kopf; indem es vom Leibe des Pilgers zur Erde fiel, nahm es alle Sünden fort, mit denen meine Seele beschmutzt war. Während dieses Sturzbades sagte ich: „O Allah, ich flehe Dich, daß Du mir Ueberfluß an täglichem Brote gewährest und Wissenschaft, welche dem Menschen nütze ist, auch Heilung von allem Uebel."

Noch einmal mußte ich zum schwarzen Steine zurückgehen und, da ich jetzt nicht bis zu ihm vordringen konnte, das Takbir, Tahlil und Hamdilah hersagen. Das war aber die letzte Station. Meine nackten Füße waren wie geschunden, mein geschorener Kopf war von

der Sonne verbrannt. Um zehn Uhr verließ ich die Moschee und begab mich nach Hause.

Mohammeds Mutter war Wittwe und hatte die verfügbaren Gemächer an ihren Bruder vermiethet, einen alten ausgetrockneten Mekkawi mit einem Geiergesichte, Habichtskrallen und Hyänenlachen. Dieser liebenswürdige Mann war sehr ungehalten, als ich in meiner Eigenschaft als Gast den Anspruch erhob, ein besonderes Zimmer zu haben. Am Ende versprach er aber doch, daß mir eine kleine Kammer, die als Magazin benutzt wurde, eingeräumt werden solle, wenn ich vom Berge Arafat zurückkäme. Damit mußte ich vorerst mich begnügen und den übrigen Theil des Tages im gemeinschaftlichen Männerzimmer zubringen. Dieser große Saal nahm etwa drei Viertel des Erdgeschosses ein. In einem Winkel, links vom Eingange, war eine breite viereckige Mastaba, die eine Erhöhung, welche als Diwan benutzt wird, mit einem Teppich belegt. An der Hinterwand befand sich ein kleinerer, abscheulich schmutziger Diwan, und hinter demselben ein dunkler Winkel, in welchem das Gepäck der Pilger aufgehäuft lag. Der Mastaba gegenüber stand in einer Ecke ein großes Kohlenbecken, auf welchem die indischen Diener den Kaffee kochten oder die Pfeifen anzündeten.

Ich nahm auf der Mastaba Platz. Bald nachher trat eine Schaar türkischer Pilger ein, die im Hause Unterkommen gefunden hatten. Anfangs begegneten wir einander keineswegs mit herzlicher Zuvorkommenheit, ich sah aber bald, daß ich in ihnen wackere, umgängliche Leute vor mir hatte, mit denen ich recht gut auskam.

Am Abend ging ich mit Mohammed und Scheich Nur, der eine Decke und eine Laterne trug, wieder in die Moschee. Der Mond fiel mit seinem Silberlichte auf den Gipfel des Abu Kobeys und in den Tempelhof; die große schwarze Masse der Kaaba überschattete alle kleineren Gebäude, mit denen sie umgeben ist. Ich hatte nur Sinn und Augen für dieses in der Welt einzig dastehende wundersame Denkmal. Da war der Tempel Allahs, des einigen Gottes, des Gottes Abrahams, Ismaels und seiner Nachkommen. Der Anblick war erhaben; die Kaaba drückte mit einer Gewalt, die ich nicht beschreiben kann, die Größe des Gedankens aus, welchem der Islam entsprossen ist und der dessen Bekennern eine so unerschütterliche Zuversicht einflößt.

Vor den Zugängen drängten sich Männer, Weiber und Kinder hinter den Metowwefs; einige gingen bedächtig, andere bewegten

sich rasch hin und her, die meisten standen still und beteten. Es waren immer dieselben Gegensätze. Da schritt die Frau aus der Wüste mit stolzem Gang einher, in langem schwarzen Gewande; aus den beiden Oeffnungen des rothen Schleiers blitzten ein paar schwarze Augen hervor. Ich sehe eine alte Indierin mit halbtatarischem Gesicht, häßlicher Gestalt und mageren Beinen. Man bringt eine Leiche auf der Bahre daher; vier Träger, welche von eifrigen Gläubigen für ihre Mühwaltung belohnt werden, führen den Todten um das Heiligthum. Die Türken erkenne ich an ihrer hellen Haut; sie gehen schweigsam einher und zeigen jene abstoßende hochmüthige Kälte, welche ihnen eigen ist. Dort sehe ich einen ausgehungerten Indier aus Calcutta mit häßlichem Turban, ungestalten Armen und schwankendem Gange. An die Mauer des Heiligthums drückt sich ein armer, von Mühsal beladener Mann, der krampfhaft zuckt und Seufzer hervorpreßt, so tief und schmerzhaft, daß man meint, das Herz müsse ihm brechen.

Wir waren in der Moschee, bevor es dunkelte. Mohammed hatte Gerste mitgebracht, um die Tauben zu füttern, welche sich in Menge am liebsten zwischen der kleinen Pforte der Begrüßung und dem östlichen Säulengange aufhalten. Dort sitzen auch den ganzen Tag über Frauen und Kinder, die gegen eine Kupfermünze den Gläubigen Futter ablassen.

Ich verweilte bis zwei Uhr Morgens in der Moschee, um abzuwarten, ob sie wohl leer würde; aber das geschah nicht. Viele Pilger blieben, ohne in ihre Wohnungen zu gehen, im Hofraume des Heiligthums, um gleich von dort in der Frühe den Pilgerzug nach dem Berge Arafat anzutreten. Sie hatten sich in Gruppen getheilt, vor deren jeder eine Laterne stand, saßen auf ihren Decken, unterhielten sich und betrachteten die Kaaba. Die Menschenmenge war so groß, daß ein paar Stunden verliefen, ehe ich zum Gebet auf Ismaels Grabe kam. Zwischen den Säulen fand ich Kaufleute, welche geweihte Sachen feilboten, zum Beispiel Kämme, Rosenkränze, Zahnreiniger und was dergleichen mehr ist.

Meine beiden Gefährten waren um Mitternacht eingeschlafen. Ich faßte nun den Vorsatz, ein Stück von dem Gewande abzureißen, welches die Kaaba deckt; es waren aber zu viele Blicke auf das Heiligthum gerichtet, und ich mußte mich begnügen, mit abgezählten Schritten, mit meinem Arme und einem Streifen Band die Verhältnisse des Gebäudes abzumessen. Späterhin konnte auch ich der

Ermüdung nicht länger widerstehen, weckte Mohammed und Scheich Nur und ging mit ihnen durch die mondbeleuchteten Gassen heim. Alles war still und die Sicherheit allgemein, denn fast überall schliefen die Leute vor den Häusern, deren Thüren offen standen.

Am andern Morgen, 12. September, stieg ich in meine Sänfte und nahm unter Masuds Leitung den Weg zum Berg Arafat. Die Straße war mit weißgekleideten Pilgern förmlich bedeckt. Einige gingen zu Fuß, andere ritten oder ließen sich in Sänften tragen, Kopf und Füße Aller waren unbekleidet. Das Ganze erschien ungemein bunt und malerisch.

Ich kam durch das Dorf und Thal Muna, die wegen ihrer großen Heiligkeit berühmt sind; anderthalb Wegstunden jenseit desselben wurde Rast gemacht und das Mittagsgebet gesprochen. Dort holte uns die Damaskuskarawane ein, die einen großartigen Anblick darbot. Jetzt war die Fahne des Sultans nicht mehr in ihrer Hülle, sondern die grüne, mit goldenen Stickereien bedeckte Seide wurde von der Sonne beschienen. Hinter ihr zog eine dichte Säule von Pilgern einher; bewaffnete Beduinen galoppirten auf ihren Dromedaren. Viele waren von ihren Frauen begleitet, und die Gewänder flatterten im Winde. Das Gesicht war mit dem Lisam verhüllt, jenem Schleier, welchen in der Wüste Männer und Weiber tragen. Deshalb konnte ich manchmal beide nicht von einander unterscheiden; ohnehin waren die Frauen nicht minder kräftig wie die Männer, ritten eben so gut wie diese, und handhabten den Stock sehr wuchtig, wenn es darauf ankam, irgend einen Esel, ein Maulthier oder ein Kameel, das den Weg versperrte, hinwegzutreiben.

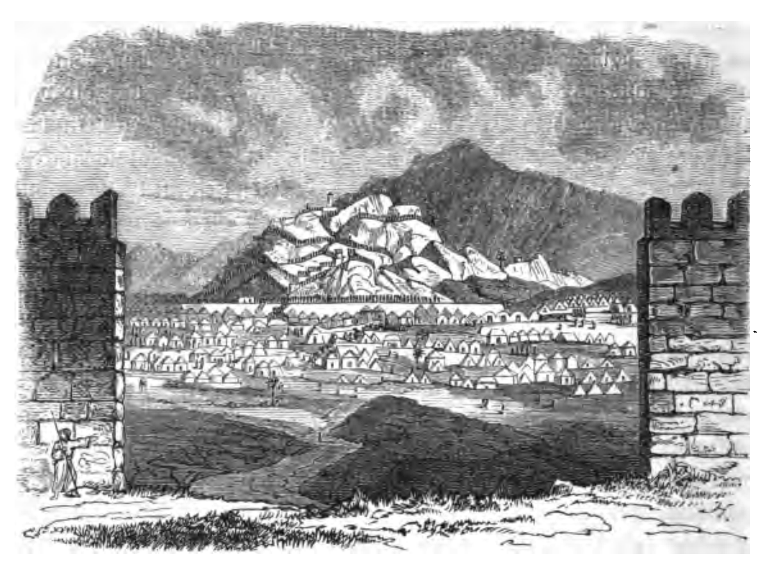
Als der Arafat in nahe Sicht kam, stimmte die ganze ungeheuere Menge das Lebbeyk an. Der Berg liegt etwa zwölf englische Meilen, sechs Wegstunden, von Mekka nach Osten hin. Wir waren sehr rasch vorwärts gekommen, hatten aber auch unsere Kameele sehr ermüdet. Auch die Menschen hatten viel auszustehen; auf der Strecke zwischen Muna und dem Arafat sah ich unterwegs nicht weniger als fünf umfallen und sterben. Erschöpft und schon todtkrank hatten sie sich so weit geschleppt, um unmittelbar die Seligkeit zu erlangen, denn wer auf dieser Pilgerfahrt verendet, wird für einen Märtyrer gehalten. Ich sah mit eigenen Augen, wie leicht unter jenem Himmelsstriche der Tod wird. Jene Unglücklichen, die ich beobachtete, schaukelten und wankten etwas hin und her, zuckten dann zusammen, fielen zu Boden, und aus war es mit

ihnen. Die Todten wurden mit allem Anstand aufgehoben und noch an demselben Abend ohne alle Leichen-Feierlichkeiten in den leeren Räumen zwischen den Zelten eingescharrt.

Mein Führer Mohammed war eitel und hätte mich gern für einen recht vornehmen Mann ausgegeben; es verdroß ihn, daß ich nur ein Derwisch sein wollte. Bei der Wallfahrt nach dem Arafat wollte er aber die Gelegenheit, sich wichtig zu machen, nicht ungenützt lassen. Am vorigen Abend hatten wir unsern alten Freund und Reisegefährten Omar in den Straßen von Mekka getroffen und Mohammed wollte ihn bewegen, mit uns nach dem heiligen Berge zu gehen, damit unser Zug sich stattlicher ausnehme. Omar lehnte es aber ab, und nun nahm Mohammed zwei seiner Vettern und die vier indischen Diener seiner Mutter mit. Er löste den hübschen persischen Behang von meiner Sänfte, um damit unser Zelt auszuschmücken, in welches er auch Teppiche legte. Auch einen seidenen Diwan mit Sammetkissen hatte er mitbringen lassen, und eben so wenig fehlte eine Sammlung von Tschibuks. Vor den Zelteingang stellte er ein großes kupfernes Mankal, Kohlenbecken, zum Kaffeekochen, und das Summen und Sieden des Kessels sollte die Eintretenden begrüßen. Dem Zelte gegenüber standen die Sänften. Nun, das Alles machte sich recht hübsch und sah stattlich genug aus. Zu guter Letzt drang dann Mohammed noch in mich, meinen baumwollenen Mantel abzulegen, der allerdings während der Reisen etwas unscheinbar geworden; ich mußte statt dessen einen schönen Mantel von Kaschmir umthun, welchen mein Führer vor einigen Jahren von einem Vornehmen, einem „Prinzen aus Delhi", erhalten hatte. Dieser Anputz war schuld, daß ich am andern Tage von der Predigt auf dem Berge Arafat auch nicht ein Wort zu hören bekam!

Die Araber nennen den Arafat Dschebel el Rama, den Berg der Barmherzigkeit. Er bildet eine vielfach zerrissene, mit Gesträuch überkleidete Granitmasse, die schroff aus der sandigen Ebene emporsteigt und etwa zweihundert Fuß Höhe hat. Von den Ausläufern des Taïfgebirges ist er durch die steinige Thalschlucht Bathna geschieden; die Grenze auf der Südseite wird durch eine niedrige Mauer angedeutet. Der ganze Anblick hat etwas Ueberraschendes. Hinten in der Ferne erheben sich die blauen Spitzberge des Taïf; am Fuße des Arafat dehnt sich auf gelbem Sande in der unbebauten Ebene das Zeltlager der Pilgerkarawanen aus. Nach Norden hin lagern die Soldaten, welche den unbewaffneten Wallern zum Schutze

dienen. An der östlichen Seite prunken Fahnen und Standarten und große grüne Zelte, überragt von vergoldeten Halbmonden; dort verweilen der Scherif und die Vornehmen, während im Westen die Zelte der gemeinen Pilger stehen, oft als Duars, das heißt im Kreise, in deren Innerm sich die Kameele und Hammel befinden. Ich habe mir das Ganze sehr genau betrachtet und bin überzeugt, daß die Menge wenigstens fünfzigtausend Menschen betrug. Das ist freilich etwas weniger, als Burckhardt im Jahre 1814 dort bei-



Der Berg Arafat.

sammenfand; er schätzte sie auf siebenzigtausend und Ali Bey 1807 auf dreiundachtzigtausend. Uebrigens sagen die Araber, daß die Gläubigen, welche den Arafat besuchen, gar nicht gezählt werden können; denn wenn nicht sechsmalhunderttausend Pilger vorhanden sind, dann steigen Engel vom Himmel herab, um die Zahl voll zu machen. Meine Begleiter versicherten mich, daß diesmal einhundert-undfunfzigtausend himmlische Geister herabgekommen seien und Menschengestalt angenommen hätten.

Als Adam und Eva von der verbotenen Frucht genossen und aus dem Paradiese verstoßen wurden, stieg Eva auf den Berg Arafat und Adam ging nach Ceylon. Er sehnte sich aber sehr nach seiner

Eva und hätte sie gern wieder gehabt. Deshalb trat er eine Reise an; er wollte sie aufsuchen. Diese Wanderung ist Ursache, daß wir jetzt auf Erden eine so große Mannigfaltigkeit in der Bodengestaltung erblicken. Adam hatte einen sehr großen Fuß; wohin er mit ihm trat, da sollte in Zukunft eine Stadt gebaut werden; die Räume, welche er überschritt, sollten Felder bleiben. Adam wanderte manches liebe Jahr umher, bis er endlich an den Berg der Erbarmung kam. Auf diesem stand Eva und rief ihren Mann. Der Erzengel befahl diesem, auf dem Berge eine Betstelle zu errichten; das lange getrennte Paar wurde wieder vereinigt und wohnte bis zu seinem Tode am Fuße des Berges, zwischen diesem und Muna.

Ich betrachtete mir diesen heiligen Hügel und ging dann in's Lager zurück, dessen Straßen durch Zelte, Hütten und Buden gebildet und von Laternen beleuchtet waren. In den Bazaren wogte eine dichte Menschenmenge und ich sah dort alle Leckereien des Orientes. Auch hier wieder schroffe Gegensätze! Manche Pilger, namentlich die Soldaten, waren ohne Pilgergewand und trugen ihre gewöhnlichen Kleider. Ein ziemlich betrunkener Arnaut schritt stolz einher, stieß die Leute mit den Elbogen und suchte Streit. In einem großen schlecht beleuchteten Zelte saßen Aegypter auf Rohrbänken, lärmten und berauschten sich in Hanf. Ueberall war Zank und Unordnung. Viele Leute hatten ihre Freunde und Gefährten verloren und schrien laut nach ihnen; aller Orten hörte man das Lebbeyk. Auch die Diebe verhielten sich nicht müßig. Als ich nach unserm Zelte zurückkam, fand ich eine aufgeregte Menschenmenge vor demselben. Eine Frau hatte einen Dieb auf frischer That ertappt und ihn beim Barte festgehalten, bis Hülfe kam. Einmal mußten wir mit Gewalt die Todtengräber fortjagen, welche dicht neben unserm Zelt einige Leichen verscharren wollten. Ueberall bemerkte ich den großen Abstand, welcher in Bezug auf Reinlichkeit zwischen den Beduinen und den Stadtbewohnern herrscht. Der arme Masud saß traurig in einem Winkel und hielt sich die Nase zu; die Unsauberkeit verursachte ihm einen unüberwindlichen Ekel. Ich tröstete ihn und stimmte den berühmten Gesang von der schönen Beduinin Meysuna an, welche Gemahlin des Chalifen Moawiyah wurde, aber mit ihrem kleinen Knaben ihn verließ und wieder in die Wüste ging. Das Lied hört sich im Arabischen ganz reizend an und den Beduinen geht dabei das Herz auf. Die Tochter der Wüste sagt zum Chalifen:

„O, nimm Deine Purpurgewänder wieder und gieb mir mein schlichtes Gewand aus Kameelhaar zurück. Bring mich weit hinweg von diesem Prachtpalaste; dorthin, wo der Wind über das schwarze Dach der Zelte meines Stammes weht. Das junge Kameel, das noch nicht gehen kann, der Hund, welcher alle anbellt, nur mich allein nicht, diese erfreuen mein Herz mehr, als Maulthiere, die zum Paßgang abgerichtet sind, mehr als alle fein ausgesonnenen Verse der Dichter u. s. w."

Der alte Beduine hörte mir mit Wonne zu und sagte: „Wahrlich, Vater mit dem Schnauzbarte, Du sollst die Zelte meines Stammes sehen!"

Am 13. September wurden bei Sonnenaufgang die Kanonen gelöst; das war das Zeichen zum Aufstehen und zur Vorbereitung für die Feierlichkeiten des Tages. Nachdem ich Abwaschungen und Gebet verrichtet hatte, machte ich mich in Mohammeds Gesellschaft auf den Weg zum Berge des Erbarmens. Zuerst gingen wir nach einer hochliegenden Stelle, die etwa hundert Schritte südöstlich vom Hügel liegt. Sie heißt Dschami el Sakhra, die Vereinigung des Felsens, wegen zweier Steinblöcke, auf welche sich Mohammed der Prophet stellte, um das Talbiyat zu sprechen. Sie ist mit einer niedrigen Mauer von weißen Kieselsteinen eingefaßt, in zwei Hälften getheilt und hat auf der nach Mekka zugewandten Seite eine Betstätte. Wir traten hinein und fanden den ganzen Raum mit Gläubigen angefüllt. Gegen eine geringe Vergütung erhielten wir einen Teppich, auf dem wir unser Gebet verrichten konnten, und begaben uns dann in die innere Abtheilung, wo wir auf die beiden Streinblöcke traten und Lebbeyk riefen.

Nachdem dort Alles abgemacht war, bahnten wir uns nicht ohne große Mühe einen Weg durch Zeltreihen hindurch, über unebenen Boden und stiegen dann die Felsenstufen hinauf, welche an der Südseite des Hügels hinaufführen. Wir fanden trotz der noch frühen Morgenstunde schon jetzt den Pfad mit Menschen überfüllt und theilweise versperrt, zumeist durch Beduinen und Wahhabis, welche sich gute Plätze sichern wollten, um die Predigt genau hören zu können. Schon jetzt hatten sie ihre grüne Fahne oben auf dem Hügel neben Adams Betplatz aufgepflanzt. Etwa in der Mitte Wegs hatte ich, richtig gezählt, sechs und sechszig Stufen zurückgelegt, weiter nach oben wurde der Abfall steiler und der Weg schmäler. Auf Schritt und Tritt wurden wir von Bettlern ange-

halten, die uns am Gewande festhielten und uns nicht bis in den zweiten innern Raum vordringen lassen wollten. Er gleicht dem weiter oben beschriebenen, nur daß er im Innern ohne Abtheilung ist und keine Steinblöcke hat. An dieser Stelle unterwies Mohammed seine Getreuen durch das Wort, und dort hält auch, zur Nachahmung des letzten Propheten, ein Geistlicher von einem Dromedar herab die Arafatpredigt. Wir verrichteten das doppelte Gebet und gaben den Wärtern ein kleines Geschenk. Dann stiegen wir weiter; der Pfad wurde immer beschwerlicher, bis wir auf eine breite Fläche gelangten, wo wir ein Oratorium und eine Art Obelisk von sehr plumpem Bau fanden; man erblickt denselben, weil er weiß ist, schon aus weiter Ferne. Die Stätte heißt Adamsort, Makam Sayyidna Adam. Auch dort verrichteten wir unsere Andacht inmitten eines großen Pilgerhaufens und stiegen dann wieder hinab. Unterwegs erblickte ich die Quelle, welche das Lager mit Wasser versorgt; sie ist klar und sprudelt aus dem Gestein hervor.

Dieser Ausflug hatte eine beträchtliche Zeit in Anspruch genommen, denn es war neun Uhr geworden, ehe ich wieder im Lager anlangte, wo Alles in Bewegung war. Die Geschütze donnerten unaufhörlich, Rosse und Kameele liefen wirr durcheinander. Als ich in mein Zelt trat, fand ich dort zu meinem Mißvergnügen den alten Ali ben Yasin, dem sein Maulthier abhanden gekommen war. Während er es suchte, hatte er unsere Gesellschaft erkannt. Ich fand alle Ursache diesen unglücklichen Zufall zu verwünschen, denn der Zemzemi war ein aufmerksamer Beobachter und viel zu neugierig.

Unser Frühstück nahmen wir so spät als möglich ein, weil wir eine zweite Mahlzeit erst am Abend halten konnten. Nach dem Mittagsgebet nahmen wir eine außerordentliche Abwaschung vor, und wurden dadurch zum Anhören der Predigt fähig. Von da an zog eine stets wachsende Menge von Pilgern unter lautem Geräusch den Hügel hinan. Zwischen drei und vier Uhr verkündeten die Kanonen die Zeit zum Nachmittagsgebet und ich vernahm auch Musik; der Scherif begab sich mit einem zahlreichen Gefolge auf den Arafat. Da unser Zelt gerade an dem Wege stand, welchen er einschlug, so konnte ich den ganzen Zug recht bequem beobachten. Voran gingen Stabträger, welche nach morgenländischer Weise vermittelst ihrer Stöcke freie Bahn machten. Ihnen folgten Reiter aus der Wüste; an ihren langen Lanzen flatterten bunte Büschel;

dann kamen die ächten Stammpferde des Scherif, unvergleichliche Renner von der edelsten Abkunft; auch den mächtigsten Herrschern verkauft man keines von diesen Prachtrossen. Hinter ihnen gingen schwarze Sklaven mit Musketen, darauf kamen fünf Träger mit rothen und grünen Fahnen vor dem Scherif, welchem eine zahlreiche Gruppe von Angehörigen seiner Familie und von Hofleuten folgte. Der Fürst saß auf einem Maulthiere, trug das einfache Gewand des Ihram und war unbedeckten Hauptes; ich erblickte kein anderes Zeichen seines hohen Ranges als einen großen mit Gold besetzten Sonnenschirm von grüner Farbe, welchen ihm ein Sklav über dem Kopfe hielt. Diesen Zug schloß eine zweite Abtheilung von Reitern aus der Wüste auf Pferden oder Kameelen. Nachdem er das Gewirr der Zelte hinter sich hatte, schlug er langsam fortschreitend den Weg nach dem Hügel zu ein, der auf allen Seiten mit einer unzähligen Menschenmenge bedeckt war. Sie alle trugen daß weiße Ihramkleid, weheten mit den Zipfeln in der Luft und schrien aus vielen tausend Kehlen: Lebbeyk, Lebbeyk!

Um die Stunde des Nachmittagsgebetes waren die beiden Mahmals, das heißt die kaiserlichen Standarten der Damaskus- und der Kairo-Karawane, nebeneinander aufgepflanzt worden; sie standen auf einer Fläche an einem der unteren Abhänge des Berges. Der Scherif stellte sich mit seinen Fahnen und seinem Gefolge etwas höher, so daß er die Stimme des Predigers vernehmen konnte. Solche Pilger, die an und auf dem Berge keinen Platz gefunden hatten, hielten sich dicht gedrängt am Fuße desselben auf. Bald folgte dem lauten Lebbeykschreien eine feierliche Stille und die weißen Mäntel wurden nicht mehr in der Luft herumgeschwenkt. Der Prediger begann seine Rede. Von meinem Zelte aus konnte ich genau die Gestalt des Greises erkennen, von den Worten aber nichts vernehmen. Er saß auf einem Kameel.

Aber weshalb war ich nicht auf den Berg gegangen, sondern in meinem Zelte geblieben? Das will ich erzählen: Ich hatte ein Blatt Papier hergerichtet und einen Bleistift in den Falten meines Ihram versteckt, um insgeheim den Hauptinhalt der Predigt aufzuschreiben. Unglücklicherweise hing aber der schöne rothe Kaschmir Mohammeds auf meinen Schultern. In unserer Nähe saßen einige Damen aus Mekka, welche allem Anschein nach den vornehmsten Familien der Stadt angehörten. Eine dieser Damen hatte ich schon mehrmals bemerkt; sie war ein Mädchen von etwa achtzehn

Jahren, groß und schlank, mit regelmäßigen Zügen, von mattcitronengelber Hautfarbe und sanftem Ausdruck des Gesichts; die Brauen wölbten sich im Bogen über den herrlichsten Augen, die man nur sehen kann. Die ganze Erscheinung war in hohem Grade anmuthig und hatte nicht die Mängel, welche an arabischen Frauen unangenehm auffallen. Statt des gewöhnlichen Schleiers trug sie einen Yaschmak von durchsichtigem Musselin, den sie um das Gesicht gebunden hatte, und ihre Mutter oder Aufseherin schien weder argwöhnisch noch bösartig zu sein. Dieses schöne Mädchen warf einen Blick der Bewunderung auf meinen Kaschmir; ich erwiederte denselben, aber noch ausdrucksvoller, durch einen Blick auf ihre prächtigen Augen. Sie öffnete dann mit feinster Coquetterie ein wenig den Schleier, so daß ich Stirn und Augenbrauen sehen konnte. Ich gab meiner gesteigerten Bewunderung über solche Reize den angemessenen Ausdruck und wurde dadurch belohnt, daß die Schöne den Musselin noch tiefer fallen ließ; nun schauete ich Wangen und Grübchen und ein rundes Kinn. Da die Aufmerksamkeit meiner Begleiter eben auf etwas ganz Anderes gerichtet war, so unternahm ich ein Wagniß und machte mit der Hand ein Zeichen vor meiner Stirn. Die Schöne lächelte und wandte ihr Gesicht weg; der Pilger war vor Entzücken außer sich.

Die Predigt war inzwischen weit vorgerückt, und ich beschloß zu bleiben wo ich war, um zu sehen, was meine Schöne weiter thun würde. Dank meinem Kaschmir, wir kamen zu völligem Einverständniß. Aber ein böser Stern verdarb Alles; noch an demselben Abend gab ich den Kaschmir ab und legte mein schlichtes Pilgerkleid wieder an.

Der Redner auf dem Kameele predigt etwa drei Stunden lang, bis gegen Sonnenuntergang. Anfangs hört man ihn mit tiefem Schweigem an; im Verlauf der Rede muß aber von den Versammelten oft ein Amen gesprochen oder ein Lebbeyk gerufen werden. Gegen das Ende trieb mir der Wind einen wahren Höllenchor von Geschrei, Schluchzen und Seufzern entgegen; auch meine Gefährten thaten, als ob sie tief ergriffen seien. Der alte Ali hätte gewiß bei jeder Gelegenheit nur Krokodilsthränen vergossen und aufrichtig nur in Folge eines Geldverlustes geweint; jetzt rieb er sich die Augen; Mohammed machte das Ding anders, er bedeckte das Gesicht mit seinem Ihram. Endlich war die Menge der Aufregung satt und müde; kleine Gruppen begannen bergab zu ziehen;

während die Leute, welche im Lager zurückgeblieben waren, die Zelte abschlugen und anfingen die Kameele zu beladen. Doch war die Predigt erst zu zwei Drittheilen beendigt.

Wir beeilten uns nach besten Kräften, waren aber erst um Sonnenuntergang zum Aufbruch fertig, als der Prediger das Zeichen zum Israf gab, das heißt die Ermächtigung zum Weggehen. Jetzt schrien alle Pilger so laut als immer möglich das Lebbeyk und stürzten wie eine Lawine den Berg hinunter. So war ich Zeuge des El Dafa min Arafat, des Herabsteigens vom Arafat. Jeder lief oder trieb sein Thier nach Kräften an. Die Sonne war verschwunden, die Erde starrte gleichsam von den langen Pflöcken, an welchen man die Zeltstricke befestigt, die Kameele stürzten, Sänften zerbrachen, Fußgänger wurden niedergetreten. Auch gab es Zweikämpfe, auf allen Seiten regnete es Stockprügel und auch gefährliche Waffen kamen zum Vorschein. Der eine suchte ein Thier, der andere eine Frau, der dritte ein Kind. Mit einem Worte, es herrschte eine wahrhaft chaotische Verwirrung.

Zu meinem größten Aerger bestand der alte Ali unbedingt darauf, mir Gesellschaft zu leisten; er stieg in meine Sänfte und gab sein Maulthier meinem Führer Mohammed zur Obhut. Masud hatte von mir einen Dollar bekommen und hielt sich deshalb stets in der Nähe meiner schönen Mekkanerin. Aber Ali vermaß sich, ihm allerlei Weisungen und Befehle über die Richtung zu geben, welche unser Kameel nehmen solle; ich befahl das Gegentheil. Ali wollte still halten, ich wollte vorwärts. Während des Streitens darüber entfernte sich die Schöne immer mehr, und als uns dann ein Trupp Kameele den Weg abschnitt, verlor ich die Liebliche für alle Ewigkeit aus den Augen.

Die Pilger hielten ihr Nachtlager einige Meilen vom heiligen Berge entfernt in der Ebene und waren am andern Morgen in Muna, wo sie die Steinigung verrichteten. Es kostete meinen Mohammed große Mühe, die dazu erforderlichen Esel zu erhalten. Ehe wir sie bestiegen, um an den Ort der Steinigung zu reiten, wuschen wir mit sieben Wassern sieben kleine Steine, die etwa so groß wie eine Bohne waren, und die wir am Abend vorher am Arafat gesammelt hatten. Am westlichen Ende der langen Straße, welche das Dorf Muna bildet, war der Weg, welcher zum Scheïtan el Kebir führt, von der Menge versperrt. Das Wort bedeutet buchstäblich den großen Satan, und bezeichnet einen Stein-



Leipzig. A. Edelmann.

Steinigung des grossen Teufels.

haufen, der am Eingange des Dorfes auf der Seite von Mekka her, vor einer roh aus Steinen aufgeworfenen Mauer liegt. Jeder Pilger muß die Feierlichkeit des Rami, das heißt der Steinigung, in der Zeit zwischen dem Aufgang und Untergang der Sonne verrichten. Der böse Feind ist abscheulich genug gewesen, sich in einem sehr schmalen Engpasse blicken zu lassen, in welchem die Gläubigen, welche ihn hassen, einander drängen; dort richtet er nun alljährlich unter ihnen Unglück an. Der Pfad ist etwa vierzig Fuß breit; an der einen Seite desselben steht eine Reihe von Buden, die meist im Besitz von Barbieren sind. Auf der andern Seite befinden sich die Mauer und der Steinhaufen, zu welchem der Zugang durch eine lebendige Mauer von Beduinen und nackten Kindern versperrt war. Die Pilger kämpften in dem Gedränge, welches sie selbst veranlaßten, verzweifelt, etwa wie ein Ertrinkender, der Alles aufbietet um sich zu retten. Jeder wollte dem großen Satan einen Denkzettel geben. So dicht war die Masse, daß man auf den Köpfen und Schultern bequem hätte gehen können; und unter dieser Menge befanden sich Reiter auf unruhigen Thieren. Beduinen sprengten mit ihren Kameelen heran, vornehme Pilger auf Maulthieren, hinterher kam eine Schaar von Dienern, um Platz zu machen. Das Gewirr war in der That ungeheuer. Ich wußte, daß einer meiner Vorgänger, Ali Bei, demselben erst entronnen war, nachdem er zwei Wunden erhalten; deshalb hatte ich mich für den Nothfall mit einem Dolche versehen, und es zeigte sich bald, daß ich wohl daran gethan. Mein Esel wurde nämlich von einem Dromedar über den Haufen gerannt und ich kam unter den Bauch des Thieres zu liegen, das mit allen Vieren um sich schlug. Mit Hülfe meiner Waffe konnte ich mich losmachen, ich war aber nahe daran, erdrückt und erstickt zu werden. Einige Muselmänner behaupten freilich, der Ort sei dermaßen heilig, daß dort kein Mensch das Leben verlieren könne, dagegen sagen die Mekkawi, welche die Sache besser wissen, daß allerdings manche Pilger zu Grunde gehen.

Als ich wieder auf den Beinen stand, drängte sich Mohammed durch das Gewühl zu mir heran; er hatte eine blutige Nase davon getragen. Wir setzten uns auf die Bank vor einer Barbierbude, um eine günstigere Gelegenheit abzuwarten. Eine solche fand sich dann auch, und wir kamen der heiligen Stätte bis auf ein paar Schritte nahe. Sogleich nahmen wir die sieben Steine einen nach

dem andern, warfen sie auf Satans Schandsäule und sprachen: „Im Namen Allahs. Allah ist der Allmächtige. Ich thue dieses aus Haß gegen den bösen Geist und ihm zu Schimpf und Hohn!“ Dann sprachen wir das Thalil und das Sana, kehrten um und gingen in eine Barbierbude, wo im Innern den Wänden entlang Erdbänke angebracht waren. Jetzt war der Augenblick, das Ihram oder Pilgergewand abzulegen, und das Ihlal, die gewöhnliche Tracht der Muselmänner, wieder anzuziehen. Der Barbier schor mir das Kopfhaar ab, beschnitt Bart und Nägel und wir mußten sprechen, „Ich will meinen Ihram ablegen, gemäß dem Vorgange des Propheten. Möge Allah ihn behüten und segnen. O Allah, gieb daß in mir seien bis zur Wurzel der Haare Einsicht, Reinheit und Freigebigkeit. Im Namen Allahs und Allah ist der Allmächtige!“ Der Barbier sprach bei seiner Arbeit höflich: „Naïman, das Vergnügen sei mit Dir!“ Worauf wir entgegneten: „Möge Allah Dir dieses Vergnügen gewähren.“ Unsern gewöhnlichen Anzug hatten wir nun noch nicht, konnten aber von jetzt an uns den Kopf bedecken und die Füße gegen die brennenden Sonnenstrahlen schützen. Auch konnten wir dem Bart eine Güte thun, was nicht erlaubt ist, so lange man das Ihram trägt. Wir blieben etwa eine Stunde lang in der Bude des Barbiers; sie war mit Menschen überfüllt, und kam uns doch recht kühl vor, weil sie wenigstens Schatten gab, während draußen eine unbarmherzige Sonne ihre Strahlen herabschoß. Doch wir mußten hinaus, um rechtzeitig in Mekka einzutreffen und die Kaaba zu besuchen.

Ich war noch nicht lange in meinem Gemach, als Mohammed in aller Eile zu mir kam. „Effendi, steh rasch auf, nimm ein Bad, kleide Dich an und gehe mit mir!“ Die Kaaba war so eben für die Pilger geöffnet worden, aber die meisten waren noch unterwegs, und so hatten wir kein starkes Gedränge zu besorgen. Deshalb sputete ich mich, und war bald im Heiligthum, wo ich doch schon viele Gläubige fand. Ich hatte keine Lust, gleich ihnen, in der Sonne auf dem glühheißen Pflaster zu stehen, und ließ rufen: „Macht Platz dem Hadschi, der in das Beith Allah, das Gotteshaus, eintreten will.“ Zwei stämmige Mekkaner hoben mich in die Höhe; ein dritter stand auf der Thürschwelle und zog mich heran. So war ich nun in der Kaaba und inmitten der Tempelbeamten, die sehr hochmüthige, mürrische Leute sind. Unter ihnen befand sich ein junger Mann aus der Familie der Beni Scheybeh, welchem die

Obhut über den Tempel erblich zugehört; sie ist das wahre Voll- und Kernblut vor allen anderen Arabern im Hedschas. Dieser Hüter des Heiligthums saß auf einem hölzernen Kasten an der Thür und hatte die große vergoldete Kette der Kaaba in der Hand; er fragte von Amtswegen nach Namen, Heimath und allerlei anderen mich betreffenden Angelegenheiten. Meine Antworten wurden für befriedigend erachtet und Mohammed bekam Erlaubniß, mit mir im innern Heiligthum umherzuwandeln und die erforderlichen Gebete mir vorzusprechen. Nun war ich zwischen vier Mauern, die keine Fensteröffnung hatten, unter Leuten mit düsterm Gesicht; ich hörte die Gebete des fanatischen Volkes, das draußen stand, und dachte nicht ohne Schaudern an die Gefahr, in welche ich mich begeben hatte. War ich doch in eine Falle gegangen, aus der kein Entrinnen möglich gewesen wäre. Aber dieses Gefühl hinderte mich nicht, alle Gebete herzusagen, Alles sorgsam zu beobachten und den Plan des Gebäudes mit Bleistift auf meinem weißen Gewande in Umrissen zu zeichnen.

Das Innere dieses berühmten Tempels ist äußerst einfach. Das Pflaster gleicht einem Schachbrette und besteht aus Marmorplatten von verschiedenen Farben. Nach dem zu schließen, was mir von den Mauern sichtbar wurde, sind auch diese mit Marmorplatten von unregelmäßiger Gestalt bekleidet; an mehreren Stellen gewahrte ich lange Inschriften mit modernen Buchstaben. Der obere Theil der Mauern und die Decke (auf welche letztere man keinen Blick werfen soll, weil das die Hochachtung verbietet) sind mit einem schönen Zeug überzogen; es ist rother, mit Goldblumen bedeckter Damast. Diese Bekleidung beginnt etwa sechs Fuß vom Boden, damit sie nicht von den Händen der Pilger berührt werde. Unter der Decke hin laufen als Stützen derselben drei Querbalken, deren Gestalt man trotz der Zeugbekleidung erkennt; als ihre Träger dienen drei mit Schnitzwerk versehene Säulen aus Aquilaholz. In dem Irakiwinkel ist eine kleine Thür, die Bab el Taubah oder Pforte der Reue angebracht; sie führt zu einer schmalen Treppe, vermittelst welcher man auf das Dach gelangt; diese Thür wird aber nur geöffnet, wenn der Tempeldienst es verlangt. Im Winkel des schwarzen Steines steht eine Art Koffer von Aquilaholz, in welchem die Schlüssel zur Kaaba niedergelegt werden. Zwischen den Säulen befinden sich in neun Fuß Höhe Metallstangen; an

diesen hängen mehrere Lampen. So ist es mit dem Innern der Kaaba beschaffen.

Auf der Außenseite hatte man an jenem feierlichen Tage an zwei Stellen auf jeder Seite, vermittelst vieler auf dem Dache angebrachter Stricke den großen Schleier, Kiswa, emporgezogen; für gewöhnlich hängt er bis unten hinab und ist mit großen Metallringen befestigt. Diese Bekleidung, Kiswa, wird erneuert, wenn ein anderer Sultan den Thron besteigt. Die Verfertigung desselben gilt für ein frommes Werk und ist in der Familie Beit el Sadi zu Kairo erblich. Das Gewebe ist ziemlich grob und von Seide und Baumwolle; ein Stück davon ist in meinem Besitz. Der ganze Schleier besteht aus acht Stücken, so daß auf jede der vier Seiten zwei kommen; die Nähte sieht man nicht, weil über sie der Hizam geht, ein breiter vergoldeter Streifen, der weit in die Ferne glänzt. Der Sage zufolge hatte ehemals der ganze Koran auf dem Kiswa geschrieben gestanden; jetzt findet man auf ihm nur noch sieben Kapitel und folgende Inschrift, die man schon von Weitem lesen kann: „Wahrlich, der erste Tempel, welcher für das Menschengeschlecht gegründet wurde, ist jener in Mekka. Er ist gesegnet und ein Führer für alle Geschöpfe.“ Der Hizam ist etwa zwei Fuß breit und in vier Stücke getheilt, von denen die beiden ersten fromme Inschriften haben; auf den beiden anderen stehen die Titel des regierenden Sultans. Diese Inschriften und die Burka, der Teppich, welcher vor der Thür hängt, sind von rother mit Gold gestickter Seide. Sobald ein Kiswa fertig gewebt worden ist, trägt man denselben zu Kairo feierlich in großem Zuge nach der Moschee El Hassanayn, wo er dann gestickt, zusammengenäht und zum Abschicken nach Mekka fertig gemacht wird.

Im Innern der Kaaba fand ich nur einige Tempeldiener, welche allerlei zum Empfange der Pilger vorrichteten; es waren nur wenige Menschen in diesem Raume, aber dieser hat keine Fenster, die Thür ist mit einem Teppich verhängt, es kann also keine Luft hineindringen, und ich fand es in der Kaaba schwüler als in den Bleikammern Venedigs. Ich war im Schweiß wie gebadet, dicke Perlen troffen mir von der Stirn auf den Marmor hinab, und ich dachte mit Schaudern und Ekel an den Dunstkreis, der sich an einem solchen Orte bilden muß, wenn derselbe mit religiös erregten Menschen überfüllt ist. Meine Andacht bestand in einem Gebet und zweimaliger Adoration, vier langen Anflehungen Allahs, welche

in den drei Winkeln Schami, Iraki und Yemeni gesprochen werden müssen und vor der Mauer hinter dem zweiten Querbalken. Als diese Pflicht erfüllt war, ging ich nach der Thür zurück, um meine Gebühren zu entrichten. Mohammed hatte geäußert, daß ich Alles in Allem wohl mit sieben Dollars abkommen werde, er verdarb mir aber mit seiner gewöhnlichen Großthuerei das Spiel, denn er hatte den Tempelleuten gesagt, ich sein ein Indier. In Mekka will das so viel bedeuten als ein reicher Mann. Meine sieben Dollars wurden verächtlich zurückgewiesen. Auf etwas Aehnliches hatte ich mich gefaßt gemacht und deshalb nur acht Dollars eingesteckt. Ein halbes Dutzend Wächter des Heiligthums drangen gleichzeitig auf mich ein und sprachen mich an, aber ich spielte den Dummen und stellte mich, als ob ich die Sprache nicht verstehe. Da nahm der junge Mann aus der Familie Beni Scheybeh zu einem sinnreichen Mittel seine Zuflucht, um mir die Dummheit auszutreiben und mich für das Licht der Erkenntniß empfänglich zu machen. Er zog nämlich aus dem Koffer einen grünen mit Gold gestickten Beutel hervor, in welchem der Schlüssel zum Heiligthum aufbewahrt wird; mit dem vergoldeten Ringe dieses Schlüssels, welcher die Gestalt eines vierblätterigen Kleeblattes hat, rieb er mir die Augen! Das ließ ich ganz ruhig geschehen, und als er aufhörte, legte ich zu den sieben Dollars noch meinen achten und letzten. Der junge Scherif nahm ihn hin, ich sah ihm aber am Gesicht ab, daß er sehr enttäuscht war und sich auf mehr Thaler keine Hoffnung machte. Auch gab er, zu meiner großen Befriedigung, sein Mißvergnügen dadurch kund, daß er mir seine Hand nicht zum Kusse darreichte. Jetzt forderten auch die Diener eine Belohnung, denen gab ich eine zwar stumme, aber leicht verständliche Antwort, indem ich meine leeren Taschen umwandte. Als ich endlich draußen war, verlangten auch die breitschulterigen Mekkaner, welche mich in die Kaaba hineingehoben hatten, ihre Gebühren; ich sagte ihnen ganz einfach, sie möchten sich in die Wohnung meines Führers Mohammed bemühen, dort wolle ich sie befriedigen. Darüber knurrten und murrten sie, begriffen indessen, daß kein anderer Ausweg bleibe. Als ich endlich Alles überstanden hatte, wünschte mir mein schlauer Mohammed alles Glück. „Wallah, Effendi, Du bist noch prächtig davongekommen, denn viele Leute kommen nur ganz geschunden wieder heraus.“

Ich hatte genug von der Kaaba, war matt und müde, ging heim und wusch mich mit Henna und warmem Wasser, um den brennenden Schmerz zu lindern, welchen ich in Folge des Sonnenbrandes auf Armen, Brust und Schultern fühlte. Ich fand unser Haus leer, weil die türkischen Pilger noch in Muna waren. Die Kabira empfing mich mit achtungsvoller Aufmerksamkeit und ließ mich in ein Zimmer führen, das ich hoch und luftig fand. Das Getäfel war von Teckholz und hatte Inschriften; die großen Teppiche und breiten Diwane zeugten von ehemaligem Glanz. Die Familie hatte einst bessere Zeiten gehabt, aber der Scherif hatte ihr drei Häuser weggenommen. Doch war der alte Stolz geblieben, und sie bewahrte gern das Andenken an ihren frühern Wohlstand. Die gute Frau ließ mir Pfeife und Kaffee, frisches Trinkwasser und ein Frühstück bringen. Ich gewann ihre Zuneigung besonders dadurch, daß ich ihren Mohammed lobte, denn ihr war, wie den meisten Müttern, der ungezogenste Sohn der liebste. Diese mekkanische Frucht trat eben in's Zimmer. Als er sah, daß seine Mutter den Schleier bis zum Mund herabgelassen hatte, fing er darüber zu schelten an. „Du wirst wohl gar in den Saal zu den Männern gehen!" — „O Sohn, fürchte Allah! Deine Mutter ist bei Jahren." In der That zählte sie deren etwa funfzig. Aber Mohammed rief ein spöttelndes „Bah, bah!", denn dieser junge Weltmann hatte eine nicht gerade vortheilhafte Meinung von den Frauen. Die Mutter verstand, was der Bursch sagen wollte, und entgegnete lächelnd: „Allah wird erlauben, daß Du Dich irrst!"

Bald nachher kam sie wieder, brachte mir Wasser für meine Abwaschungen, und drang in mich, noch einmal nach Muna zu gehen, wo ich einen Schöps zum Opfer bringen sollte, denn das sei eine wichtige Pflicht. Wir gingen auch wirklich am kühlen Nachmittage dorthin. Ich will bemerken, daß ich in der Kaaba den Ihram trug; jetzt hatte ich meine gewöhnliche Tracht wieder angelegt. Ich selbst opferte keinen Hammel, sah aber in der Schlucht bei Muna ein fürchterliches Gemetzel; Tausende von Thieren, auch Kameele und Ochsen, werden zu gleicher Zeit abgeschlachtet. Sobald ein Zeichen gegeben wird, stürmen die Takruris in Masse heran, fallen über das getödtete Vieh her und häuten dasselbe ab. Das Fleisch ist diesen abgehungerten Pilgern eine willkommene Beute. Am andern Tage, wenn die Sonne auf diese schauderhafte Opferstätte brennt, wird sie geradezu pestilenzialisch, und doch wird gar

keine Vorkehrung getroffen, um die übeln Einflüsse einer solchen Abdeckerei zu beseitigen. Die Behörden dürfen nichts thun, weil sie dadurch die Religion beeinträchtigen würden!

Am andern Morgen wurde Satan noch einmal gesteinigt und die Höhle besucht, in welcher Abraham, der arabischen Sage zufolge, seinen Sohn opfern wollte; aber ein Engel fiel ihm in den Arm. Dann gingen wir nach Mekka zurück, um die feierliche Predigt anzuhören. Um Mittag waren wir im Harem, im Heiligthume. Ich trat durch den Säulengang unterhalb der El Ziyadehthür ein und war von Erstaunen über den merkwürdigen Anblick ergriffen, welcher sich mir darbot. Der weite viereckige Hofraum war dicht gedrängt voll Pilger, die in langen Reihen saßen und das Antlitz der Kaaba zukehrten. Kein in herrlichem Blumenschmuck prangender Garten kann den bunten Glanz dieser mannigfaltigen Pilgerkleider übertreffen; kein anderer Punkt auf Erden kann ein solches Schauspiel darbieten. Die Frauen trugen zumeist dunkele Gewänder und saßen an der für sie angewiesenen Stelle. Der Pascha, von Soldaten umgeben, welche die Uniform des Nizam, des regelmäßigen Heeres, trugen, saß auf dem Dache des Zemzem. In der Nähe der Stelle, wo der oberste Ulema seinen Platz hat, waren die Menschen am dichtesten zusammengedrängt, und überall gewahrte ich eine undurchdringliche Masse von Köpfen und Schultern. Alle waren fast unbeweglich und wie gebannt an den Platz, welchen sie inne hatten; nur einige Derwische mit Weihrauchfässern gingen durch die Reihen der Gläubigen, um Almosen in Empfang zu nehmen, die jedoch nicht erbeten wurden. Die Kanzel ragte hoch über die Menschenmenge empor; sie hat ein Spitzdach, auf welchem eine große vergoldete Aehre prangt; diese erglänzte im Sonnenstrahl. Auf der Kanzel saß der Prediger, ein Greis mit schneeweißem Barte; mit seiner linken Hand stützte er sich auf einen kurzen Stab. Gewand und Turban waren weiß. Jetzt erhob er sich, nahm den Stab in die rechte Hand und sprach einige Worte, die ich aber nicht verstehen konnte.*) Darauf setzte er sich auf eine der unteren Treppenstufen, während ein Muezzin am Fuße der Kanzel den Aufruf zum Predigen sprach. Als er damit fertig war, ging der Greis wieder an seine frühere Stelle und begann die Rede. Er sah wahrhaft majestätisch aus. In der Versammlung herrschte tiefes Schweigen,

*) Sie lauten: „Mit Euch sei Friede, Allahs Erbarmen und sein Segen!“



das nur dann und wann, am Schlusse langer Sentenzen, durch ein allgemeines Amen unterbrochen wurde. Gegen das Ende der Predigt erhoben sich in gewissen Zwischenräumen plötzlich Tausende von Stimmen, schwiegen aber dann eben so plötzlich. Ich bin in vielen Ländern bei großen religiösen Feierlichkeiten gewesen, aber sie haben nirgends einen so feierlichen und imponirenden Eindruck auf mich gemacht, wie jene in Mekka.

Die Zeit, welche ich noch in der heiligen Stadt verlebte, ging recht angenehm hin. Omar Effendi besuchte mich täglich und traf



Betende Muselmänner.

insgeheim Anstalten, um mich ohne Vorwissen seiner Familie nach Kairo zu begleiten. Mohammed Schiklibeh, der nach meiner Abreise von Suez Mittel gefunden hatte, über Dschidda nach Mekka zu gelangen, kam auch zu mir, und mit ihm besprach ich meinen Plan, quer durch die arabische Wüste nach Maskat am persischen Meerbusen zu ziehen. Aber der wackere Mann runzelte die Stirn und seine Augenbrauen berührten fast den Turban. „Wallah, Effendi, Du bist wohl nicht recht bei Sinnen!“ Er erzählte mir täglich die Neuigkeiten, welche mit den verschiedenen Karawanen einliefen. Die Beduinen im Hedschas waren in großer Aufregung und sprachen sogar von einem Angriffe auf Dschidda. Der Geldmangel, der Zwist zwischen dem Scherif von Mekka und dem türkischen Pascha und das Gerücht von einem heiligen Kriege übten Einfluß auf

die Söhne der Wüste. Mit Scheich Masud setzte ich mich in sehr freundlicher Weise auseinander; er rieth mir, noch einige Monate in Mekka zu bleiben, bevor ich daran dächte, meine Wanderung nach Osten zu beginnen. Andere sprachen sich in demselben Sinne aus. Kurzum, mir blieb nichts übrig, als nach Aegypten zurückzukehren und günstigere Umstände abzuwarten.

Die türkischen Pilger, welche in unserm Hause wohnten, sehnten sich nach dem Tage der Abreise. So lange die Feierlichkeiten währten, welche der Pilger mitmachen muß, empfanden sie kein Heimweh; jetzt aber dachten sie lediglich an Frauen und Kinder. Sie trafen ihre Vorkehrungen zum Abzuge. Ganze Stöße von blauen Porzellantellern und Körbe mit Flaschen, die Wasser aus dem heiligen Brunnen enthielten, wurden herbeigeschleppt, denn solche Andenken nimmt der Pilger mit; auch kauft er Bilder, Kämme, Henna, Balsam, Zahnbürsten, Aquilaholz, Türkise, Korallen, Mäntel aus Kameelhaarzeug, Rosenkränze aus Perlmutter und Zeugstückchen des Kiswa. Wer jetzt die Treppe hinaufstieg, mußte vorher Tarik rufen, denn sonst wäre er in Gefahr gekommen, irgend einer Frau zu begegnen, die beim Packen und in der Eile vielleicht ihren Schleier nicht über das Gesicht gezogen hatte. Im Erdgeschoß ließen sich viele Handelsleute blicken, und die Unterhaltung drehte sich zumeist darum, ob wohl in Dschidda ein Dampfer einlaufen und nach Suez weiter fahren werde.

Unruhe und Geräusch in dem großen Saale waren mir zuwider; ich überredete deshalb meine freundliche Wirthin, mir, trotz der Einsprache ihres spindeldürren Bruders, ein kleines Gemach im ersten Stock herzurichten, wo ich während der heißen Tagesstunden alle Kleider ablegen und ungestört ausruhen konnte. Mekka liegt tief, zwischen Hügeln eingeklemmt, und ist außerordentlich heiß; die Häuser sind wahre Backöfen. Ich zog mich gleich nach dem Frühstück in mein kleines Gemach zurück, das ich besprengte; dann streckte ich mich auf eine Decke hin. Diese Einsamkeit war mir von hohem Werthe, weil ich meine Bemerkungen niederschreiben konnte; dabei mußte ich aber immer nach der Thür hin blicken, um nicht überrascht zu werden. Dann und wann kam ein Kranker, aber doch nur selten, denn im Allgemeinen sind die Leute im Hedschas kräftig, gesund und halten nicht viel von Arzneien. Manchmal erschien eine von den schwarzen Sklavinnen und fragte, ob ich Pfeifen oder Tabak haben wolle. Ich ertaubte mir einige harmlose Scherze und diesen verdankte ich es, daß ich durch den zerris-

senen Schleier ein paar Reihen herrlicher Zähne erblicken konnte. Diese Mädchen verließen das Gemach stets heiter. Am öftersten kam Abdallah, der älteste Sohn des Hauses. Er war uns schon zwischen Yambo und Medina begegnet, hatte gleichzeitig mit uns in der letztern Stadt sich aufgehalten, war wie wir mit der Damaskuskarawane nach Mekka gekommen, und hatte dennoch weder seinen Bruder Mohammed noch mich besucht. Ich machte ihm wegen dieses Versäumnisses sanfte Vorwürfe, er entgegnete aber, daß er es so zu halten pflege und Keinen besuche, wenn man ihn nicht eingeladen habe. Er war ein rechtes Urbild eines morgenländischen Sadawi, eines trübsinnigen, träumerischen Orientalen. Solche Leute werden in den Familien etwa so angesehen und behandelt, wie in Europa die Schwachköpfigen. Nicht selten mußte ich ihm von meiner Mahlzeit abgeben, weil seine Mutter ihm nicht zwei Stunden vor oder nach der gewöhnlichen Speisezeit zu essen geben wollte, und doch behandelte er sie stets mit kindlicher Achtung. Auch mischte ich mich zuweilen ein, wenn die Kabira ihm allzuherbe Worte sagte. Dieser Abdallah wurde bald mein Freund, kaufte mir allerlei Kleinigkeiten ein und blieb dann ein paar Stunden bei mir. Er beklagte, daß seine arabischen Landsleute in Konstantinopel und Kairo sittenlos würden und ausarteten, gab mir auch werthvolle Nachweisungen über seine Heimath. Sehr gern hätte er recht viel über die Herrschaft der Engländer in Indien gehört, und ich befriedigte seine Wißbegierde, soweit die Klugheit es erlaubte.

Am Nachmittage stand ich auf, verrichtete die Abwaschungen, und ging bis Sonnenuntergang in den Bazaren umher oder besuchte die Moschee. Dann ging ich heim, aß zu Nacht und setzte mich majestätisch vor die Hausthür in einen alten Ebenholzsessel mit zerbrochener Rücklehne. Auch dieses Stück Hausrath wollte die Familie von einem „Prinzen aus Delhi“ erhalten haben. Nach Sonnenuntergang war die Straße wie ein Theater; die Unterhaltung der Morgenländer ist aber so saftig, daß ich darauf verzichten muß sie wiederzugeben. Später begaben wir uns noch einmal in die Moschee und legten uns dann auf dem Dache zum Schlafen nieder.

Die Erbauung Mekkas fällt in das Jahr 450 nach Christi Geburt. Gegenwärtig zählt die Stadt etwa dreißig tausend Einwohner, könnte aber wohl drei Mal so viele beherbergen. Sie liegt in einem gewundenen Thal auf einer kleinen Hochebene und ist von Norden nach Süden etwa dritthalb englische Meilen lang,

während die Breite nicht über drei Viertel Meile beträgt. Im Mittelpunkt dieser Linie steht die Kaaba.

Die Bewohner von Mekka scheinen mir civilisirter aber auch weit verderbter zu sein als jene von Medina. Sie sind viel auf Reisen und werden dadurch nicht besser. Qui multum peregrinatur, raro sanctificatur. Ohnehin giebt es im Orient ein Sprüchwort, das da lautet: in den beiden heiligen Städten wohnt der Teufel. Darüber darf man sich auch nicht wundern, weil ihre Einwohner privilegirt sind und vollen Ablaß haben. Gute Handlungen, die man in Mekka verrichtet, werden im Himmel hunderttausendfach belohnt. Freilich hat Omar behauptet, daß eine in der heiligen Stadt verübte Sünde siebenzigfache Züchtigung erfährt. Wie dem aber auch sei, den Pilgern wird im Allgemeinen verboten, länger in Mekka zu verweilen, als für die Erfüllung der religiösen Ceremonien nöthig ist. Im Gefolge der großen Aufregung tritt eine Rückwirkung ein; ein Muselmann, der beim ersten Anblick des Gotteshauses von tiefer Ehrfurcht durchschauert wird, geht gleichgültig an demselben Heiligthum vorüber, wenn er dasselbe Monate lang täglich sieht. Schamlose Unsittlichkeit beleidigt übrigens in Mekka das Auge des Fremden nicht; es ist aber dort wie in manchen Ländern Europas; das Feuer glimmt unter einer Aschendecke, und wer bei Nacht in den Straßen der Vorstädte umhergeht, findet hinlänglich Stoff zu allerlei Betrachtungen über unerbauliche Dinge.

Der Mekkaner ist zugleich geizig und verschwenderisch; er geht mit dem, was er leicht erwirbt, auch leichtfertig um. Besoldungen, Jahrgelder und Geschenke aller Art verschaffen dem Bewohner der heiligen Stadt, gerade so wie in Medina, viele Mittel und er lebt deshalb in Müssiggang. Die Ausgaben für Hochzeiten, religiöse Bräuche, Hausstand, kurz für Alles sind hoch gegriffen, die Wohnung ist mit möglichst viel Prunk eingerichtet, Feste kommen häufig vor, und die Gesellschaften, welche die Frauen einander geben, kosten viel Geld. Es ist beim Bürger von Mekka allgemeiner Brauch, Darlehen aufzunehmen, die er von dem Gewinn, welchen er in der Pilgersaison zu machen hofft, wieder bezahlt. Ist er gewandt und hat er Glück, so geht die Sache gut, besonders wenn er Gelegenheit fand, reiche Pilger auszubeuten. Sobald das nicht der Fall ist, geräth er in die schlimmste Lage, da er das erborgte Geld mit fünfzig vom Hundert verzinsen muß. Sehr anstößig erscheint an

den Mekkawis ihre Eitelkeit und ihre höchst gemeine Ausdrucksweise. Sie selber halten sich für die Blume, für den Ausbund des Menschengeschlechts, sind aber ungemein empfindlich gegen jede nachtheilige Aeußerung über ihre Stadt oder deren Bewohner. Mit Selbstgefälligkeit rühmen sie sich ihres heiligen Ursprungs, prahlen damit, daß kein Ungläubiger den geweiheten Boden Mekkas betreten dürfe; sie preisen ihr strenges Fasten, die Gelahrtheit ihrer Doctoren und die Reinheit ihrer Mundart. Mit einem Wort, ihr Dünkel tritt bei jeder Gelegenheit hervor; sie haben aber nicht den Stolz, welcher den Mann vor unwürdigen Handlungen bewahrt.

Die Orientalen alle legen ihre Ausdrücke nicht auf die Goldwaage, aber die Mekkaner thun es an Ungebundenheit den übrigen weit zuvor. Sie reden schon auf der Straße anstößig genug, das will aber noch gar nichts gegen die freche Gemeinheit der Rede zu Hause bedeuten. Die türkischen Pilger waren davon in hohem Grade betroffen, aber zu stolz, als daß sie die Unfläthigkeiten zu bemerken schienen. Mohammed und ein ihm gleichalteriger Vetter trieben es so arg, daß am Ende meine Geduld riß. Sie hatten sich eines schönen Tages vom frühen Morgen an vor der Hausthür mit ausgesuchten Niederträchtigkeiten überhäuft. Ich war des Unfugs müde und gab ihnen öffentlich einen scharfen Verweis. „In meiner afghanischen Heimath halten wir dafür, daß man am frühen Morgen beten, Allah's gedenken und gute Vorsätze fassen müsse. Auch die Ungläubigen beginnen den Tag nicht mit Schmähreden und Flüchen." Die Umstehenden billigten was ich sagte und Mohammed selbst konnte nicht umhin mir zu antworten: „Was Du sagst, Effendi, ist die Wahrheit." Nun war auch den Zuhörern die Zunge gelöst. „Da seht einmal diesen achtbaren Fremdling, er ist nicht in der heiligen Stadt geboren und muß euch, Söhnen des Propheten, gute Lehren geben. Ihr solltet Reue fühlen und Allah fürchten." Die beiden Burschen entgegneten: „Ja, wir fühlen Reue; Allah gewährt Verzeihung und ist barmherzig." Nun waren sie eine Stunde lang ganz ordentlich, dann ging aber der Unfug wieder von vorne an. Es ist übrigens eine gute Eigenschaft der Mekkawis, daß sie auf vernünftige Vorstellungen hören und ihre Fehler eingestehen. Auch verstehen sie Scherz und man kann damit bei ihnen etwas ausrichten. Sie halten viel auf Würde im äußern Auftreten, sind aber dabei aufgeweckten Geistes, und manchmal stehen ihre komischen Aeußerungen in scharfem Gegensatze mit dem

feierlichen Ausdruck ihrer Rede. Der Prophet selbst war dem Scherze nicht abhold. Außerdem haben die Mekkawi eine gewisse Gutmüthigkeit; sie sind höflich, besitzen Ehrgefühl, Muth, Anhänglichkeit an ihre Familie und Liebe zur Heimath.

Der Mekkaner hat eine dunklere Hautfarbe als der Medinit. Die Leute sagen, das rühre von der größern Hitze her, der Grund liegt aber in der Blutmischung. Galla-, Sawaheli-, Somali- und abyssinische Mädchen kommen zu Tausenden aus Suakim, Zeyla, Berbera und Tadschurra nach Dschidda, und viele davon werden für die heilige Stadt ausgesucht. Dann zieht der Strom der Sklavinnen weiter nach Norden, zumeist nach Aegypten und der Türkei; nach Medina werden nur wenige verkauft. Die meisten Mekkaner haben schwarze Beischläferinnen, und der Scherif selbst sieht fast aus wie ein Neger. Ich habe in Mekka nicht einen einzigen hübschen Mann gesehen, wohl aber einige schöne Frauen. Das Profil der Männer ist hoch und knochig, und der Vorderkopf tritt auf unangenehme Weise zurück. In vielen Familien ist es Sitte, daß der Knabe vierzig Tage nach der Geburt in die Kaaba getragen wird, wo man über ihn ein Gebet spricht. Zu Hause schneidet ihm dann der Barbier drei parallele Striche in den fleischigen Theil der Wangen; diese Wunden laufen von den äußeren Augenwinkeln bis in die Nähe der Mundwinkel. Die Handlung selbst heißt Taschrit, das Einschneiden, die Wundmale heißen Maschali; die Sitte überhaupt rührt nicht aus alter Zeit her, wie wenigstens die Mekkaner behaupten. Burton meint, sie reiche in's hohe Alterthum hinauf und sei ein Ueberbleibsel aus der Heidenzeit. Aber vielleicht ist sie durch afrikanische Mütter eingeführt worden. Viele Negervölker bezeichnen bekanntlich mit derartigen, verschieden gestellten Einschnitten, Nation und Volk; an diesen Zeichen werden sie überall erkannt, und diese Sitte haben sie auch nach Amerika übertragen.

Zu den Obliegenheiten des Pilgers gehört auch die Omrah oder kleine Wallfahrt, welche ich am 18. September, zwei Tage nach der Hauptpredigt in der Moschee unternahm. Ich verrichtete die Abwaschungen, legte wieder den Ihram an und machte mich unter der Führung Mohammeds und Abdallahs auf den Weg. Zuerst verrichteten wir ein Gebet im Heiligthum, Harem; bestiegen rasche und kräftige Esel und ritten aus dem nordöstlichen Stadtthore, el Safa. Der Weg war mit Pilgern gleichsam bedeckt; viele gingen in das Lager der Karawane von Damaskus;

andere machten, gleich uns, die kleine Wallfahrt und riefen Lebbeyk. Eine gute Viertelstunde von der Außenmauer Mekkas entfernt liegt ein Steinhaufen, bei welchem meine Gefährten stillhielten, um eine Verwünschung zu sprechen. Der Sage zufolge bezeichneten die Steine den Platz, an welchem Abu Leheb, der böse Oheim des Propheten, einen Mordanschlag gegen den Gesandten Allahs verübte. Er hatte einem seiner Sklaven befohlen, den ersten Mann, welcher am Brunnen erscheine, in denselben hineinzustürzen, und dann hinterlistig seinen Neffen überredet, am Abend sich dorthin zu begeben. Abu Leheb, der die Zeit nicht abwarten konnte, ging selber hin, um sich zu überzeugen, ob Mohammed schon tod sei; aber der Sklav erfüllte buchstäblich den Befehl und stürzte den Oheim statt des Neffen in den Brunnen. Seitdem haben die Muselmänner das Sprüchwort: „Wer seinem Bruder einen Brunnen gräbt, muß selbst hineinfallen."

Wir sahen die Straße welche nach Dschidda führt und sich wie ein weißes Band durch die Ebene schlängelt, ritten am Lagerplatze der Damaskuskarawane vorüber und gelangten zu den Alamani oder zwei Pfeilern, welche nach jener Richtung hin das Heiligthum begränzen. Etwas weiter liegt dann die kleine Moschee El Omrah, bei welcher wir vor einem Kaffeezelt abstiegen, eine Stunde ausruheten und bei Mondschein die erquickende Wüstenluft einschlürften. Nachdem wir dann die Abwaschung vorgenommen, traten wir in's Betgemach, das wir klein, ärmlich ausgestattet und mit Pilgern angefüllt fanden, verrichteten die Abendandacht, gaben den Tempeldienern Geschenke und den Bettlern Almosen. Nun erfuhr ich auch, weshalb Abdallah die Wallfahrt mitgemacht hatte; der melancholische Jüngling eröffnete mir, daß er aus Anhänglichkeit an mich mitgegangen sei, um als Wakil, Stellvertreter, eine Pilgerschaft zu Gunsten meiner Aeltern zu machen. Ich entgegnete ihm, daß diese stets genau die Vorschriften ihrer Religion beobachtet hätten, aber Abdallah wollte nichts hören, weil seine Liebe zu mir von seiner Liebe zu einigen Dollars unzertrennlich war. Er wollte nun einmal meinem Vater und meiner Mutter das Paradies erwerben, und so betete er denn recht eifrig für die frommen Pilger Jussuf ben Achmed und Fatime ben Yunus, als deren Stellvertreter und Ersatzmann. Ich konnte nur mit Mühe das Lachen unterdrücken, als der arme Abdallah sich in der Richtung nach der Kaaba zu aufstellte, die Hände emporhob und mit

lauter Stimme rief: „Ich weihe diesen Ihram des Omrah im Namen Jussuffs, des Sohnes Achmeds und der Fatime, Tochter des Yunus (Jonas). Gewähre Allah, daß es ihnen Nutzen bringe, und nimm es von ihnen an. Bismillah, Allahu, Akbar!"

So weit war die kleine Wallfahrt abgemacht und wir trabten, einmal über das andere unser Lebbeyk rufend, nach Mekka zurück, hielten aber alle halbe Stunden an, um Kaffee zu trinken und eine Pfeife zu rauchen. So waren wir für das gestärkt, was weiter bevorstand; wir mußten nämlich in der Moschee den Tawaf oder Omrahumgang machen, wieder zum El Safathor hinausreiten und uns auf den Safahügel begeben, der etwa einhundert Schritte nach Südosten hin von der Moschee entfernt liegt. Dort befindet sich eine ärmliche, von nur drei Säulen getragene Betkapelle, zu welcher man auf einer schlechten Treppe hinaufsteigt. Wir blieben jedoch auf unsern Eseln sitzen und trieben sie, indem wir, was geboten ist, die linke Schulter vorausshielten, um die Kapelle. Das Gedränge war dort stark; wir bemüheten uns vergeblich die Kaaba zu erblicken, und sprengten dann durch das Safathor zurück. Damit hatten wir den Riyat oder Lauf beendigt, sagten das Talil, Takbir und Talbiyat her, hoben unsere Hände in der für diesen Fall bestimmten Art empor und sprachen zwei Mal: „Es ist kein anderer Gott als Allah, der einzige, ungetheilte; ihm gehört die höchste Gewalt, er giebt Leben und Tod; er lebt und stirbt nicht; das Gute liegt in seiner Hand und er ist allmächtig über alle Dinge." Noch waren einige andere Ceremonien zu beobachten. Wir mietheten einen stämmigen Mann, der uns eine Laterne vortrug und mit einem tüchtigen Knüttel Bahn schaffte; so kamen wir die El Masaastraße hinunter und begaben uns nach Marwah. Unterwegs sprachen wir laut: „Allah, gewähre mir, daß ich dem Sunnat Deines Propheten gemäß handle und in seinem Glauben sterbe. Bewahre mich vor Irrthum und Ungehorsam, Du Barmherzigster der Barmherzigen!"

An der Stelle Batn el Wadi, dem Bauche der Thalschlucht, sahen wir zwei Pfeiler; der eine steht in der östlichen Mauer des Harem, der andere in jener eines Hauses, an der andern Straßenseite. Dort begannen wir den Lauf (Riyat oder den El Sai-Ritus), und trieben dabei unsere Thiere stark an. Ich mußte folgendes Gebet sprechen: „O Herr, Verzeihung und Mitleiden! Vergiß, was Du weißt, Du bist der Beste und Großmüthigste.

Errette uns aus dem höllischen Feuer und laß uns eingehen in's Paradies. Herr, gieb uns Glück hienieden und im andern Leben, und bewahre uns vor der Pein der Flammen." Nach diesem Gebete gingen wir aus dem Batn el Wady, und der Ausgang aus dieser Vertiefung ist abermals durch zwei Pfeiler bezeichnet. Wir ritten am Abhange des Hügels hinauf und sprachen dabei: „Wahrlich, Safa und Marwak sind die beiden Denkmäler Allahs. Wer den Omrah erfüllt und von einem zum andern läuft, begeht keine Sünde. Wer eine gute That verübt, erfährt Wohlwollen von Allah, und Gott weiß Alles."

Marwa ist ein kleiner Hügel, wie der Safa, und bildet einen der letzten Ausläufer des Abu Kobeys. Die Häuser stehen im Halbrund über einander; von der Masaastraße, aus welcher wir gekommen waren, führt eine Treppe zu dem mit Mauern umgebenen Gipfel, diese haben aber keine Oeffnung. Wir stellten uns am Fuße dieser Fläche auf, richteten nun die rechte Schulter voraus, so daß sie der Kaaba zugekehrt war, erhoben die Hände bis zu den Ohren und riefen dreimal: „Allah Akbar!" Gott ist groß. Damit war der erste von den sieben Läufen, welche man hintereinander machen muß, beendet. Nachdem wir mit Allem fertig waren, stiegen wir von den Eseln und gingen zu einem Barbier, der uns den Kopf schor. Dabei mußten wir sprechen: „O Allah, mein Kopf ist in Deinen Händen; gewähre mir am Tage der Auferstehung ein Licht für jedes Haar, Du Barmherzigster der Barmherzigen." Dieses Kopfscheeren bildet die vierte Handlung des Omrah. Wir warfen den Zipel unseres Mantels über den Kopf, um zu zeigen, daß unser Ihram beendigt sei, gingen in die Moschee, sprachen noch einmal die doppelte Adoration und kehrten dann höchst ermüdet in unsere Wohnung zurück.

Der Reisende besuchte noch manche Heiligthümer in Mekka und der Umgegend; wir gehen aber in eine Schilderung derselben nicht ein, weil sie kein besonderes Interesse darbieten. Eines Tages besuchte er den Sklavenmarkt. Der Platz, sagt er, ist ein breiter Gang zwischen Kaffeehäusern und mit Matten überdeckt, welche Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewähren. Die lebendige Waare saß in langen Reihen an den Wänden; die hübschesten Mädchen gewahrte ich auf hohen Bänken, die anderen hatten niedrigere Plätze. Alle waren zierlich in Musselin von verschiedenen Farben gekleidet, über den Kopf hing ein durchsichtiger Schleier. Diese Sklavinnen

schienen alle vollkommen zufrieden mit ihrem Schicksal; sie lachten hellauf und scherzten mit den Käufern selbst, während um sie gehandelt wurde. Vielleicht trug der Putz, mit welchem man sie behängt hatte, dazu bei; vielleicht auch die Freude, daß sie der Beschwerden einer langen und weiten Land- und Seereise überhoben waren. Ich sah einige sehr hübsche Gallasmädchen, Abyssinierinnen mit sanften Zügen, und Negerinnen in allen Abstufungen der Häßlichkeit. Der höchste Preis, den ich bezahlen sah, betrug etwa siebenzig Pfund Sterling, also etwas mehr als zweihundert und dreißig deutsche Thaler. —

Mein Aufenthalt in Mekka ging zu Ende, und ich traf Vorkehrungen zur Abreise. Da erschien eines Tages der alte Ali ben Yasin bei mir und lud mich zu Tische; wahrscheinlich hielt er mich, in Folge der Großsprecherei Mohmmed's, für sehr reich und hatte sich eine Speculation auf meine Kosten ausgesonnen. Ich begab mich um drei Uhr Nachmittags zu ihm in seine Wohnung, die in Soka el Hadschar lag und sehr geräumig war. Unter vielen Pilgern, die ich dort fand, waren auch einige meiner Reisegefährten, namentlich der alte brummige Albanese mit seinem unverschämten Sklaven. Ali empfing mich unten an der Treppe, geleitete mich in den ersten Stock in einen Saal, wo ich auf dem Diwan Platz nahm und bis zum Beginn der Mahlzeit Tabak rauchte und Kaffee trank. Als ein im Hause wohnender Eunuch erschien, erhob sich die ganze Gesellschaft, um ihn achtungsvoll zu begrüßen, denn er war eine wichtige Person, weil er einige vornehme Frauen aus Konstantinopel oder Kairo unter seiner Obhut hatte. Man wies ihm den Ehrenplatz an, gab ihm die schönste Pfeife, und er benahm sich so, als ob das Alles nur so sein müsse und sich von selbst verstehe. Er setzte sich gravitätisch nieder, antwortete auf einige Fragen über die Damen sehr diplomatisch und zog dann mit seinen dicken Lippen den Rauch aus dem Bernsteinknopfe einer prächtigen Pfeife. In dem Allem lag für mich eine Lehre der Demuth; ich mußte weit zurückstehen hinter einem so tief herabgewürdigten Geschöpfe!

Das Mahl wurde in einem Sini aufgetragen, einer großkupfernen Schüssel von etwa fünf Fuß Umfang, mit hübschen Zeichnungen und Inschriften. Der Kursi oder der Untersatz, auf welchem sie stand, war eine Art Tabouret aus Sandelholz und mit Perlmutter belegt. Zuerst aßen wir gedämpftes Fleisch und Gemüse verschie-

dener Art; dann folgten ein Birgani oder Fleischpilau, der in zerlassener Butter schwamm, ein Kima, welcher aus kleinen Stückchen Fleisch besteht; ein Wara Maschi oder Ragout aus starkgewürzten Hammelschnitten, die als kleine Dreiecke in Weinrebenblätter gehüllt werden; ein Kahab oder zerschnittener Braten auf spitzen Holzstäbchen; ein Salatah von Gurken und mehrere Schüsseln mit Wassermelonen. Wir tranken wohlriechendes, von Mastix durchduftetes Wasser. Auf die Fleischgerichte folgten Konafa, das heißt Nudeln mit Honig und Zucker, einige Aepfel und Quittencompots; Raha, ein trockenes Zuckerwerk, das am besten in Konstantinopel zubereitet wird, endlich eine wohlriechende Gallerte aus Reis, Mehl und Milch. Vortreffliche Datteln uud Granaten beschlossen das Mahl noch nicht ganz, denn am Ende kam noch ein Reispilau mit Butter, den wir vermittelst hölzerner Löffel zum Munde führten.

Ein gemüthliches Verlängern des Mahles kennen die Orientalen nicht. Man wäscht die Hände, wirft ein gesticktes Tischtuch über das Knie, spricht ein Bismillah und fährt mit der Hand in die Schüssel, je nach Belieben bald in die eine bald in die andere; von Zeit zu Zeit saugt man die Finger ab, etwa so wie ein naschhafter Knabe an einer Stange Gerstenzucker saugt und leckt, steckt auch wohl einen besonders ausgesuchten Bissen seinem Nachbar in den Mund. Wer satt ist, kümmert sich nicht mehr um die übrigen Gäste, ruft El Hamd! drehet sich um, wäscht Mund und Hände mit Seifenwasser, und deutet auf eine zwar nicht delikate aber unzweideutige Weise an, daß er unmöglich noch etwas hinunterbringen könne; denn sonst würde man ihn immer wieder zum Essen nöthigen. Er trinkt Kaffee, brennt die Pfeife an und setzt sich auf den Diwan. In jenen Ländern, wo die geselligen Verhältnisse so wenig entwickelt sind, bleiben die Gäste nach Tische nicht mehr lange bei einander; das Abeudgebet macht der ganzen Sitzung ein Ende. Bevor ich vom alten Ali ben Yasin Abschied nahm, kam ein Junge in den Saal gerannt und benahm sich ungezogen, zum Zeichen daß er Geschenke erwarte. Ich drückte dem jungen Mekkaner einen Thaler in die Hand und als ein ächtes Kind der heiligen Stadt konnte er darüber seine Frende nicht verbergen. „Ein Riyal, ein Riyal! Sieh, Großvater, der gute Effendi hat mir einen Riyal geschenkt!“ Das Auge des Alten strahlte, denn er sah, daß mir das Geld aus der Hand floß und hoffte, an mir Profit zu machen. „Du bist in der That ein vortrefflicher junger Mann! Gott möge alle Deine

Wünsche Dir gewähren!“ Dabei klopfte er mir väterlich auf die Schulter. Ich habe den alten Ali nicht wieder gesehen.

Die heilige Woche war vorüber, ich hatte in Mekka nichts mehr zu suchen und für eine Wanderung durch Arabien bot sich leider keine Aussicht; mir blieb also weiter nichts übrig, als nach Aegypten zurückzukehren. Ich brach sogleich auf. Die gute Kabira nahm herzlichen Abschied und empfahl mir dringend ihren Sohn Mohammed, der mich nach Dschidda begleiten sollte; mit Vergnügen nahm sie von mir einen kleinen kupfernen Mörser nebst Stößel, auf welchen sie schon längst sehnsüchtige Blicke geworfen hatte. Mein Gepäck hatte ich mit meinem Scheich, jetzt Hadschi Nur, vorausgeschickt. Omar Effendi wollte sich insgeheim mir anschließen, sobald sein Vater mit einer Dromedarkarawane Mekka verlassen hatte, und mit mir nach Kairo gehen. Ich nahm Abschied von allen meinen Bekannten, umarmte die türkischen Pilger und verließ das gastliche Obdach. Abdallah begleitete uns bis an's Thor, umarmte mich aber nicht.

Nun war ich wieder in der Ebene und Wonne durchbebte mich; eine Wonne, wie sie der Gefangene empfindet, der aus seinem Kerker befreit wird. Die Strahlen der untergehenden Sonne schienen mich zu neuem Leben zu erwecken, die Wüstenluft war balsamisch, die Landschaft lächelte mich an wie ein alter Freund. In der Ferne, rechts vom Wege sah ich das Lager der Karawane von Damaskus, aber das Bewußtsein, sie niemals wieder zu erblicken, stimmte mich nicht etwa traurig. —

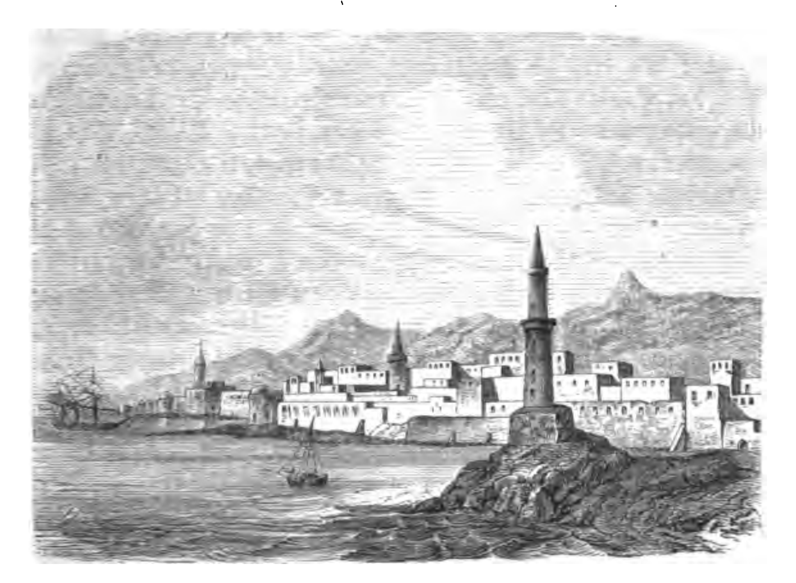
Vor den Thoren von Mekka schlossen sich unserm Reisenden andere Pilger an; es war Vorschrift, daß sie den durch Beduinen gefährdeten Weg nicht in kleinen Trupps zurücklegen sollten. In Zwischenräumen stehen an der Straße entlang Kaffeezelte, bei welchen Menschen und Thiere sich erquicken; bei einigen stehen türkische Wachtposten.

Unterwegs traf Burton mit einem weitgereisten Menschen zusammen, der unreinliche Kleidung trug und auf einem Esel saß. Dieser Mann redete ihn Türkisch an, erhielt aber statt aller Antwort nur ein Kopfschütteln, das wiederholt wurde, als er Arabisch zu reden anfing. Nachher äußerte er sich geläufig in gutem Hindostani, und als auch das nicht half, sprach er nach einander Afghanisch, Armenisch, Englich, Französisch und zuletzt Italienisch. Allemal, wenn er von einer Sprache zur andern übersprang, leitete er seine Rede mit den Worten ein: „Nun, aus welchem verdammten

Lande bist Du denn?“ Endlich antwortete Burton Persisch, ließ sich in eine Unterredung ein und erfuhr, daß der vielsprachige Mann abwechselnd Lootse und Courier gewesen war, auch manchen europäischen Reisenden in verschiedenen Gegenden als Diener begleitet hatte. So war er bis nach England, Italien, Frankreich, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Indien, Centralasien und China gekommen.

Da, wo neun englische Meilen von Mekka entfernt die westliche Grenze des „Heiligthums“ sich befindet, steht ein Kaffeehaus neben der Betkapelle Sabeil Agha Almas. Auf der Weiterreise während der Nacht begegneten dem Reisenden lange Reihen von Kameelen, mit Menschen oder Waaren, namentlich Holz, Kaffee, Getreide und Stückgütern beladen. Um Mitternacht wurde El Haddah, ein Gewirr von Hütten, erreicht, wo man das Pilgergewand anlegen muß, wenn man von Dschidda her nach Mekka wallfahrtet. Ungläubige, denen ein Ausflug nach Taïf erlaubt ist, müssen hier die Mekkastraße verlassen und nach Norden hin abbiegen. Die ärmliche Ortschaft ist lediglich vorhanden, damit die Pilger Rast halten und sich erfrischen können; die Hitze dort ist fürchterlich. Von El Haddah dacht sich die Gegend allmälig zum Meer hin ab, die Hügel treten zurück, man hat die mekkanische Hochebene hinter sich. Während der Pilgerzeit streift eine aus funfzig Reitern bestehende Schaarwacht auf der Straße, um die Räuber zu schrecken. Gegen Tagesanbruch wurde das Kaffeehaus Kahwat Turki erreicht und das Morgengebet verrichtet. In der Nähe erhebt sich der letzte Hügel; von da an ist die Gegend durchaus flach. Da lag nun die eiserne Ebene, mit schimmerndem Salz überzogen, mit braunem Kies und Geröllsteinen übersäet, aber auch zum Trost in weiter Entfernung die blaue See. Kein Baum, kein grünes Fleckchen. Die Esel trabten munter dahin und schienen keine Ermüdung zu fühlen; bald kam auch die Stadt in Sicht, die Minarete und Festungsmauern tauchten auf, und eine Kuppel, welche sich außerhalb der Thore erhob. Nun begann auch die Sonne heißer zu werden und um acht Uhr in der Frühe war Burton am Mekkathore, dem östlichen Eingange zur Stadt. Der Ritt war binnen vierzehn Stunden, wovon drei auf die verschiedenen Rasten kamen, gemacht worden; die munteren Esel hatten in dieser Zeit fünfundvierzig englische Meilen zurückgelegt, meist durch tiefen Sand, vom Abend bis zum Morgen.

Der in vieler Beziehung wichtige Hafenplatz Dschidda oder Dschedda (d. h. eine Ebene ohne Wasser) ist schon oftmals, namentlich auch von Burckhardt, sehr ausführlich beschrieben worden. Die Franzosen hatten dort 1742 eine Faktorei, die englisch-ostindische Compagnie besaß 1760 in Dschidda einen Posten, von wo aus die eingeführten Waaren über die Umgegend vertheilt wurden. Burton fand die Stadt sehr belebt; sie ist es immer während der Pilgerzeit und dann sind auch die Lebensmittel theurer als gewöhnlich. Er fand die beiden Wakaleh mit Reisenden überfüllt, und



Ansicht von Dschidda.

nicht wenig Leute mußten auf den freien Plätzen lagern. Die regelmäßigen türkischen Truppen der Besatzung, die Nisam, hatten seit sieben Monaten vom Sultan keine Löhnung erhalten, und die Arnauten konnten kaum noch zusammenrechnen, was er ihnen schuldig war. Der Pascha gab sich alle mögliche Mühe, sie zu befriedigen.

Mit der Sittlichkeit ist es in der Hafen- und Garnisonstadt nicht eben gut bestellt. Ganz in der Nähe der Karaknu, der Hauptwache, sind übelberüchtigte Häuser. Die Diener des Wakala holten

ganz offen in Glasflaschen Branntwein über die Straße; ein Bote kam zweimal betrunken zurück und das Volk nahm daran kein Aergerniß. Auf dem Marktplatz, an welchem Burton wohnte, trieb sich ein armer Blödsinniger umher, der keine Kleider am Leibe dulden wollte. Wahnsinnige gelten bekanntlich in mohammedanischen Ländern für unantastbar, aber die Bewohner von Dschidda wollten jenen Unglücklichen nicht nackt umherlaufen lassen, sondern zogen ihm wenigstens ein Hemd an. Als er dasselbe zerriß, bekam er Prügel.

Burton, der immer noch für einen Mohammedaner galt, besaß nur noch einige kleine Stücke Münze, als er in Dschidda eintraf. Er ging in's britische Viceconsulat, wo er zu seinem Leidwesen erfuhr, daß Consul Cole am Fieber darniederliege. Der Dolmetscher und andere Leute im Hause wollten den fremden Hadschi nicht zu dem Kranken lassen, aber der zudringliche Afghane sandte ein paar geschriebene Zeilen an Cole, der den Officier der indischen Armee sogleich vorließ und über die Erscheinung eines solchen Pilgers in nicht geringem Maße überrascht war. Ein Engländer kam geraden Weges vom Grabe des Propheten und vom schwarzen Stein in der Kaaba! Cole hatte mehr als einmal mit Türken erörtert, ob es möglich sei, daß ein Engländer unerkannt Mekka besuchen könne, und das hatten die Muselmänner unbedingt in Abrede gestellt. Jetzt gedachte der Consul sich über sie lustig zu machen, schrieb aber nach einiger Zeit an den englischen Hadschi, während dieser in Kairo verweilte, er halte einen Scherz für ungeeignet, weil schon bei einigen entfernten Andeutungen die Türken sehr bedenkliche Gesichter gemacht hätten. In Dschidda lernte Burton die angesehensten Kaufleute kennen; unter denselben befand sich auch ein Grieche und ein Christ aus Bagdad. Von Interesse war ihm der freundschaftliche Verkehr mit Chalid Bey, einem Bruder des Wahhabi Abdallah ben Saad. Dieser edle Araber war längere Zeit zu Kairo im Staatsdienst wirksam gewesen; er ist wacker, offenherzig, ohne Vorurtheil, hat die Europäer gern. Burton meint, es werde keine Schwierigkeit für europäische Reisende haben, Central-Arabien und die Stadt Dereyieh zu besuchen, wenn Chalid Bey einst als Häuptling an der Spitze seines Stammes stehe.

Die Umgegend von Dschidda spielt in der mohammedanischen Ueberlieferung eine große Rolle. Dort liegt zum Beispiel keine geringere Person begraben, als Sittna Hewwa, die Ur- und Stamm-

Mutter des Menschengeschlechts, Eva. Burton stieg eines Nachmittags zu Esel, ritt aus dem Mekkathor nach Nordosten hin und gelangte nach etwa einer halben Stunde zu einigen armseligen Hütten und Kaffeezelten. Dort liegt Eva innerhalb einer Umfriedigung, aber die Thür war verschlossen. Endlich wurde sie geöffnet. Die „Mutter“ liegt, wie eine Moslemah, nach der Kaaba gerichtet, mit den Füßen nach Norden, mit dem Kopf nach Süden, und stützt den Kopf auf die rechte Hand. Eine kleine, weiß übertünchte Kuppel, welche eine Oeffnung nach Westen hin hat, erblickt der Wanderer schon aus der Ferne. Unter ihr befindet sich ein aufrecht gestellter viereckiger Stein, welcher den Nabel des menschlichen Leibes vorstellen soll; er heißt deshalb auch Surrah, Nabel, und ist mit allerlei eingegrabenen Verzierungen versehen. Der Führer gab dem Reisenden die Weisung, diesen Stein zu küssen und dann zu beten. Nachdem er am Nabel und dann auch am Kopfe Eva's gebetet hatte, ging er den beiden geleisig laufenden Mauern entlang, welche sechs Schritte auseinander liegen und die Umrisse von Eva's Körper andeuten. Zwischen ihnen, gerade auf Eva's Nacken, liegen zwei Gräber, in welchen Osman und dessen Sohn ruhen; sie haben das etwas in Verfall gerathene Grab der Mutter ausgebessert. Burton sagte dem oft erwähnten Knaben Mohammed, welcher ihn auch jetzt begleitet hatte: „Wenn unsere Urmutter, wie wir hier sehen, vom Kopf bis zum Unterleibe hundertundzwanzig, und von da bis zur Fußsohle achtzig Schritte lang gewesen ist, dann hat sie gewiß wie eine Ente ausgesehen.“ Mohammed entgegnete: „er danke den Sternen, daß die Mutter unter der Erde liege, sonst würden ja die Menschen vor Furcht um ihre Sinne kommen.“ Burton gab dem Grabhüter einen Dollar, der zurückgewiesen wurde, weil ein Mann von seinem Stande ein so armseliges Geschenk nicht geben könne. Am andern Tage erfuhr der afghanische Derwisch, daß man ihn für den Pascha von Medina gehalten hatte!

Im Hafen von Dschidda lag der kleine nach Suez bestimmte Dampfer Dwarkah, aber Omar Effendi hatte sich noch nicht eingefunden. Endlich kam er; er war dem älterlichen Hause entronnen, aber sein Vater war ihm gefolgt, fand ihn auf und nahm ihn wieder mit nach Mekka zurück. Bald nachher traf ihn aber Burton dennoch in Kairo. Mohammed wurde abgelohnt, erhielt manche Sachen, welche dem Reisenden fortan überflüssig waren, und oben-

drein ein Geschenk von zwanzig Dollars. Trotzdem nahm er sehr kühlen Abschied von dem Pilger, welchem er in Mekka als Führer gedient hatte. Das war auffallend; aber Hadschi Nur enthüllte das Geheimniß. Burton ward am Bord des Dampfers von seinen Landsleuten in einer Weise aufgenommen, welche Mohammeds Verdacht rege machte. Schon in Aegypten hatte er ja geahnt, daß es mit dem Afghanen wohl nicht ganz richtig sein möge; jetzt hatte er zu Hadschi Nur gesagt: „Ich begreife Alles. Dein Herr ist ein Sahib aus Indien, hat sich über uns lustig gemacht und uns in den Bart hinein verspottet."

Auf dem Dampfer fand der Reisende gute Pflege und landete nach einigen Tagen in Suez, wie er selbst sagt, höchlich überrascht, daß die in Massen auf dem Dampfer befindlichen türkischen Pilger ihn nicht in's rothe Meer geworfen hatten.

Achtes Kapitel.

Die Beduinen im Hedschas.

Die Araber zerfallen in drei Abtheilungen, welche der Genealogie der Genesis, den Ueberlieferungen im Lande selbst und den Beobachtungen neuerer Physiologen entsprechen.

Die erste Race, jene der Autochthonen, Ureingeborenen, besteht aus jenen subkaukasischen Stämmen, welche wir noch heute in der Provinz Makrah und überhaupt der Küste entlang zwischen Maskat und Hadramaut treffen. Die Mahrah, die Dschenabeh und besonders die Gaba, zeigen eine niedrige Stufe der Entwickelung, die sich aus ihrem mühsamen und entbehrungsvollen Leben allein nicht erklären läßt. Sie haben kleine Köpfe, niedrige Stirn, übelgestaltete Nasen, welche von jenen der Juden völlig abweichen, unregelmäßige Gesichtszüge, dunkle (black) Hautfarbe, und schlanke unkräftige Gestalt. Dr. Carter, ein Arzt in Bombay, welcher die Küstenbewohner Ostarabiens genau beobachtet hat, fand große Aehnlichkeit zwischen dem niedrigsten Typus jener Beduinen mit einigen indischen Völkerschaften, namentlich den Bhils und anderen, welche in den Dschengeln leben. Jene Völker sind die sogenannten Arab el Aribeh, die im Orient allgemein als eine niedrig stehende Menschenklasse angesehen werden.

Eingewandert sind die Noachiden, ein großer chaldäischer oder mesopotamischer Stamm, der etwa 2200 Jahre vor Christus nach

Arabien kam, im Fortgange der Zeit die alten Landeseinwohner vor sich herdrängte und die besten Gegenden in Besitz nahm. Der weitverzweigte Stamm der Aniseh und die Stämme im Nedschd können als Typen dieser Race betrachtet werden. Sie ist ursprünglich rein kaukasisch, hat ein kräftiges, reizbares Temperament, zeigt „Blut", ähnlich wie das arabische Roß und Kameel, wie die Ziege und das Windspiel. Diese vor viertausend Jahren eingewanderten Stämme entsprechen den Arab el Mosta Arabaheh oder arabisirten Arabern der morgenländischen Geschichtsschreiber, und wir finden noch jetzt von dieser mesopotamischen Race manche örtliche Varietäten. Von den Unterthanen der vier abyssinischen und christlichen Herrscher, welche auf den jüdischen König Yussuf folgten, stammen in Yemen die heutigen Akhdam oder Dienenden. Die Hadscher in Yemen und Oman sind ein Gemisch, dessen Ursprung wir noch nicht kennen. Die Ebna sind Abkömmlinge der persischen Soldaten Anuschirwans, durch welche die abyssinischen Eroberer aus Arabien vertrieben wurden.

Die dritte Familie, von alter und edler Abstammung, reicht bis in's Jahr 1900 vor Christus hinauf; es ist dies die ismaelitische, und sie hat noch heute die Sinaï-Halbinsel inne. Diese Araber gingen nicht über die Grenzen des Gebirgslandes hinaus, lebten stets stets gemäß den alten wilden Volksbräuchen und haben den unbezähmbaren Geist ihrer Ahnen bewahrt. Eine Beimischung ägyptischen Blutes und manche Kennzeichen der nilotischen Familie sind bei ihnen nicht zu verkennen. Die morgenländische Ethnographie kennt noch eine andere Klasse, die Arab el Mosta Adschemahah; diese „barbarisirten Araber" umfaßt zum Beispiel solch eine Bevölkerung wie jene von Mekka; es ist viel Adschemi — das heißt fremdes, ausländisches Blut darin.

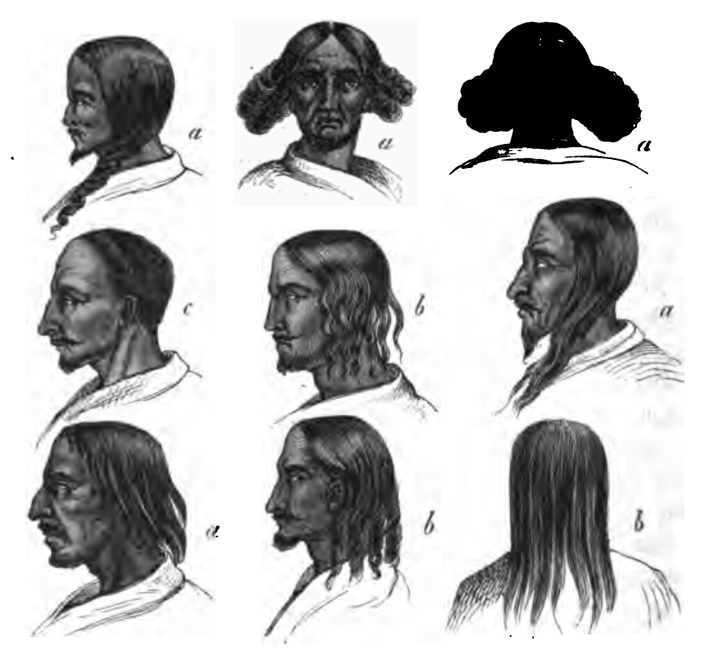
Wir haben geschichtliche Beweise dafür, daß die Aus und Chasradsch, diese himyaritischen Stämme, welche in's Hedschas einwanderten, mit den Amalikeh, Dschorhem und Katireh, also drei Hedschasstämmen, und mit den Hebräern, welche einen nördlichen Zweig der semitischen Familie bilden, sich vermischten. In Hinblick auf die Wahrnehmung, daß in der Wüste die Race fast unveränderlich bleibt, darf man annehmen, der Beduine im Hedschas habe die Reinheit des Blutes möglichst bewahrt.

Das Wort Bedawi bedeutet einen Bewohner der Wüste. Der Beduine im Hedschas hat häufig ein rein nervöses Temperament,

worauf auch sein hohes Vorderhaupt und das feine Haar hindeuten. Nicht selten schlägt das Cholerische oder Sanguinische vor; ein lymphatisches Temperament ist wenigstens mir nie vorgekommen. Er ist kräftig gebaut; seine Hautfarbe hat Abstufungen zwischen der dunkelsten, welche man an den Spaniern bemerkt, bis zum Chokoladenbraun, und diese Verschiedenheit schreibt das Volk dem Blute, also der Abstammung zu. Die Haut ist hart, trocken und wird leicht rauh. Gelbe Complexion ist selten, obwohl in den Städten nicht unbekannt; eine weiße kommt nicht vor. Das Kopfhaar wird oft heller durch das Bleichen. Die Stimme sehr klar und stark, mehr Bariton als Baß, im Zorne steigert sie sich bis zu schrillem Tone, wie beim Schrei wilder Thiere. Der Blick eines Häuptlings ist würdig und ernst bis zum Nachdenklichen; bei den Leuten aus der „respectabeln Klasse" drückt er viel Stolz und Selbstgenügsamkeit aus, bei den Niederen liegt hingegen etwas Wildes, Stupides und doch zugleich Lauerndes darin. Aber in dieser Hinsicht bemerkt man unter den Männern eines und desselben Stammes, dessen Angehörige gleiche Beschäftigung haben und von denselben Leidenschaften bewegt werden, keinen erheblichen Unterschied.

Der Schädel des Beduinen ist klein, ovidal, lang, hoch, schmal, und zeigt am Hinterkopfe Galls zweite Propensität (Neigung zum Geschlechtstriebe) stark entwickelt; der Vorderkopf steigt bis zur Gegend der Festigkeit hinan, die sehr hoch ist; während die Seiten ganz auffallend flach sind. Das Haar ist von Natur weich und fein, wird aber sehr grob, weil es so viel dem Wind und Wetter ausgesetzt ist, auch netzt der Beduine es häufig mit Urin und salbt es dann mit flüssiger Butter. Er trägt es in Kurnu zusammengeflochten, struppigen Flechten, welche bis auf die Brust herabhängen, oder scheert es ab in Gestalt des Schuschah. Er gewährt einen wilden Anblick. Das Antlitz ist lang oval, aber wegen des wenigen Fleisches nicht regelmäßig. Die Stirn ist hoch, breit, zurücktretend; der obere Theil mäßig entwickelt, der untere außerordentlich schön; der Sinus frontalis ist stark markirt und zeugt von Körperkraft wie von Charakterthätigkeit. Die Fossa temporalis ist tief, die Backenknochen treten hervor. Bei diesen weit vorspringenden Jochbeinen und den tiefeingefallenen Wangen sehen Manche wie Todtenköpfe aus. Die Augenbrauen sind lang, buschig, geschwungen. Der Beduine im Hedschas hat, wie das Volk im Allgemeinen, ein kleines, rundes Auge, das tief liegt, unruhig und

feurig ist, von scharfer Beobachtung, heißem Temperament und leidenschaftlichem Charakter zeugt. Es ist dunkelbraun oder gräulich braun, die Pupille manchmal gesprengelt. Der Beduine kneift häufig die Augenlider zusammen, um den Sonnenglanz weniger empfindlich zu machen, und bekommt deshalb schon früh Krähenfüße; er hat eine Eigenthümlichkeit, die Augen plötzlich zu öffnen, besonders wenn er in starker Aufregung ist; sein Blick erscheint oft



Arabische Beduinenköpfe.

starr und hat häufig den Ausdruck von wildem Stolz oder ist ungemein finster. Das ruhige Auge zeugt von Intelligenz und Verschlagenheit, doch ist im Allgemeinen der Gesichtsausdruck des Beduinen mehr würdig als pfiffig, und hat Linien um den Mund, welche den finstern oder wilden Ausdruck von Auge und Stirn mildern. Seine Nase tritt stark hervor, ist oft adlerartig, manchmal ganz gerade wie bei altgriechischen Köpfen, welche man als Uebertreibungen des Gesichtswinkels hingestellt hat. Durchschnittlich ist sie wohlgestaltet und hat kleine Nasenlöcher, wenn Leidenschaft den

Mann bewegt, schwellen und sinken sie wie die Nüstern eines Vollblutpferdes. Uebrigens habe ich doch auch sehr häufig rechte Mopsnasen gesehen. Von den Nasenlöchern gehen tiefe Furchen herab und sie deuten, den Phrenologen und Physiognomikern zufolge, auf rasch wechselnde Gemüthsstimmung. Man findet plump aufgeworfene und doch wieder ganz fein geschnittene Lippen, die einer Linie gleichen. Das Kinn ist insgemein hübsch und stark; die Zähne sind, wie bei den meisten Orientalen, weiß, gut gestellt, kurz und breit. Bei einigen Stämmen wird der Schnauzbart, dem „Sunnat" gemäß, aufgestutzt; die Schafei scheeren ihn auch wohl ab, während andere ihn, gleich den Persern, über die Lippe herabhängen lassen. Am Kinn läßt man zwei wirr herabhängende Büschel wachsen; die Stelle, wo wir den Backenbart tragen, ist gewöhnlich kahl oder nur sehr dünn mit vereinzelten Haaren besetzt.

Die Beduinen im Hedschas sind nicht hoch gewachsen, kaum größer als die Indier in der Gegend von Bombay, aber durchschnittlich wohl einen Stein (acht bis vierzehn Pfund) schwerer. Man sieht unter ihnen keine sehr großen Gestalten und eben so wenig Zwerge. Kinder, die nicht vom Mutterleib an kräftig sind, können bei dem beschwerlichen Leben der Wüstenbewohner nicht aufkommen. Die Gestalt ist kräftig, und im Frühling, wenn Ueberfluß an Milch vorhanden ist, wohlgenährt und rund; ich habe auch ein Paar recht muskulöse Leute gesehen, aber niemals einen fetten Mann. Der Nacken ist sehnig, der Brustkasten breit, die Weiche dünn, der Magen eingezogen; das Bein nicht fleischig, aber wohlgestaltet, besonders wenn es nicht durch allzu frühes Reiten krumm geworden. Die dünnen Arme haben Muskeln wie Peitschenschnüre, Hand und Fuß bilden in Bezug auf Größe und Feinheit ein Glied zwischen jenen der Indier und der Europäer. Der Daumen des Arabers ist, gleich jenem des Kelten, sehr lang und reicht fast bis an das erste Glied des Zeigefingers; die innere Hand ist nicht fleischig, aber dünnknochig und sehr elastisch. Der Beduine hat einen hübschen Gang und tritt zwanglos auf.

Dieser Typus ist durch systematische Zwischenheirathen seit uralter Zeit bewahrt worden. Die wilden Männer verweigern ihre Töchter einem Fremden nicht, aber dann muß der Schwiegersohn unter ihnen bleiben. Heirathen finden auch unter nahen Blutsverwandten statt und man hat davon weder Ausartung noch andere üble Folgen gespürt. Jeder Beduine hat ein Vorrecht, seines väter-

lichen Oheims Tochter zu heirathen, bevor die Hand derselben einem andern bewilligt wird; deswegen bedeutet in der höflichen Ausdrucksweise auch Bent Amm, Baase, so viel als Frau. Ich muß der Wahrheit die Ehre geben und sagen, daß die Beduinenfrauen im Hedschas keineswegs hübsch sind. Die Beni Amer rühmen sich zwar, daß in ihrem Stamme viele recht hübsche Mädchen seien, aber auch diese stehen sehr weit hinter den hochbusigen Schönheiten aus dem Nedschd zurück. Die Frauen im Hedschas haben einen durchaus nicht sanften Blick, der Ausdruck des durchgängig hagern Gesichts ist eben so unsanft; auch verwelken sie früh, und die Alten sind häßlich wie Hexen. Diese sind in den Beduinenlagern sehr häufig, während man nicht viele hochbetagte Männer sieht.

Das Benehmen des Beduinen ist offen, frei, einfach; er zeigt sich weder gemein noch affectirt, weder befangen noch linkisch; nicht selten hat er aber in seinem Wesen eine feierliche Gemessenheit, welche uns befremdet. Zwei Freunde, die einander begegnen, umarmen sich oder strecken beide Hände aus, welche dann zusammengeschlagen werden, oder sie bewegen den Kopf von einer Seite zur andern und richten dabei einige Minuten lang Fragen aneinander, die sie gegenseitig beantworten. Es wäre ein Verstoß gegen gute Sitte, selbst beim Essen, einem Andern den Rücken zuzuwenden; wer es thut, beabsichtigt damit eine Beleidigung. Ein Mann, welcher Kaffee bereitet, trinkt zuerst eine Schale; seit man den Scherbet Kadschari der Perser und den Suleymani der Aegypter kennt, gilt eine solche Vorsicht für nöthig.*) Ein Fremder, welcher sich dem Lager nähert, wird nicht angerufen, damit er nicht erschrecke, wohl aber ein Bekannter, sobald man seiner ansichtig wird; diesem sprengt man zu Roß entgegen und feuert Schüsse ab. Das ist das bekannte Laab el Barut oder Schießpulverspiel. Im Allgemeinen drücken die Beduinen sich höflich aus, aber im aufgeregten Zustande werfen sie, aller Lebensgefahr trotzend, mit den ärgsten Schimpfwörtern: Hund, Trunkenbold, Lügner, Ungläubiger und dergleichen um sich.

*) Der persische Trank hat seinen Namen nach der gegenwärtig herrschenden Kadscharendynastie. Dieses Gift ist eine Mischung von Milch und Grünspan, also ein sehr plumpes Gift. In Aegypten oder Mossul bezeichnet man mit der Benennung Suleymani, das Afghane bedeutet, Gift. Am Nil versteht man sich auf die Giftbereitung; Mehemed Ali soll kundige Giftmischer aus Europa mitgebracht haben.



Beduinen vom besten Charakter zeigen ein wahrhaft edles Gemisch von Entschlossenheit, freundlicher Leutseligkeit und Edelmuth; insgemein sind aber die Leute zugleich pfiffigverschlagen, einfach und einfältig, reizbar und empfindlich, nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, dabei im Behaben etwas feierlich und würdig; bei allem Ernst lieben sie doch den Scherz und mit Lachen und guten Worten kann man viel bei ihnen ausrichten. Ihre leidenschaftliche Aufwallung läßt bald wieder nach, aber jede Beleidigung hat eine unversöhnliche Rachsucht im Gefolge. Wenn man fragt, wie unter Leuten mit solchen Eigenschaften eine Gesellschaft möglich sei, so ist die Antwort leicht gegeben. Sie haben eine Art von Löwengesellschaft, in welcher dann jener, der am meisten Stolz und Trotz, Tapferkeit und Ausdauer zeigt, eine Obergewalt über die anderen erhält, und damit ist ein Schlußstein für das Gewölbe gewonnen. Sodann ist die Blutrache vorhanden und diese lenkt auch der Wildeste schon deshalb nicht gern auf sich, weil von derselben auch seine Nachkommen betroffen werden. Das offenbarte Gesetz des Koran, wird, als nicht ausreichend für die Wüste, zwar offen mißachtet, dagegen sind aber seit uralter Zeit die Bräuche des Kadi el Arab in strenger Kraft und werden gewissenhaft beobachtet. Dieser „Richter der Araber" ist gewöhnlich ein Greis mit scharfem Verstande, welcher die Genealogie der Familien und Stämme genau kennt, mit dem Herkommen vertraut ist und bei gutem Gedächtniß eine beredte Zunge hat.

Die Tapferkeit des Beduinen ist von eigener Art, und sehr unbestimmt, weil sie von Launen und Wallungen abhängt. Der Mensch ist von Natur ein Raubthier, welches durch die verwickelten Verhältnisse der Gesellschaft seine Erziehung erhält, aber unter Umständen bald wieder in die alten Gewohnheiten zurücksinkt. Habsucht und Blutgier keimen in der Wüste schnell auf, aber die Nichtswürdigkeiten der Civilisation sind unbekannt. Alle Wilden und Halbbarbaren zeigen sich mißtrauisch und vorsichtig, weil Gliedmaßen und Leben ihr werthvollster Besitz sind; dagegen hat der civilisirte Mensch hundert verschiedene Wünsche, Bedürfnisse, Hoffnungen und Ziele, ohne welche das Leben keinen Werth für ihn besitzen würde. Der Araber hat andere Begriffe von Bravheit und Tapferkeit als wir; das geht schon klar aus seinen Romanzen hervor, denen ein wahrhaft kriegerisches Volk keinen Geschmack abgewinnen könnte. Ein solches würde auch jenen Freibeutern keine

Bewunderung zollen, welche aus sicherm Versteck in die Karawanen hinein feuern. Auch sind die Kriege, welche die Araber untereinander führen, immer nur eine Reihenfolge von Scharmützeln, und fünfhundert Mann ziehen sich vor dem Feinde zurück, wenn sie ein Dutzend Leute verloren haben. In solchen Gefechten wird der Sieg oft durch den ersten Anprall entschieden und der Besiegte flieht in wilder Eile, bis es dunkel wird. Dann schreien und jammern die Weiber, die Männer schwören Eide, man hört wilde Poesie, Alles ist in Aufregung, und bald beginnt die Fehde abermals und diesmal wird wohl der Sieger in die Flucht geschlagen. Endlich soll Friede gemacht werden; beide Theile zählen ihre Todten gegen einander ab, und nur für den Ueberschuß wird der Blutpreis erlegt. Gewöhnlich währt aber die Fehde so lange, bis alle derselben müde werden; dann ruft man einen angesehenen Mann, zum Beispiel den Scherif von Mekka auf, welcher die Bedingungen des Friedensvertrags feststellt; aber dieser ist doch immer nur ein Waffenstillstand, der über kurz oder lang wieder aufhört. Vielleicht wird schon nach wenigen Monaten auf Veranlassung eines schiefen Blickes oder heftigen Wortes wieder das Schwert gezogen.

Die Schlachten der Beduinen wollen demnach nicht viel bedeuten, aber diese Männer sind nicht etwa feig, sondern blicken dem Tode kühn ins Antlitz und benehmen sich, wenn mächtiger Anreiz vorhanden ist, wie Helden. Auf den Kriegszügen und bei den Blutfehden gewöhnen sie sich an Gefahren; ihre Existenz ist zumeist mehr oder weniger ungewiß, sie sind häufig auf der Jagd, das harte Leben, Wind und Wetter kräftigen ihre Nerven; sie üben sich oft in den Waffen, sind kühne Reiter und gute Schützen. Unter Umständen kämpft der Beduine wie toll und blind. Als Mehemed Ali von Aegypten die vierzigtausend Krieger des Faysal, des Wahhabiten Saad Sohn, in der Schlacht von Bissel aufs Haupt schlug, lagen ganze Reihen aus dem Stamme der Beni Aser auf der Wahlstatt; sie hatten sich mit Stricken aneinander gebunden und so gekämpft. Aber unter gewöhnlichen Verhältnissen schont der Beduine vorsichtig sein Leben, wie der nordamerikanische Indianer auch.

Die Wildheit des Lebens der Beduinen wird durch einige Umstände gemildert. Sie verkehren vielfach mit Bürgern, welche oft in den schwarzen Zelten Besuche abstatten und den Beduinen ihre Kinder anvertrauen; sodann ist die Stellung der Frauen eine

eigenthümliche. Sie sind für das Leben der Beduinen immer von großer Bedeutung gewesen. In den ersten Zeiten des Islam soll, den Geschichtsbüchern zufolge, Arabien manche Heroinen gehabt haben. Und in unseren Tagen hat Ghalîyah, die Frau eines Wahhabihäuptlings, in manchem blutigen Kampfe gegen Mehemed Ali sich ausgezeichnet. Vor wenigen Jahren wurde Ibn Asm, gewöhnlich Ibn Rumi genannt, Häuptling des Stammes der Zobeid in der Gegend von Rabigh, von dem türkischen Feldherrn Kurdi Osman verrätherisch getödtet. Da beschloß seine Schwester, ein junges hüsches Mädchen, ihn zu rächen. Sie nahm Männertracht an und lauerte am Arafat-Tage mit brennender Lunte auf ihren Feind; aber der Türke kam nicht und das muthige Mädchen wurde verhaftet. Sie erwarb aber Ruhm weit und breit. Der Araber schwört einen großen Eid „bei der Ehre meiner Frauen."

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß eine Art von platonischer Zuneigung nicht fehlt; man bezeichnet sie als Usri, verzeihliche Liebe. Fahrende Ritterschaft finden wir bei den Arabern seit den ältesten Zeiten. Vor Mohammed zogen verliebte Beduinen Jahre lang umher, seufzten nach der Geliebten und verübten manche blutige That, um Sehnsucht und Schmerz zu lindern. Später warf das fahrende Ritterthum sich auf die Bekehrung der Heiden oder Christen zum Islam. Die Sage erzählt, daß der vierte Chalif weite Reisen gemacht habe, um Bedrängten beizustehen, Uebelthäter zu strafen, den Ungläubigen die Lehre zu bringen und vor allen Dingen die Frauen zu schützen. Die Hofleute des Chalifen El Motassim erzählten einst in Gegenwart des Herrschers von einer Frau aus dem Seyyidstamme, die von einem „griechischen Barbaren" aus Ammonia geraubt worden sei. Der Mann schlug sie einst; sie rief: „Hilf mir, o Motassim!" Höhnisch erwiderte der Grieche: „Warte, bis er auf seiner scheckigen Stute angeritten kommt!" Als der ritterliche Herrscher Solches vernahm, sprang er auf, versiegelte den mit Wein gefüllten Becher, welchen er eben in seiner Hand hielt, schwur hoch und theuer seine Ritterpflicht zu erfüllen, und trabte am andern Morgen gen Ammonia an der Spitze von siebenzig tausend Kriegern, die alle auf Schecken ritten. Er nahm die Stadt und zog ein unter dem Rufe: Lebbeyki, Lebbeyki! Hier bin ich auf Deinen Ruf! Dann schlug er dem Griechen den Kopf ab, befreiete eigenhändig die Frau, ließ sich den versiegelten Becher bringen, sprach: „Nun ist der Wein gut," und

trank ihn aus. — Der Beduine vertheidigt den Mann, welcher sich ihm anvertraut hat, gegen Jedermann, selbst gegen die eigenen Verwandten, mit Schwert oder Speer, erwartet aber auch von uns dasselbe. Wer ihn einen Lügner nennt, möge ja rasch seine Waffe in Bereitschaft halten. Wer im Streit mit einer überlegenen Zahl von Gegnern ist, ruft irgend einem bejahrten Manne zu: „Ich bin der Beschützte, Herr!“ (Dakilah ya Scheykch!). Der Angerufene wird sich ganz gewiß seiner mit dem größten Nachdruck annehmen.

Die Sprache der Liebe, des Kriegs und jeder Aufregung wird oft poetisch, und so ist es auch bei den Beduinen. Die Reisenden beklagen, daß die wilden Männer nicht mehr singen, und sie haben recht, wenn sie dabei solche Dichter im Sinne haben, die Schriftsteller sind. Aber die ganze Ausdrucksweise des Arabers ist poetisch, obwohl sie oftmals unseren Begriffen von dichterischem Geschmack nicht entspricht; doch sie ist sehr witzig und phantasiereich, lebhaft und leidenschaftlich. Wer nicht in der Wüste gelebt hat, wird die Wirkung arabischer Poesie schwerlich begreifen. Abgesehen von dem Wortpomp und der Musik des Tones, liegt über den Ideen, welche der Araber ausdrückt, etwas Träumerisches, ein Schleier, der unendlich anziehend ist, den man aber nicht beschreiben kann. Jede Schilderung würde dem Gesange seine Verschwommenheit und Unbestimmtheit nehmen, die gerade das Wesentliche an ihm ist. Der arabische Dichter rückt vor das geistige Auge die großen verschwimmenden Umrisse eines Gemäldes, welche der Leser auszufüllen hat; zum Anhalt dienen ihm einige prächtige Striche und Punkte, die scharf hervortreten und gewissermaßen die Stimmung für das Ganze geben. Wir Europäer dagegen tippeln Alles bis in's Einzelne aus, geben Miniaturen in großem Maaßstabe und in so objectiver Weise, daß wir die Reflexion mehr erschöpfen als anregen. Der Araber ist ein Poet und Schöpfer und giebt Poesie, der Europäer nur versificirte Beschreibungen. Er bedient sich vieler und mannichfaltiger Synonymen und bringt so die feinsten Schattirungen des Gedankens hervor; er drückt sich kunstvoll aus und erzielt große Wirkungen durch den Ausdruck, der bald vollkommen klar und deutlich ist, bald dunkel und nur entfernt andeutend. Dazu kommt, daß die Sprache eine große Fülle von Reimen hat, welche dem Dichter eine große Auswahl für den gewünschten Ausdruck frei läßt.

Die Bezeichnung Haremi, Räuber, gilt unter den Beduinen des Hedschas noch heute für ehrenvoll. Ein Mann, der auf einem

Raub- oder Fehdezuge fällt, wird als ein Ghandur, ein Tapferer, bezeichnet; wer friedlich auf seinem Lager stirbt, ist Fätis, d. h. Aas. Die weinende Mutter wird dann vielleicht jammernd rufen: „O, hätte man meinem Sohne doch den Hals abgeschnitten!“ und andere alte Frauen werden ihr als Trost sagen, daß das Unglück durch Allah's Willen geschehen sei. Man sagt, daß bei den Lahabeh, einem Zweige des Stammes Auf in der Gegend von Rabigh, die Mädchen selbst eines Vetters Bewerbung zurückweisen, so lange er nicht aus der Pilgerkarawane und des Paschas Gefolge etwas geplündert hat und als Beute aufweisen kann. Die Sache ist auch nicht mehr so gefährlich, wie noch vor einem Vierteljahrhundert; damals hätte man den Räuber sicherlich gepfählt; jetzt kommt er wenigstens mit dem Leben davon, weil die Türken sich nicht gern Blutfehde zuziehen mögen. Sie entschuldigen ihre Schwäche damit, daß sie behaupten, der Sultan wolle mit den Räubern des heiligen Landes keinen Vernichtungskrieg beginnen. Der Beduine beobachtet beim Rauben und Plündern nicht selten eine gewisse Höflichkeit. „Zieh Dein Gewand aus, leg den Turban ab; meine Cousine bedarf dieser Sachen.“ Der Räuber fordert also seine Beute für das schöne Geschlecht, legt Gewand und Turban ab, und bietet seinerseits, um nicht minder höflich zu erscheinen, dem Beduinen eine Schale Kaffee und eine Pfeife Tabak dar. Er macht also gute Miene zum bösen Spiel, und erhält in diesem Falle das eine oder andere Stück freiwillig zurück, und schließt mit dem Räuber Freundschaft, der ihm vielleicht beim Abschied Alles wiedergiebt. Aber wer sich sperrt, wird bald die Lanzenspitze in seinem Rücken fühlen. Untereinander lassen die Beduinen sich nicht gutwillig ausplündern, und es gilt für einen großen Schimpf, sich eine Stute abnehmen zu lassen, ohne die äußerste Gegenwehr versucht zu haben; ein Mann von berühmter Familie weicht auch vor der Uebermacht nicht zurück und trotzt jeder Gefahr. Unter den seßhaften Arabern wird deshalb der Muth der Beduinen hoch gepriesen; sie erzählen von manchem tapfern Manne, der allein dreihundert Feinde in die Flucht geschlagen habe.

Die Blutrache, Thar, spielt bekanntlich bei den Beduinen eine große Rolle. Der Blutpreis beträgt achthundert Dollars oder eine verhältnißmäßige Menge Vieh. Die sämmtlichen Chamseh oder Aaman, die Blutsverwandten dessen, welcher getödtet hat, tragen zur Aufbringung des Sühngeldes bei, veranschlagen jedoch den

Werth eines jeden Stückes Vieh, welches sie stellen, drei- und vierfach höher, als der wirkliche Werth beträgt. Zwei Haupteigenschaften der Araber, Geiz und Rachsucht, treten bei solchen Gelegenheiten sehr stark hervor; der Bluträcher dürstet danach, dem Feinde den Hals abzuschneiden, aber er will auch nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, um sich zu bereichern. Alle seine Leidenschaften sind heftig, insbesondere die Habgier. Er hat immer neue Pläne und Anschläge, um zu gewinneu, will ein neues Dromedar kaufen, sein Geld in einem berühmten Füllen anlegen, er ist unersättlich. Aber doch nimmt er den Blutpreis nicht ohne eine gewisse Beschämung, und wird derselbe einer alten Frau angeboten, so trifft es sich wohl, daß diese das Geld verächtlich abweist, ihr Messer ergreift und mit schriller Stimme bei Allah schwört, daß sie um Alles in der Welt ihres Sohnes Blut nicht essen wolle.

Für einen rechten Mann hält sich der Beduine nur, wenn er zu Pferde sitzt, die Lanze schwingt und auf einen Raubzug oder zur Fehde auszieht. Vergnügungen, welche den Krieg nachahmen, sind ihm die liebsten, schon die Spiele der Kinder beziehen sich darauf. Als man einem Beduinen für seine Kinder ägyptische Spielsachen anbot, entgegnete er: „Meine Kleinen spielen auf des Kameeles Rücken.“ Der Mann liebt Falkenjagd, Schießen, Reiten; mit dem Sakrfalken jagt er die Gazelle, bis sie matt ist; dann wird sie von Windspielen niedergerissen. Man hat mir viel davon erzählt, daß sie trefflich zielen, aber ich habe in dieser Beziehung nichts Ausgezeichnetes gesehen; sie legten lange Luntenflinten auf und schossen nach einem festen Ziele. Doppelläufige Gewehre sind unter ihnen nicht häufig; sie haben Flinten mit Lunten- und mit Feuerschloß, Pistolen, Wurfspeere, Lanzen, Schwerter und den Schambiyeh, Dolch; Schleuder und Bogen sind in Abgang gekommen. Die Gewehre stammen aus Aegypten, Syrien und der Türkei; der Beduine versteht sich auf Ausbesserung der Waffen, kann aber dergleichen nicht verfertigen. Gute alte Läufe von sieben Spannen Länge hält er sehr hoch, und sie erben in der Familie lange fort; der Werth eines solchen Stückes beträgt von zwei bis sechszig Dollars. Im Lande selbst ist Salpeter und ganz vortreffliche Holzkohle vorhanden, Schwefel kommt aus Aegypten und Indien, aber das Pulver, welches die Beduinen bereiten, ist doch nur schwach und grob. Sie verstehen Kugeln in Formen zu gießen, haben Wettschießen, bei welchen ein Schaf der Preis ist; bei festlichen Gelegenheiten wird

ein gekochter Hammelskopf als Ziel aufgesteckt. Gute Schützen rühmen sich, eine am Faden hängende Kugel treffen zu können. Seltsamerweise haben die Beduinen im Hedschas erst in neuerer Zeit gelernt, vom Pferde herab zu schießen, eine Kunst, die doch in Persien und der Berberey stets bekannt war. Auch Pistolen sind noch nicht lange bekannt und keineswegs häufig; die Stadtbewohner haben diese Waffe gern; sie ist aus Konstantinopel gekommen. Ein Paar guter Pistolen mit Steinschlössern wird in der Wüste mit dreißig Dollars bezahlt, also zehn Mal so theuer als in England. Die Speere, Kanat (Rohr), werden aus indischem Bambus verfertigt, sind zwölf Fuß lang, mit Eisen beschlagen und haben eine schmal zulaufende Spitze, unter welcher einige schwarze Straußfedern befestigt sind. Neben dem Misrak oder Wurfspeer, haben sie nach einen andern, Schalfah, aus Bambus oder Palmholz, dessen Spitze handbreit ist. Gute Schwerter werden im Hedschas nicht gemacht; die Chelawiyeh und einige andere Stämme haben die Verfertigung von Klingen wohl versucht, aber nichts Tüchtiges zu Wege gebracht. Man bezieht die Klingen aus Persien, Indien und Aegypten. Aus Indien kommt auch der Schild, Darakah, namentlich aus Katsch; er ist angeblich von Nashornhaut und so viel nur immer möglich mit Messingbuckeln beschlagen, manchmal hat er auch Vergoldung. In entfernten Gegenden kommt auch noch das Panzerhemd, Diraa, vor. Der Dolch wird in Yemen und anderen Theilen Arabiens verfertigt, hat sehr verschiedene Gestalten und demgemäß auch verschiedene Benennungen. Während der Gadeymi in Yemen und Hadramaut beinahe einen Halbkreis bildet, ist jener bei den Beduinen im Hedschas nur wenig gekrümmt, hat eine schmal zulaufende Spitze, Griff und die mit Messing belegte Scheide sind von Holz. Der Dolch ist sehr lang, und es ist Brauch für den Mann, ihn stets zu tragen. Manche werden mit dreißig Dollars bezahlt.

Die Hedschasi-Beduinen haben kein Glücksspiel; sie bereiten kein gährendes Getränk aus der Dumpalme, was von Seiten der wilden Männer in Yemen allerdings geschieht. Ihre Musik ist mehr als einfach; das Hauptinstrument, die Tabl, oder Kesselpauke, ist entweder klein und diese wird bei festlichen Gelegenheiten benützt, oder sehr groß; die letztere ist von Kupfer, eine Art von Tamtam, mit Leder überzogen. Mit ihr macht man kriegerische Musik; sie wird mit den Händen geschlagen. Die Rubabah oder

Zither mit einer Saite ist „das eintönige aber liebliche Instrument der Wüste.“ Die Tänze sind ohne alle Anmuth.

Auf das Züchten und Abrichten des Viehes versteht der Hedschas-Beduine sich ganz ausgezeichnet. Den Sternenhimmel hat er gut beobachtet; er kennt manche Sternbilder bei Namen und sie dienen ihm auf seinen nächtlichen Wanderungen zu Leitern. Nichts übertrifft das Gedächtniß, welches der Wüstenbewohner für örtliche Verhältnisse hat, für die Kunst des Asar, den Pfad aufzufinden und die Spur zu erkennen. Er versteht etwas von der Vieharzneikunst und ist auch Wundarzt Ein gebrochenes Glied verbindet er mit Bast oder Zeug; der Kranke muß Kameelmilch und flüssige Butter trinken, bis er wieder hergestellt ist. Schnittwunden werden ausgewaschen, mit Schießpulver bestreut und dann zugenährt; auf Schußwunden legt man rohes Kameelfleisch, und überläßt sie dann sich selbst. Bei Schlangen- und Skorpionenstich schneidet man die wunde Stelle mit einem Scheermesser aus, spricht einen Zauber und legt Knoblauch auf. Die Reichen besitzen Ringsteine, Fiß, die aus Indien kommen; dem Volksglauben zufolge ziehen sie das Gift heraus, wenn man sie auflegt und dabei eine gewisse Gebetformel hersagt. Manche haben auch Theriak aus El Irak, der weit und breit im Morgenlande für ein Gegengift gilt und innerlich wie äußerlich angewandt wird. Die ärmeren Klassen tragen den Zaal oder Hibas aus Yemen, zwei Stränge von schwarzer Schafwolle, welche unter dem Knie und über dem Fußknöchel getragen werden. Wer gebissen wird, zieht diese Stränge oberhalb der verletzten Stelle fest an und schneidet sie aus; sie wirken dann als Aderpressen. Der Beduine bedarf nur geringer medicinischer Kenntnisse. Er steht früh auf, ißt wenig und athmet Wüstenluft. Hauptsächlich gilt flüssige Butter für ein stärkendes Mittel; das Kay oder Aetzen wird selbst bei Rheumatismen angewandt, Blut auch aus Zehen und Fingern gelassen. Gegen Kopfgrind wendet man Fett und Schwefel an. Geschwüre kommen oft vor, nehmen aber nicht die gefährliche Gestalt des Helcoma yemense an; man brennt sie aus und thut Grünspan darauf. Syphilitische Uebel heilt man durch Oel- und Schwefelsalbe, schweißtreibende Mittel und Sandbäder. Der Kranke wird bis an den Hals eingegraben, bleibt den ganzen Tag über bei Sonnenschein im Sande und darf Abends ein klein wenig Nahrung zu sich nehmen. Dieses „Einpacken“ wird etwa einen Monat lang fortgesetzt, und bei Manchen

schlägt die Sache zum Guten aus; andere jedoch, namentlich Europäer, welche dieses Sandbad versuchten, zogen sich Fieber dadurch zu, an denen sie starben. Gegen weißen Staar wendet man geröstete und zerstoßene Maulthierzähne an. Zähne werden mit einer gewöhnlichen Zange ausgezogen; Würmer, welche der allgemeinen Meinung der Orientalen zufolge Kopfschmerz erzeugen, beseitigt man durch Räucherungen. Gegen Kälte und Ermattung nach großen Beschwerden, reibt man den Körper mit flüssiger Butter ein und setzt sich ans Feuer.

Von Mohammed und dessen Nachfolgern wurden nur die weniger wilden Beduinenstämme unterworfen; aber bis auf den heutigen Tag finden wir wenig oder gar keine „Religion“ (den Islam) unter den wilden Leuten, jene an den Küsten und in der Nähe der Städte ausgenommen. Der Glaube des Beduinen kommt vom El Islam, dessen Stütze schwach ist. Gebräuche und Einrichtungen bei den Menschen, Beschaffenheit und Klima des Landes, und die Bedürfnisse sind gerade dieselben wie in alter Zeit; sie hingen schon daran, bevor noch ein Prophet von Mekka ausgegangen war, und werden bleiben, wie sie immer waren, wenn es längst keine Kaaba mehr giebt. Der Hedschaß schwört heidnische Eide, hat noch heidnische Namen; nur wenige sind moslemisch; doch kommt Mohammed häufig vor. Als Gottesurtheil haben sie noch das Belecken glühenden Eisens, den Salih oder das Ausbrennen, wodurch Männlichkeit und unerschrockenes Wesen bethätigt wird, und die Blutrache. Heidnisch ist auch, daß sie „Aas“ essen, nämlich das Fleisch von Thieren, welche ohne Beobachtung der mohammedanischen Gebräuche geschlachtet worden sind.

Die Beduinen im Hedschas bezeichnen sich selbst als Schafeïten, aber von ihnen gilt doch auch, was man von ihren Stammgenossen im Westen sagt: „Wir beten nicht, weil wir das Wasser der Abwaschung trinken müssen; wir geben keine Almosen, sondern verlangen dergleichen; wir feiern den Ramadan nicht, weil wir das ganz Jahr hindurch fasten; wir gehen nicht auf die Pilgerwanderung, weil die ganze Welt Gottes Haus ist.“ Die Städtebewohner erzählen allerlei drollige Geschichten über die Unwissenheit der Beduinen in religiösen Dingen. Diese haben nicht, gleich den griechischen Klephthen oder italienischen Banditen, bei ihren Räubereien eine religiöse Beimischung; sie kennen nicht, gleich diesen,

Gelübde, bringen auch keine Opfer. Ueberhaupt hat der Beduine nur wenige und sehr einfache Ceremonien, und diese nur bei Beschneidung, Hochzeit und Leichenbestattung. Es giebt zweierlei Arten der Beschneidung; Taharah, die gewöhnliche, wie bei den Muselmännern überhaupt, und Salih, eine arabische Erfindung, welche in die Zeiten des Heidenthums hinauf reicht, aber zur Zeit der Wahhabiherrschaft bei Todesstrafe verboten war; jetzt hat das Volk sie wieder eingeführt. Die Taharah wird vorgenommen, wenn der Knabe zwischen fünf und sechs Jahren alt ist; in einigen Gegenden aber zehn Jahr später. Bei dieser Gelegenheit geht es lustig her, etwa wie bei unseren Kindtaufen.

Weiber sind unter den Barbaren, wie bei uns hochcivilisirten Europäern, eine verkäufliche Waare und der junge Hedschafi nimmt eine Frau, sobald sein Vater den Kaufpreis für sie zahlt. Die Heirath findet ohne Prunk oder Feierlichkeiten statt, doch werden Schüsse abgefeuert, man tanzt, singt und verzehrt Hämmel. Der Kaufwerth der Frau beträgt insgemein dreißig spanische Thaler;*) bei einigen Stämmen wird er nicht baar, sondern mit Vieh bezahlt. Dann und wann raubt ein kecker Bursch sich ein Mädchen; hinterher folgt eine Ausgleichung. Scheidungen sind häufig und haben weiter keinen Uebelstand im Gefolge, wenn der Kaufpreis gezahlt wird. Die Todten begräbt man da, wo sie gestorben sind. Die Leiche wird abgewaschen, in Zeug gewickelt und von Männern zu Grabe getragen. Frauen und Heuler, die für Geld wehklagen, werden nicht geduldet. Man macht, gemäß dem muselmännischen Brauch, ein Loch, bedeckt die Leiche mit trockenem Holze und legt Steine auf und um den Grabhügel, um die Stelle zu bezeichnen und die Schakals abzuhalten. Diese Beduinen haben nicht etwa, wie die wilden Sindhis und Beludschen, Lieblingsbegräbnisse, Friedhöfe, wohin die Todten aus weiter Entfernung gebracht werden.

Der Reisende wird mit den Beduinen recht gut auskommen, nur muß er nicht viele Sachen von Werth bei sich tragen, starke Nerven haben, Entbehrungen und Anstrengungen ertragen können,

---

*) Der spanische Thaler wird im Hedschas, der Maria Theresiathaler in Yemen vorgezogen. Die spanische Regierung prägt keine Colonnaten mehr, Oesterreich prägt sie noch und leistet damit dem Handel in der Levante und in den Ländern am rothen Meere großen Vorschub. Dollars im Allgemeinen heißen Riyal Franseh.

etwas quacksalbern, gut reiten und schießen, Arabisch und Türkisch sprechen, mit den Bräuchen bekannt sein, vor allen Dingen aber nicht gegen Vorurtheile verstoßen. Gegen Erlegung einer kleinen Summe verschafft er sich einen Rafik, und ein solcher „Freund" bleibt ihm auch getreu. Nanu Malihin, „wir haben Salz mit einander gegessen," ist noch heute ein Freundschaftsband; bei einigen Stämmen muß freilich diese Bürgschaft alle vier und zwanzig Stunden erneuert werden, weil, wie sie sagen, „sonst das Salz nicht mehr in ihrem Magen ist." Man muß übrigens bei der Wahl eines Rafik vorsichtig sein, und nicht etwa einen solchen nehmen, der in mehrere Blutfehden verwickelt ist. Der Reisende mag getrost eine Uhr mit kupfernem Gehäuse und einen Taschenkompas tragen; im Koran kann er Papier und Bleistift verstecken. Es ist ihm nicht anzurathen, schöne und werthvolle Waffen zu tragen, weil diese den Beduinen in die Augen stechen und die Habgier mehr als selbst Gold reizen; andrerseits darf man aber nicht unbewaffnet bleiben. Vor den Augen der Leute darf man höchstens einen Taliman schreiben, nicht etwa zeichnen oder Bemerkungen aufs Papier werfen. Es ist nicht gut, Fragen zu stellen; man soll lieber der Unterhaltung eine solche Wendung geben, daß man doch erfährt, was man zu wissen wünscht. Das Fragen setzt Unkunde oder Neugier voraus; manche Beduinen nehmen es sogar übel, wenn man sich nach ihrem oder ihres Stammes Namen erkundigt. Mancher will unerkannt bleiben, Stämme machen sich durch Abzeichen an der Tracht, persönliches Auftreten, Ausdrucksweise und Betonung kenntlich und nehmen an, daß man die Unterscheidungszeichen kenne. Auf der Reise selbst bedarf man nur weniger Dollars, und gilt schon für respectabel, wenn man für die Häuptlinge einige Scheermesser oder Tarbuschs mit sich führt. Solche Geschenke sind sehr willkommen.

Die Regierung dieser Araber möchte ich als eine Autonomie bezeichnen. Der Stamm gehorcht einem Scheich nur, weil dessen Persönlichkeit ihm Achtung einflößt. Das Schwert ist der große Administrator des Gesetzes. Die gegenseitige Stellung unter den Beduinen ist von dreifacher Beschaffenheit; sie ist Achsab, Kiman oder Achwan. Aschab oder Gefährten sind alle, welche sich eidlich zu einem Schutz- und Trutzbündniß verschworen haben; sie heirathen unter sich und sind überhaupt eng mit einander verbunden. Kiman oder Feinde sind Stämme, welche mit einander in Blutfehde

liegen. Achwat oder Brüderschaft, Verbrüderung, bezeichnet das Band zwischen dem Fremden und dem Beduinen, der sich seit unvordenklichen Zeiten ein unentäußerliches Anrecht auf den Boden zuschreibt, welchen seine Vorväter mit ihren Heerden beweideten. Ein Nachbar, der sie überschreitet, verwickelt sich sofort in Krieg. Auf Gebietsvergrößerung ist es dabei nur selten abgesehen. Wenn von einer ganzen Sippe auch nur ein einziger Knabe übrig bliebe, so würde er nicht ermangeln, eines Tages Anspruch auf das Land zu machen, und dabei von allen Aschab, sämmtlichen Gefährten der Erschlagenen, Unterstützung erhalten. Wer eine geringe Summe zahlt, je nach Umständen wenige Groschen, höchstens ein Paar Thaler, sei es baar oder in allerlei Kleinigkeiten für Männer, Frauen und Kinder, theilt Brot und Salz mit dem Stamme; Mann und Roß werden Dachil, Beschützte, und Alle müssen ihm Bruderhülfe leisten. Aber ein Reisender oder Kaufmann kann sich darauf gefaßt machen, erschlagen zu werden, wenn er durch das Gebiet eines Stammes zieht, ohne El Achawah oder El Rifkah zu zahlen; er ist verloren, wenn er sich zur Wehre setzt, sobald man ihn ausplündert. Es ist nicht etwa schimpflich, diese Abgabe zu erlegen; vielmehr verstößt der, welcher sie weigert, gegen uraltes Herkommen. Der Rafik kommt in allen diesen morgenländischen Gegenden unter verschiedenen Benennungen vor; am Sinai als Ghafir, im östlichen Arabien als Rabia, bei dem Somalis als Abban, bei den Gallas als Mogasa. Man bezeichnet jene Abgabe wohl als Räubersold, sie verdient aber einen bessern Namen, denn eigentlich ist sie doch nur eine Durchgangsabgabe oder ein sogenanntes Octroi in der rohesten Gestalt. Die Ahl Beyt, oder Bewohner der schwarzen Zelte, erheben sie von den Ahl Heyt oder Leuten, welche hinter Mauern wohnen, also von den Insassen der Dörfer und Städte, welche kein Recht haben für Beduinen zu gelten. Auch Mischlingsaraber müssen sie erlegen, eben so Stämme, welche gleich dem Huteym und Chelawiyeh von gemeiner Abstammung sind, für Gesindel erachtet werden. Diese müssen die Abgabe sowohl in ihrer Heimath als auswärts zahlen, und unter diesen Verhältnissen erscheint sie dann als schimpflich. Die reinen Stämme, wie die Beni Harb, geben ihre Töchter solchen „Brüdern" nicht zu Frauen.

Die Beduinen also erheben diese Achawahtaxe, die Häuptlinge oder Sippen erhalten Pensionen von der ottomanischen Pforte. Im

Uebrigen besteht der Reichthum des Beduinen in seinen Schafen und Rindviehheerden, seinen Mutterpferden und Waffen. Einige Stämme besitzen eine große Anzahl von Pferden, andere sind wegen ihrer Kameele berühmt, wieder andere züchten vortreffliche Schafe, Esel und Windhunde. Dagegen haben die Ahamid nur sehr wenig Vieh; sie erwerben ihren Lebensunterhalt durch Plünderung oder Geschenke, welche sie von den Pilgern erpressen. Die Hauptbedürfnisse der Beduinen sind Schwefel, Blei, Kleider verschiedener Art, Zucker, Gewürze, Kaffee, Mais und Reis. Die Männer halten Waffen für den höchsten Schmuck; den Frauen behagen allerlei Putzsachen, namentlich allerlei Quincaillerien. Man bezahlt die Waaren mit Schafen (doch verkaufen einige Stämme dergleichen niemals), Rindvieh, flüssiger Butter, Milch, Wolle und Häuten. Aus diesen letzteren werden die Wasserschläuche verfertigt. Uebrigens sind Silberdollars in Menge vorhanden und der Tauschhandel ist also nicht unumgänglich nöthig.

Die arabische Tracht ist bei den wilderen Beduinenstämmen und den Scherifs sehr malerisch. Für den Kenner erscheint ein Hedschasi im Kaftan und Tarbusch als eine eben so lächerliche Gestalt, wie ein baskisches Mädchen in Kaschemir und Reifrock. Der Mann trägt seinen Saub (Tobe), ein blaues Kattunkleid, das vom Halse bis zu den Fußknöcheln reicht, mit anliegenden oder geöffneten Aermeln, vorne auf der Brust offen, nach unten hin so eng, daß man beim Laufen es mit der Hand aufnehmen oder in den Gürtel stopfen muß. Der Gürtel, Hawk, ist von Ledergeflecht und wird über den Hüften stark angezogen, damit er den Rücken stütze. Beinkleider und Futah, ein Schurz um die Hüften, wie man sie in den Städten trägt, gelten in der Wüste für weibisch. Bei kaltem Wetter nehmen die Häuptlinge einen Aba oder rockartigen Ueberwurf. Diese Kleidungsstücke werden im Nedschd und in den östlichen Gegenden verfertigt; sie sind weiß, schwarz, roth und braun gestreift, die besten von Kameelhaar und bis zu fünfzehn Dollars werth; die geringeren verfertigt man aus Schafwolle und sie kosten nur drei Dollars; aber beide erscheinen sehr wohlfeil, da sie jahrelang halten. Das Mahrahmeh oder Kopftuch kommt aus Syrien, das auch, nebst Nedschd, die Kufiyeh oder Taschentücher liefert. Die Ukal, Kopfbinden, welche man um das Tuch bindet, sind von sehr verschiedener Art; die Leute vom Stamme Bischr in der Gegend von Mekka machen eine Art Krone daraus, welche der Glorie um den Heiligen-

köpfen ähnelt; auch befestigen sie Holzstäbe daran, die mit Perlmutter verziert sind. Auch die Sandalen sind sehr mannichfaltig, einfach oder verziert, im Werthe von einem Piaster bis zu einem Dollar; die ganz Armen gehen barfuß. Ueber die linke Schulter wird ein Bandelier geworfen, ein Maschdal; es reicht bis zur rechten Hüfte hinab und trägt die messingene Patrontasche. Ein zweiter Kreuzriemen, El Masdar, ist mit Messingringen verziert und hängt an der linken Seite; an ihn ist ein Chariseh oder Kugelbeutel befestigt. Im Hisam endlich, dem Gürtelriemen, stecken der Dolch und noch einige Patronenbehälter. Nie erscheint der Beduine unbewaffnet.

Auch die Frauen kleiden sich in eine dunkelblaue Tobe, sie ist aber weiter und breiter als jene der Männer. Außerhalb des Zeltes bedecken sie den Kopf mit einem Yaschmak von schwarzem Zeuge oder einer mohnfarbigen Berka, welche dieselbe Gestalt hat wie in Aegypten. Beinkleider tragen sie nicht, Pantoffeln oder Sandalen nur selten. Das Haar wird in kleine Zöpfe, Medschdul, geflochten und sehr reichlich mit flüssiger Butter gesalbt. Die Reichen salben ihre Haut mit Oel, das nach Rosen und Zimmet duftet; das Haar schmücken sie mit El Scheyh, dem hübschesten Kraute der Wüste. Armringe, Ohr- und Nasenringe von Gold und von Silber fehlen eben so wenig als Halsbänder. Die Aermeren hängen Stränge von Silbermünzen um den Hals.

Der ächte Beduine ist ein sehr mäßiger Mensch; er kann ein halbes Jahr lang mit täglich zehn Unzen Speise sich erhalten; die Milch von einem einzigen Kameel, und eine Handvoll Datteln, die er trocken oder mit Butter geröstet verzehrt, reichen für sein Bedürfniß aus. Fette Leute und alle solche, die regelmäßig essen und einer starken Mahlzeit bedürfen, verachtet er; er schläft auf einer Matte, kennt weder Ueppigkeit noch Bequemlichkeit; drei Monate im Jahre friert es ihn, und neun Monate lang brennt die Sonne auf ihn herab. Gleich allen Wilden kann er Hunger vertragen, aber bei Gelegenheit überfüllt er sich auch. Unterwegs kann er sich den Genuß des Wassers nicht versagen und sticht in dieser Beziehung unvortheilhaft ab von den abgehärteten Wahhabis und den rauhen Bergbewohnern des Dschebel Schamar. Er ist noch heute, wie in den Tagen des Alterthums, ein Akridophage, er verzehrt Heuschrecken; diese zieht selbst der Stadtbewohner den Fasikh vor, welche in Aegypten unsere Heringe, Anschovis und Sardinen ersetzen. Einem

Volke, daß keine Ernte auf den Feldern stehen hat, ist eine solche Bescheerung willkommen. Man kocht die Heuschrecken in Salzwasser ab und trocknet sie dann fünf bis sechs Tage lang in der Sonne. Der Kopf wird abgerissen, der Magen herausgezogen, die Flügel und die stacheligen Theile des Beines werden entfernt, und dann ist das Gericht fertig; man ißt aber nie etwas Süßes dazu, pfeffert es vielmehr stark und genießt in Butter geröstete Zwiebeln dazu. Sehr beliebt ist das an der Sonne getrocknete Fleisch; man genießt dazu Quark, der mit Weizenmehl vermischt und zu Kugeln geformt wird, gerade so wie das Kurut in Sindh und das Kaschk in Persien; er wird an der Sonne getrocknet und ist haltbar. Diese Speisen sammt etwas Kaffee genügen auch auf Reisen oder Fehdezügen. Der Beduine kennt weder gegohrene noch abgezogene Getränke, obwohl: „Ichs ya'l Chammar!" (Pfui über den Trunkenbold!) eine häufig vorkommende Redensart ist. Einige Stämme, aber bei weitem nicht alle, rauchen Tabak. Er wächst im Lande und wird als Hedschasi oder Kasimiyeh bezeichnet, ist sehr stark, riecht schlecht und das Pfund kostet nur einen Piaster. Persischen Tabak lieben die Beduinen nicht, und Latakia können sie sich nicht verschaffen. Die Wahhabis verboten bekanntlich den Genuß des Tabaks ganz und gar.

Wir schließen hier einige Bemerkungen über die Beduinen der Sinaihalbinsel, namentlich jener im südlichen Theile derselben, an. Unter ihnen sind die Mosaineh (Muzaynah, M'zaynah), ein Ableger des großen Dschehaymehstammes, welcher die Wüsten bei Yambo bewohnt. Sie haben sich über den östlichen Theil der Halbinsel verbreitet und sind ganz offenbar von reinem Blute. Sie haben starke Brauen, schmales Gesicht, regelmäßige Züge und mäßig große Augen. Dagegen sind die übrigen Tawareh (Mehrzahl von Turi, das heißt ein Bewohner von Tor oder Sinai) ägyptischer Abkunft; diese haben das runde Gesicht, welches wir bei der Sphinx und noch jetzt bei den Kopten finden, und die Augen zeigen jene eigenthümliche Größe und Gestalt, sowie den Ausdruck, welchen die altägyptischen Maler so gut auszudrücken verstanden. Gerade darauf legt Burton großes Gewicht, weil er ein entschiedenes Kennzeichen der nilotischen Race bilde. Kein Reisender, der mit dem altägyptischen Auge bekannt ist, kann sich in dieser Beziehung täuschen; es ist lang, mandelförmig, tief gerändert und am äußern Winkel etwas nach oben hin gezogen. Man bemerkt es bei Mischlingen und auch

bei Familien, die aus dem Nillande stammen und sich im Hedschas niedergelassen haben. Die Turi-Beduinen sind demnach eine ägypto-arabische Mischlingsrace, der eigentliche „Hedschasi-Beduine" dagegen von reinem syrischen oder mesopotamischem Geblüt.

Diese Tawarahstämme waren ihrer Wildheit und Raublust wegen früher ein Schrecken der Reisenden und Carsten Niebuhr hat ein sehr anschauliches Bild von ihnen entworfen. Nach vor einem halben Jahrhundert und als Mehemed Ali von Aegypten im Anfang seiner Macht war, wagte kein Statthalter von Suez an einen Turi Hand zu legen oder ihn peitschen zu lassen, wenn er auch innerhalb der Stadt selbst ein schweres Verbrechen begangen hatte. Gegenwärtig hat man aber diesen wilden Leuten das Schwert gleichsam aus den Händen gerissen; er darf nur unbewaffnet durch das Thor eingehen. Diese Tawarah haben übrigens viele Kennzeichen der eigentlichen Beduinen sich bewahrt.

Von einigen Beni Harb, welche Burton in der Wüste zwischen Yambo und Medina traf, entwirft er ein keineswegs anziehendes Bild. Sie verlangten Backschisch, was der Beduine von Schrot und Korn niemals thut; aber jene Leute, welche an der großen Pilgerstraße leben, sind, durch die stete Berührung mit fremden Reisenden, demoralisirt, habsüchtig, rachgierig und zanksüchtig geworden. Uebrigens sagt man, die Beni Harb hätten seit mindestens dreizehn Jahrhunderten ihr Blut rein erhalten. Jene, mit welchen Burton in Berührung kam, sahen armselig genug aus; sie waren von kleiner Gestalt, mager, verkümmert und hatten chocolatenbraune Hautfarbe, das buschige Haar hing in Zotteln um den Kopf, der Bart war struppig, das Auge hatte einen unheimlichen Ausdruck, die Stimme einen widerwärtigen Ton.

II.

Richard Burton's Reise

durch

das Land der Somali nach Härrär

in Ostafrika.

Vorbemerkung.

Das Land der Somali begreift im östlichen Afrika jenes weit vorspringende „Horn", welches sich im Süden des Meerbusens von Aden von der Bab el Mandeb bis einige Grade südlich vom Vorgebirge Guardafui erstreckt. In seinem obern Theile wird es vom Lande der Dankali und der Ittu-Gallas begrenzt, in der südlichen Region von jenem der Sawaheli, d. h. mohammedanischer Negervölker der Küstenregion; die Ostgrenze bildet das Meer, im Norden reicht es westlich bis in die Nähe von Härrär.

Diese weite Region ist immer noch wenig bekannt. Ein beträchtlicher Theil besteht aus Wüste, und die Volksmenge erscheint nicht sehr zahlreich; aber große Strecken sind ungemein fruchtbar und liefern werthvolle Artikel in den Handel. Die Häfen verschiffen Waaren aus den Ländern der Gurague, der Gallas und Abyssinier, und die Somali selbst bethätigen große Vorliebe für den Handel. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind barbarisch, aber das Volk selbst ist bis auf einen gewissen Grad bildungsfähig. In dieser Beziehung steht es in einem vortheilhaften Gegensatze zu seinen Stammverwandten, den Arabern in Yemen, denn diese sind unbezähmbar wie die Wölfe; sie wurden von Abyssiniern, Persern, Aegyptern und Türken erobert, haben aber stets ihren Geist der Unbändigkeit bewahrt und sich bei jeder günstigen Gelegenheit dem Joch entzogen. Auch die Engländer, obwohl seit

einem Vierteljahrhundert im Besitz von Aden, vermochten nicht, Einfluß auf die Araber im Süden der Halbinsel auszuüben.

Schon im Jahre 1849 wurde in London der Plan gefaßt, das Somaliland wissenschaftlich und in Rücksicht auf die Handelsverhältnisse näher erforschen zu lassen. Mehrere tüchtige, mit den orientalischen Verhältnissen bekannte und an das Klima gewöhnte Männer waren bereit, das gefährliche Unternehmen zu wagen, doch stellten sich der Ausführung manche unvorhergesehene Hindernisse entgegen. Da faßte Richard Burton den Entschluß, unverzagt an's Werk zu gehen. Er war im Herbst 1853 aus Arabien zurückgekommen und nach Bombay gegangen; jetzt gedachte er im Frühjahr 1854, von zwei Officieren begleitet, durch das Somaliland über Härrär und Genanah durch Ostafrika bis nach Zanzibar (Sansibar) zu wandern, die Umstände zwangen ihn aber, sich auf die Erforschung des Somalilandes zu beschränken. Zwei tüchtige Officiere, Lieutenant Stroyan, welcher früher die Küsten von Sindh und die Flüsse im Pendschab aufgenommen hatte, und Lieutenant J. H. Speke, der schon Thibet und den Himalaya kannte, schlossen sich ihm an. Im October 1854 erhielten sie in Aden die Genehmigung zur Reise von den Direktoren der ostindischen Compagnie. Zum Ausgangspunkte sollte der Hafenplatz Berbera dienen; von dort wollten sie nach Härrär und, wenn möglich, bis Zanzibar gehen.

Die Engländer in Aden erklärten das ganze Unternehmen für vermessen und tollkühn. Sie sprachen von dem wilden Wesen und den Drohungen der Somali's; wer in ihr Land dringen wolle, sei dem Tode verfallen; die in Aden ansässigen Somali's führten hochfahrende Reden und warnten. In Hinblick auf die mit großem Pomp und vielen Kosten unternommene Reise des Majors Harris nach Abyssinien im Jahre 1841, welche mit dreihundert Kameelen und fünfzig Maulthieren unternommen wurde und den Somali's manche Vortheile abgeworfen hatte, behaupteten sie, daß die Reise sehr kostspielig sein werde. Man müsse jedem Dorf und jedem Häuptling Geschenke machen und Thaler mit vollen Händen ausstreuen. Das machte den englischen Residenten in Aden bedenklich, und der Reiseplan mußte abgeändert werden. Lieutenant Herne sollte zur Zeit der großen Messe, welche alljährlich in Berbera abgehalten wird, dorthin gehen, mit den Somali's freundliche Beziehungen anknüpfen, und verkünden, daß der Beherr-

scher von Härrär Alles für seine Karawanen zu fürchten habe, wenn dem Engländer Burton in seinem Lande etwas zu Leide geschehe. Herne, mit welchem am 1. Januar 1855 Stroyan sich vereinigte, blieb vom November bis April an der afrikanischen Küste und sammelte werthvolle Nachrichten über den Handel, sowie über die Karawanenstraßen, und stellte auch meteorologische Beobachtungen an.

Speke sollte in Bender Guray landen, einem kleinen Hafen im Ars el Aman, im Lande der Sicherheit, wie die windwärts liegenden Somali ihr Land nennen. Sein Hauptziel war die Erforschung des berühmten Wady Nogal, seiner Wasserscheide, und überhaupt der geographischen Eigenthümlichkeiten. Auch sollte er Pferde und Kamele für die Expedition kaufen und jenen rothen Sand sammeln, welcher den Angaben der Afrikaner zufolge goldstaubhaltig ist. Speke brach am 23. November von Aden auf und kehrte nach etwa drei Monaten von dort zurück. Die Habgier und Verrätherei seines Führers hatten ihn verhindert, den Wady Nogal zu erreichen, doch war es ihm gelungen, über die Hügelkette, welche der Küste entlang zieht, hinauszukommen und allerlei werthvolle Nachrichten zu sammeln. Inzwischen hatte Burton seine Vorkehrungen zur Reise nach Härrär getroffen. Er nahm die Tracht eines arabischen Kaufmannes an, verließ Aden am 29. October 1854, erreichte die Hauptstadt des alten Hadiyehreichs am 3. Januar 1855 und war am 9. Februar wieder in Aden, wo er sich für eine zweite und längere Reise vorbereitete. Diese wurde jedoch gleich im Anfange auf klägliche Weise vereitelt.

In den nachfolgenden Kapiteln schildern wir seine Wanderung nach Härrär und seine Rückkehr. Die früheren Reisenden, welche Abyssinien besuchten, waren durch das Gebiet der Dankali und anderer nördlicher Stämme gezogen, das Land der Somali war noch eine Terra incognita, Härrär noch von keinem Europäer besucht worden. Burton drang bis zu der Hauptstadt eines einst mächtigen Volkes vor, die ein Sitz muselmännischer Gelahrtheit sein sollte. Man hatte viel gehört von dieser Metropole, welche Häuser und Mauern von Stein habe, eine eigenthümliche Bevölkerung, eine bisher unbekannte Sprache und eigene Münze besitze. Sie ist ein Stapelplatz für den Kaffeehandel, ein Hauptquartier der Sklaverei, die Heimath der Katpflanze, und zählt viele Baumwollenweber. Burton erreichte sein Ziel; leider konnte er keine

wissenschaftlichen Instrumente mitnehmen und mußte sich auf einen Taschencompas, eine Uhr und einen nicht einmal genauen Thermometer beschränken. Aber er hat den Weg für wissenschaftliche Beobachtungen gebahnt, und bald nach seiner Abreise von Härrär schrieb der dortige Emir an den englischen Residenten in Aden, um sich einen „fränkischen Arzt" auszubitten. Zugleich bot er jedem Europäer, welcher das Land besuchen will, seinen Schutz an. So ist denn ein alter Bann gebrochen.

Erstes Kapitel.

Ueberfahrt von Aden nach Zeyla. — Aufenthalt in dieser Stadt und Ausflüge nach der Umgegend. — Das Volk der Somalis.

Viele Leute wissen wohl nicht, daß kaum einhundert und funfzig Stunden von Aden entfernt in Ostafrika ein Nebenstück zu dem weit und breit berühmten Timbuctu liegt. Es ist Härrär. Kühne Reisende, welche Abyssinien erforschten, Salt und Stuart, Krapf und Isenberg, Barker und Rochet und außerdem manche katholische Sendboten haben sich vergeblich bemüht, bis dahin vorzudringen. Ein fanatischer Herrscher und ein barbarisches Volk droheten jedem Ungläubigen, welcher das Land zu betreten wage, mit sicherm Tode. Sie haben eine alte Ueberlieferung, der zufolge alles Heil in ihrer Stadt davon abhängt, daß kein Nichtmohammedaner und insbesondere kein Christ, in dieselbe eindringe. Namentlich waren die Engländer dort verhaßt, weil sie dem Sklavenhandel Hindernisse in den Weg legen. Unter diesen Umständen galt Härrär den Europäern für unzugängig. Ich aber hatte die heiligen Stätten des Islam in Arabien besucht, war ein Hadschi, und wollte diese Eigenschaft benutzen, um nach Härrär zu gelangen.

Bei den Muselmännern gilt der sechste Tag des Monats Safar für besonders günstig zum Antritt einer Reise. Er fiel im Jahre 1854 auf den 28. October, aber ich war erst am folgenden Tage reisefertig. Ein Freund warf mir den Pantoffel des Glückes

nach, und um vier Uhr Nachmittags stach unser Schiff vom Bender (Hafen) Maala aus in See. Wir sprachen ein Gebet zu Ehren des Scheichs Medschid, welcher den Kompas erfunden hat, und waren Abends auf offenem Meere. Sogleich streiften meine Gefährten alle Spuren von Civilisation wie einen Rock ab. In Aden hatten sie das Haupt geschoren und trugen einen Turban; jetzt zogen sie die Kleider aus, bis auf einen Schurz um die Lenden, und standen in ihrer dunkeln Naturtracht da. Mohammed stopfte groben mit Asche vermischten Suratetabak in den Mund. Guled entblößte sein wolliges Haupt und rieb sich den ganzen Leib mit starkriechendem Hammeltalg ein; Ismaïl, der Raïs unserer Föyst*) Sahaleh, paffte Tabak aus einem Ziegenknochen. An Bord befanden sich ein und siebenzig Männer und Knaben. Ihr Nachtessen bestand aus Jowari (Holcus Sorghum) und Fett; sie verzehrten es gierig und in so widerwärtiger Weise, als wären sie Kaffern. Der Wind blies frisch, die Küste war nahe, wir breiteten unsere Matten aus und legten uns im Mondschein schlafen. Die Somali fürchten denselben nicht, weil sie weniger nervös sind als die Araber und Indier.

Meine Gefährten wußten wohl selbst nicht, weshalb sie so froh waren wieder unbehindert ihrem Brauch gemäß leben zu können. Jeder erhielt sofort einen Spitznamen und das Necken nahm kein Ende; man stimmte Liebes-, Kriegs- und Seegesänge an, und ein Isaknabe, der ganz und gar den gemeinen Gesichtsausdruck seiner Landsleute hatte, gab uns einen Regengesang zum Besten, der in der nassen Jahreszeit sehr beliebt ist. Das Alles war sehr unbefangen und ergötzlich, aber von so derber Art, daß eine Uebersetzung unstatthaft erscheint; auslassen dürfte man nichts, weil dadurch der ganze Charakter dieser Lieder verwischt würde. Sie wurden herzlich belacht, und auch an handgreiflichen Scherzen fehlte es nicht. Es war ein heiterer, lustiger Abend für diese Leute.

Ich will einige meiner Reisegefährten schildern. Da ist mein Geschäftsführer Mohammed Mahmud*), insgemein El Hammal,

*) Die halbverdeckten Schiffe in jenen Gegenden werden von älteren Reisenden Foyst und Buss genannt.

**) Der erste Name ist der Vorname, der zweite jener des Vaters; die Somali haben eben so wenig wie die Indier das Ben, Sohn, welches bei den Arabern in der Namenbezeichnung allgemein ist.

der Träger, genannt. Er ist seines Zeichens Hawildar oder Sergeant in der Polizeiwache zu Aden, ein stiernackiger, rundköpfiger Kerl mit rußschwarzer Haut, regelmäßigen Zügen und markiger Gestalt; die beiden letzteren Eigenschaften sind bei seinen Volksgenossen selten und sie vergleichen ihn deshalb mit einem Banianen, indischen Kaufmann. Schon in früher Jugend verlor er seine Aeltern, war, wie er sich ausdrückt, der Milch überdrüssig geworden, von seinem Stamme, den Habr Gerhadschis, fortgelaufen und als Kohlenknecht auf einen indischen Kriegsdampfer gegangen. Später war er Diener und Dolmetscher bei Reisenden geworden, hatte viele Länder und Städte, namentlich Aegypten und Calcutta besucht, und sich endlich bei der Polizei in Aden annehmen lassen. Lesen oder Schreiben kann er nicht, hat aber durch zwanzigjährige Erfahrung allerlei Nützliches gelernt, kann lange hintereinander sprechen und Gebete hersagen, obwohl er nie betet. Er besitzt ein ausgezeichnetes Talent der Nachahmung und ergötzt die Anderen, wenn er ägyptische Tänze nachahmt, oder die Heftigkeit der Araber, das ceremoniöse Wesen der Inder, das Schimpfen der Perser, die Lebhaftigkeit der Europäer oder die Unverschämtheit der Türken. Er hat einen erfinderischen Geist, versteht sich auf Schliche und Ränke, und könnte für einen gewandten Mann gelten, wenn er nicht einen für die Somalis sehr bezeichnenden Fehler hätte; er kann nämlich nichts verbergen, was in seinem Innern vorgeht; das Weiße im Auge, das Zusammenziehen der Stirn, das Auf- und Niedergehen der Nasenflügel und die zitternde Lippe sprechen immer zu deutlich.

Mein zweiter Diener, Guled, ist auch ein Polizeimann aus Aden, ein junger Mensch von guter Familie, denn er gehört zu den Ismaïl Arrah, welche im großen Stamme der Habr Gerhadschis die königliche Sippe bilden. Sein Vater war ein wohlhabender Mann, und seine Brüder, die in der Umgegend von Berbera sich aufhalten, sind reiche Beduinen. Guled entlief als achtjähriger Knabe und wurde Diener bei einem Butterhändler zu Mokka in Arabien. Von dort kam er nach Aden. Er ist hochgewachsen und sieht aus wie ein Gerippe. Dergleichen Gestalten findet man unter den Somalis häufig. Seine Schultern stehen mit den Ohren gleich, seine Hüften treten heraus wie bei einer Mumie, im Gesicht hat er nicht zwei Loth Fleisch und sieht aus wie ein abgehungerter Vogel. Wir nennen ihn den langen Guled und er antwortet mit

dem arabischen Sprüchwort: „Länge ist Ehre, selbst in den Wäldern.“ Uebrigens ist er sehr tapfer und stürzt sich ohne Bedenken in die Gefahr, aber da er schwach von Körper und nervös ist, so zittert seine Hand; er läßt dann die Zündhütchen fallen und ladet schlecht; auch kann er weder Hunger noch Durst oder Gefahren ertragen.

Der dritte ist Abdy Abokr*), gleichfalls vom Stamme der Habr Gerhadschis. Er hat allerlei oberflächliche Kenntnisse, steckt allen Unfugs voll, und wir nennen ihn deshalb den Mollah, Ende der Zeit. Er mag vierzig Jahre zählen, sieht aber älter aus, hat kleine, tiefliegende, verschmitzte Augen, die nahe bei einander stehen, eine gekrümmte Nase, dünnen Bart, ausgebauchte Stirn, weit von einander stehende Zähne (die bei den Somal sehr oft vorkommen) und eine dürftige Gestalt, an welcher der lange Rücken auffällt. Sein Gang ist katzenartig und er hat ein widerwärtiges Grinsen. Dieser würdige Mann kann nicht lesen, betet nie, weiß aber einige Kapitel aus dem Koran auswendig, spricht hörbar einen langen Ratib am Morgen und am Abend, und heißt deshalb der Widad oder Winkelprediger. Er hat eine sehr böse Zunge. Sein Vater war einst ein reicher Schiffsrheder, verlor aber seine Habe; die Söhne verließen ihn, und er sieht sich jetzt auf die Unterstützung Anderer angewiesen. Das Ende der Zeit hat auf weiten Reisen viel Geld verthan, er ist von Härrär bis nach Catsch in Indien gekommen und hat überall, wo er war, eine Nichtswürdigkeit verübt. Uebrigens ist er ein unterhaltender Gesellschafter und thut sich etwas darauf zu Gute, daß er viele Stellen aus Dichtern in sein Gespräch verweben kann, also, nach morgenländischer Anschauung, ein höflicher und gebildeter Mann ist. Haben wir Eile, so sagt er: „Geduld stammt vom Himmel, Hast kommt aus der Hölle.“ Fällt ein hartes Wort, dann spricht er: „Wunden, welche von Blei oder Stahl herrühren, kann man heilen, aber Wunden, welche die Zunge schlägt, heilen nie.“ Wenn mir ein Reiskorn im Barte hängt, wird er lächelnd sagen: „Die Gazelle ist im Garten;“ worauf ich ihm antworte: „ich werde mit den Fünfen (nämlich den Fingern)

*) Abdy ist eine Abkürzung von Abdullah, wie Abokr von Abubekr; „Ende der Zeit“ ist eine Anspielung auf eine Verkündung, derzufolge die moslemitische Priesterschaft beim Herannahen des Endes der Welt in arge Verderbniß versinken werde.

Jagd auf sie machen.“ Ich wollte eigentlich diesen Abdy Abokr gar nicht als Diener annehmen, aber der Gouverneur von Zeyla versicherte mich, daß ich ihn wie einen Sohn betrachten könne; auch eigne er sich vortrefflich dazu, im Nothfall Botschaften, dergleichen man nicht schriftlich geben will, an einflußreiche Häuptlinge zu besorgen. Ich fand in ihm nur einen vortrefflichen Hanswurst, der mir die Tabakspfeifen stopfte und ausklopfte; er schwatzte viel und that wenig, war ein durchtriebener Ränkeschmied, habsüchtig und hatte ein über alle Begriffe loses und giftiges Maul.

Die Sonne ging heiß auf. Ich sah die beiden Berge, welche den Eingang zum „Thore unter den Pleiaden“ bewachen. Sie sind Dschebel Mayyum in Afrika, Dschebel Zubah oder Muayyia in Arabien; das ist der Eingang zum rothen Meer. Bald kam auch Barr el Adschem, das Land der Barbaren, in Sicht. So bezeichnen die Somal ihr Land*). Ich gewahrte einen niedrigen glänzenden Streifen gelben Sandes; er war öde und dampfte Hitze aus. Diese Gegend gehört den Isa und ist solcher Bewohner würdig; sie bildet das Land Adel. Um Mittag erblickten wir Ras el Bir, das Vorgebirge der Brunnen. In diesem Kap läuft die steile Tadschurrakette aus, und unter diesem Gebirgszuge liegen die ruhigen Gewässer des „Jungfern-See“ Bahr el Banatin, der Bay von Tadschurra. Wir hatten ein leinenes Dach übergespannt, rauchten Tabak, und unterhielten uns, denn die Luft war nicht heißer als während des Sommers auf der See bei England. Einige vom Schiffsvolk wollten beten, aber die Niederwerfungen sind auf einem Schiffe keine leichte Sache und, wie

*) Adschem bedeutet im Allgemeinen alle Völker, die keine Araber sind; in Aegypten und Centralasien bezieht sich aber dieser Ausdruck jetzt nur noch auf die Perser. Im Westen des rothen Meeres bezeichnet er allemal das Somaliland. Bruce leitet daher den griechischen und lateinischen Namen Azamia und de Sacy das Wort Ajan, womit auf den Karten die inneren Gegenden des ostafrikanischen Hornes bezeichnet sind. So wird in Afrika das Wort El Scham, welches eigentlich Damaskus und Syrien bezeichnet, auf das Hedschas angewandt. Adel hat nach Krapf seinen Namen von den Ad Ali, einem Stamme der Afar oder Danakil, der, nach arabischer Synekdoche, irrig auf das ganze Volk übertragen worden. Johnston leitet ihn richtiger von Adule ab, einer Stadt, die schon zur Zeit des Ptolemäus Euergetes (247 bis 222 v. Chr.) ihre eigene Dynastie hatte und sich eines Eroberers rühmte, der die Troglodyten, Sabäer und andere Völker bezwungen habe, auch bis an die Grenze Aegyptens vorgedrungen sei.

Omar gesagt hat, der Islam ist eigentlich nicht für seefahrende Völker geschaffen. Endlich verschwand die gewaltige rothe Sonnenscheibe hinter den dunkelblauen Felsen von Tadschurra; wir legten uns schlafen und wurden von einem kühlen Winde gefächelt. Am Morgen des 31. October steuerten wir in die Bucht von Zeyla, welche bei den dortigen Schiffern für sehr gefährlich gilt, und kamen an der niedrigen Insel Mascha vorüber, welche zur „Stadt der Sklavenhändler," nämlich Tadschurra gehört. Zur Linken lagen zwei Sandinseln, Aybat und Saatel Dik, wo viele Seemöwen nisten. Zur Zeit des Charif, der heißen Jahreszeit, holt man von dort viele Eier, die für einen Leckerbissen gelten. Um Mittag lag Zeyla vor uns, so recht ein afrikanischer Normalhafen, auf einem Streifen schwefelgelben Sandes unter dunkelblauem Himmel und einem indigoblauen Vordergrunde. In Folge der Strahlenbrechung erschienen die Häuser sehr hoch; auf mich machten die weiß angestrichenen Wohnungen und Minarets einen recht angenehmen Eindruck. Wir wanden uns langsam und bedächtig durch die verwickelten Korallenriffe des Hafens, und bald kam uns eine kleine Barke entgegen, von der wir unangenehme Nachrichten bekamen. Die Freundschaft zwischen dem Emir von Härrär und dem Gouverneur von Zeyla war in Feindschaft umgeschlagen und die Straße durch das Land der Isa-Somali nicht zu passiren. Die Ursache dieser Feindseligkeiten war erzafrikanisch. Die aus Abyssinien nach Tadschurra gehenden Sklavenkarawanen werden herkömmlich von den Rer Guleni geleitet; diese sind eine Sippe des großen Isastammes und monopolisiren den Durchzug durch ihr Gebiet. Nun hatten aber die Isa insgesammt den Anspruch erhoben, die aus jenem Wegemonopol den Rer Guleni erwachsenden Vortheile mit diesen zu theilen und eine abschlägliche Antwort erhalten. Im August 1854 schaarten die Isa sich zusammen und verlegten den Weg. Eine große Karawane kam in zwei Abtheilungen, in deren jeder sich etwa dreihundert Sklaven befanden. Die Isa griffen die erstere an, führten die weiblichen Sklaven ab, verkauften sie das Stück für zehn Dollars, und verstümmelten etwa einhundert Knaben auf abscheuliche Weise. Seitdem war die Straße nach Tadschurra völlig versperrt. Die Rer Guleni ihrerseits ermordeten einen friedlichen Reisenden, Masud, weil Inna Handan, dessen Abban oder Beschützer, zu denen gehörte, von welchen jene, durch die Rer Guleni geleitete Karawane angegriffen worden war.

Sie stießen ihn von hinten nieder, ohne daß er sich vertheidigen konnte. Dieser Masud war ein Lieblingssklave und Adoptivsohn des Gouverneurs von Zeyla, Scharmarkay. Das war die mir unwillkommene Nachricht und die zweite war eben so unerfreulich. Der Emir von Härrär hatte alle Fremden aus seiner Stadt vertrieben, in welcher die Blattern mit solcher Heftigkeit wütheten, daß die umwohnenden Gallabauern Niemand ein- oder auslassen wollten. Das Alles war freilich sehr unangenehm, indessen blieb ich doch bei dem einmal gefaßten Entschlusse.

Nur Kähne können bis dicht an die Stadt hinanfahren. Unser gutes Schiff, der Sahalat, rannte einige Male gegen Korallenfelsen und warf dann Anker. Ich kleidete mich rasch an, stieg mit dem nothwendigsten Gepäck in einen Nachen und landete beim Stadtthore. Dort hingen meine Gefährten reine Toben um die Schultern, steckten einen Dolch in den Gürtel, nahmen den Schild an die linke, und einen Wurfspeer nebst Lanze in die rechte Hand. Ein wachtstehender schwarzer Soldat rief uns an, und geleitete uns zum Gouverneur durch die staubigen Wege (denn Straßen kann ich sie nicht nennen) einer alten arabischen Stadt. Die Menge gaffte uns an, der Weg war weit, aber endlich gelangten wir doch an das Haus, schoben die vor der Thür hängende Matte bei Seite und traten ein.

Scharmarkay war mir schon von Aden her bekannt. Die dortigen Behörden hatten ihm dringend eingeschärft, für meine Sicherheit Sorge zu tragen. Da ich aber als mohammedanischer Kaufmann in Zeyla erschien, so durften wir einander nicht kennen, und mein Ceremonienmeister, der Hammal, führte mich ein. Der Gouverneur hielt sich in einem Arisch, einer Art Hütte auf, die er seinen zweistöckigen Häusern vorzog, trotzdem sie feucht und unbequem war. An den Rohrwänden entlang lagen Matratzen; Zierrath fehlte, ausgenommen einige Waffen und ein Rosenkranz. Mir wurde der Ehrensitz angewiesen; zu meiner Rechten saßen der Gouverneur und der Hammal; den niedrigern Sitz nahm Mohammed, Scharmarkays Sohn und Erbe, ein. Allen übrigen wurden Stühle angewiesen. Die Zusammenkunft war sehr langweilig, weil man weder Pfeifen noch Kaffee reicht, und der Orient nichts hat, was sie ersetzen könnte. Zeyla hat nicht ein einziges Kaffeehaus. Die ansässigen Somali machen sich aus dem Kaffee nichts, und die Beduinen verschmähen ihn gleichfalls. Sie sagen: „Haben wir uns

einmal an ihn gewöhnt, so möchten wir ihn immer haben, und woher sollen wir ihn bekommen?" Die abyssinischen Christen verschmähen nebst dem Kaffee auch den Tabak, um sich dadurch von den Muselmännern zu unterscheiden. Die Gallas dagegen essen den Kaffee; sie vermischen die gepulverte Bohne mit Butter, und ein Klumpen von der Größe einer Billardkugel reicht zu einer Mahlzeit hin.

El Hadschi Scharmarkay ben Ali Saleh, Gouverneur von Zeyla, ist ein merkwürdiger Mann. Er stammt, wie er behauptet, in gerader Linie und im sechszehnten Grade von Ischak el Asremi ab, dem heutigen Urvater der großen Stämme Gerhadschi und Awal; aber seine Feinde wollen ihm einen so edlen Ursprung nicht zuerkennen, sondern sagen, sein Großvater Saleh sei ein Sklav aus Abyssinien gewesen. Dafür spricht allerdings seine verhältnißmäßig helle Hautfarbe. Ursprünglich war Scharmarkay (der Name war somali und bedeutet einen, der nichts Böses sieht) ein Nakoda, Schiffcapitän, und wurde später, vorzugsweise in Folge britischen Einflusses, Häuptling eines Stammes. Er hat im Jahre 1825 englischen Seefahrern das Leben gerettet und dabei eine Wunde am linken Arme erhalten. Dafür erhielt er ein schriftliches Zeugniß, wurde in Bombay mit Auszeichnung behandelt und vor etwa funfzehn Jahren zum Statthalter von Zeyla und der Umgegend ernannt. Sein Vorgesetzter ist der türkische Pascha von Westarabien. Er war in seinen jungen Jahren ein tapferer Krieger, der nicht mit zwei, sondern mit vier Speeren ins Gefecht ging, und man kannte die Wunden welche sein Schwert hieb. Er ist nun etwa sechszig Jahre alt, über sechs Fuß hoch, knochig und mager; aber diese Magerkeit verbirgt er unter weiten Gewändern. Er scheert, wie es bei den Angehörigen der Schafeïsekte üblich ist, Oberlippe und Kopf, und läßt nur an beiden Seiten des Kinnes einige Haarbüschel wachsen. Ein Auge ist ihm verloren gegangen; er trägt sich Arabisch und führt ein breites Schwert mit silberausgelegtem Griff. Er ist noch immer ein kräftiger Mann, denkt stets daran, Härrär und Berbera zu erobern, Gebieter der Küste zu werden und seine Gewalt bis Abyssinien auszudehnen. Aber diese hochfahrenden Pläne wurden zu Schanden. Im Juli 1855 setzte der türkische Pascha von Hodeida ihn ab, weil er einen Karawanenweg nicht geöffnet, oder wie Andere behaupten, eine Dankalikarawane geplündert habe. In Folge englischer Vermittelung kam er

mit einer Strafe von dreitausend Dollärs ab und durfte sich nach Aden zurückziehen.

Ich will hier eine Beschreibung von Zeyla (Zeïla, Selah, Zelah) geben. Die Somalis nennen diese Stadt Audal (Adel) oder Aucal. Sie mag zwischen drei- und viertausend Einwohner zählen, hat ungefähr ein Dutzend große steinerne Häuser, die weiß angetüncht sind, nebst einigen hundert Arisch, Hütten, und liegt auf einer niedrigen Sandbank, die bei hoher Fluth beinahe zu einer Insel wird. Einen Hafen hat Zeyla nicht; ein Schiff von 250 Tonnen Trächtigkeit muß eine englische Meile vom Landungsplatze vor Anker gehen, ist aber auf dieser offenen Rhede dem gefährlichen Nordwind ausgesetzt; bei West- und Südstürmen kann kein Fahrzeug auf diese Rhede gelangen. Die Ebbe legt allemal eine weite Strecke Landes bloß; nach Sonnenuntergang ist die Einfahrt zur Rhede, der Korallenriffe wegen, äußerst gefährlich, und das Gehen auf dem Korallenboden doppelt lästig. Diese einst berühmte Stadt bildet ein längliches Viereck von Osten nach Westen; die Mauern haben weder Schießscharten noch Kanonen, bestehen aus Korallenfels und Schlamm, und sind an manchen Stellen verfallen. Von den fünf Thoren geht das nördliche auf die See hinaus, vor dem südlichen lagern die Beduinen. Die sechs Moscheen bieten nichts Bemerkenswerthes dar. Das Klima ist weniger heiß als das von Aden, die Lage offener und deshalb nicht so ungesund. Zeyla beherrscht den benachbarten Hafenplatz Tadschurra, ist durch seine Lage der nördliche Hafen für Aussa, die alte Hauptstadt von Adel, für Härrär und für das südliche Abyssinien. Doch hat sich in Folge vieler Fehden unter den Häuptlingen der Haupthandel nach Berbera gezogen. Aber noch immer gehen von Zeyla Karawanen nach Norden hin zu dem Dankali und nach Süd-Westen, durch das Gebiet der Isa und Gudabirsi bis Efat und Gurague. Auch aus Abyssinien kommen Kafilas, und viele Beduinenstämme besuchen Zeyla, dessen Ausfuhren sehr werthvoll sind. Sie bestehen hauptsächlich in Elfenbein, Sklaven, Häuten, Honig, Antilopenhörnern, flüssiger Butter und Gummi; die Küste liefert Schwämme, Korallen und kleine Perlen, welche von arabischen Tauchern während der guten Jahreszeit gefischt werden. Ich sah im Hafen, wenn der Ausdruck erlaubt wäre, etwa zwanzig größere und kleinere Schiffe der Eingeborenen liegen; die Hälfte derselben gehörte dem Gouverneur. Sie fahren nach Berbera, Arabien und dem westlichen Indien und

haben radschputische, also indische Steuerleute, am Bord. Lebensmittel sind wohlfeil; man genießt vorzugsweise Schöpsenfleisch; ein großes Schaf kostet einen Dollar; auch Fleisch von Kameelen, Ochsen und im Winter von Ziegen, ist in Menge vorhanden, Fisch dagegen selten und Geflügel wird nicht viel genossen. Hauptgetreide ist Holcus sorghum, neben demselben Reis und Weizen. Während der heißen Jahreszeit hat man keine Milch, aber nach der Regenzeit um so mehr; die Beduinen bringen sie dann in Schläuchen. Ansässiger Bewohner mag Zeyla etwa funfzehn hundert haben; sie sind ein vergleichsweise hübscher Schlag, und leiden nur wenig an Fiebern und Augenkrankheiten. Wasser ist spärlich vorhanden, der Hissi oder süße Brunnen liegt zwei Stunden weit von der Stadt; das Wasser in dieser selbst ist bitter und nicht zu trinken. Deshalb hält man in Zeyla weder Pferde noch Maulthiere; ich habe nicht einmal einen Hund gesehen.

Durch dieses Zeyla führte mich nach der Audienz der Gouverneur Scharmarkay, um mir eines seiner Häuser zu zeigen, das aus Lehm und Korallen gebaut und sorgfältig angetüncht war. Das Erdgeschoß dient zum Waarenlager; eine Treppe führt zu einem Saal hinauf, in welchem ich keinen Hausrath fand; der Boden bestand aus hartgeschlagenem Thon, die kleinen Fenster hatten Läden. Dieser Saal war voll von „Abendfliegern“, Fidmer, denn so heißen bei den Somal die Fledermäuse, die man ungestört läßt, weil sie erbitterte Feinde der Landplagen, nämlich der Fliegen und Mücken sind. Neben dem Saale befinden sich drei kleinere Zimmer, oben ist ein plattes Dach zum Schlafen für solche, die weder Thau noch Landwind fürchten. Für mich war ein Gemach hergerichtet worden; ich fand Matten auf dem Boden, Kissen an den Wänden, einen Kursi, mit Wolle gestopftes Kissen, mit persischer Seide überzogen und kleinere Pfühle. Der Hadschi wies mich mit großer Feierlichkeit ein und setzte sich auf den Diwan, während ich einen höhern Platz einnehmen mußte. Nachdem er für mich ein Abendessen befohlen, nahm er Abschied.

Die mir wohlbekannten Töne des Islam drangen in mein Ohr; ich vernahm den melodischen Gesang des Muezzin, mit dem kein Abendgeläut an Feierlichkeit und Schönheit den Vergleich aushält; das laut gesprochene Abendgebet, Amin und Allaho Akbar, ergreift tiefer als die Orgel. Statt des Kanonenschusses der Pilgerkarawane vernahm ich um sieben Uhr Abends den Schall einer

Kesselpauke, der drei Stunden später noch einmal ertönte. Er warnte Familienväter, Diebe und Verliebte, das Haus zu suchen, denn wer später auf der Straße angetroffen wird, entgeht der Bastonnade nicht. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde in meiner Nachbarschaft gesungen und getanzt, denn man feierte eine Hochzeit. Ich sah einzelne verhüllte Gestalten vorüber schleichen, beobachtete Alles von meinem Fenster aus und schlief dann ein.

Sechs und zwanzig Tage verweilte ich in Zeyla, und sie alle verstrichen mir im Allgemeinen sehr einförmig. Ich entwarf den Reiseplan, suchte nach guten Führern, kaufte Kameele und Maulthiere und traf überhaupt die nöthigen Vorkehrungen. Sobald der Tag grauete, stand ich auf, und schöpfte freie Luft auf dem Dache, wo die Andacht verrichtet wurde; nebenher beobachtete ich, was unsere Nachbarn trieben. Es gab allerlei zu sehen, und zwei Schwestern von verschiedenen Müttern erregten ganz besonders meine Aufmerksamkeit. Die Tochter einer indischen Frau ist eine junge lebhafte Person. Sie hat eine chocoladenbraune Haut, langes Haar und ein Papageiengesicht. Dieses sehr ovale Profil mit zurücktretendem Kinn und Vorderkopf fällt im östlichen Afrika sehr auf. Diese Schöne wurde von den Stutzern in Zeyla höchlich bewundert. Sie kokettirte sehr stark, wenn sie sich beobachtet wußte, kämmte ihr schönes Haar, tanzte, sang und versetzte gelegentlich den Sklavinnen einen Klaps. Als wir ernsten Leute sie sahen, erinnerten wir uns der im Morgenlande wohlbekannten Verse des Dichters: „Ohne Gerechtigkeit ist der König eine Wolke ohne Regen; ohne Güte ist ein Weiser ein Feld, das keine Früchte giebt; ohne gute Aufführung ist ein Jüngling wie ein Pferd ohne Zaum; ohne Verstand ist ein Greis ein Fluß ohne Wasser; ohne Bescheidenheit ist eine Frau wie Brot ohne Salz."

Die andere Schwester ist verheirathet und von abyssinischer Abkunft. Das sieht man schon an ihrer Haut, die nicht viel dunkler wie bei einer Zigeunerin ist, an der langen, hellblauen Kopfbinde und ihrem hellfarbigen, befranzten Kleide. Sie hat ihr Gesicht tättowirt; ein bläulicher Strich geht vom Stirnhaar bis zur Nasenspitze, zwischen den Augenbrauen ist eine Verzierung wie eine Lilie; an den Mundwinkeln und auf den Wangen sind gleichfalls Schmuckzeichen angebracht. Sie verbringt die Zeit damit, daß sie die Sklavinnen beaufsichtigt und Matten webt. Die Verfertigung der letzteren ist in Ostafrika eine Hauptbeschäftigung. Den

Stoff liefert meistentheils ein Palmbaum, gewöhnlich die Faser der Dumpalme, doch benützt man auch andere Pflanzen. Die Matten sind an Gestalt und Farbe sehr verschieden; man färbt sie gewöhnlich roth, schwarz und gelb; Krapp und Alaun werden aus Tadschurra bezogen. Mit dieser Frau wurde ich bald so bekannt, daß wir einander grüßten; leider muß ich gestehen, daß man meiner liebenswürdigen Nachbarin üble Nachrede nicht ersparte. War man doch dahinter gekommen, daß sie einige Male Leuten Zeichen mit den Fingern gemacht hatte, was verdächtig erschien, denn wenn eine sittsame Frau der andern etwas mittheilen will, bedient sie sich ihrer Stimme.

Nach sechs Uhr gingen wir hinab, um das Frühstück einzunehmen. Es bestand gewöhnlich aus Schöpsenbraten und Durrahkuchen. Man bindet mir eine Serviette unter das Kinn und ich muß aus Leibeskräften essen, wenn ich nicht getadelt werden soll. Wer zum Besuch kommt, wird zum Mitessen geladen. Mein Appetit in Afrika ist sehr stark; ich esse in Zeyla sechsmal so viel wie in Aden, wahrscheinlich weil ich hier süßes Wasser habe, nicht das bittere Naß wie dort im „Auge Yemen's." Wir beschließen das Frühstück mit Kaffee, rauchen dann Tabak und schlafen noch einmal. Nachher nehme ich irgend ein auf Religion bezügliches arabisches Buch zur Hand und bin auf jeden Besuch vorbereitet. Bald kommen auch Dutzende zu mir, denn es scheint, als ob in Zeyla Niemand etwas zu thun habe. Sie lassen die Pantoffeln vor der Thür stehen, stellen ihre Speere, mit der Spitze nach oben, in die Ecke, und legen die Schwerter zu ihren Füßen; zwei Schwerter trägt Jeder, der respectabel ist. Ihre Tracht ist die Toba, jenes Kleidungsstück, das von Zeyla bis Bornu in Afrika ganz allgemein getragen wird; in Abyssinien nennt man es Quarry. Im Somalilande besteht dasselbe aus einem acht Ellen langen Stück Baumwolle, und zwei Breiten desselben werden zusammengenäht. Man trägt die Toba, gleich dem schottischen Plaid, auf sehr verschiedene Art; manchmal läßt man den rechten Arm bloß, bei kaltem Wetter hüllt man den ganzen Leib ein, bei heißem läßt man die Toba unter dem Gürtel herabfallen. Gewöhnlich wird sie über die linke Schulter nach hinten übergeworfen, vorne über die Brust gezogen, und um den Körper derart gewickelt, daß die mit rothen oder gelben Seidenfranzen verzierten Enden auf die linke Schulter zu liegen kommen. Die Frauen tragen ihre Toba anders; sie

knüpfen die Enden meist über der rechten Schulter zusammen und schlingen sie um den Gürtel; hinten hängt ein Stück, das wie eine Kapuze über den Kopf geworfen werden kann. Die Toba der Somalin steht schön, ist aber nicht gerade sittsam, weshalb denn auch in den arabischen Städten manche Frauen die arabische Tracht vorziehen, nämlich einen kurzärmeligen Rock, der bis an die Kniee hinabreicht, und ein Unterkleid, das am Leibe liegt. Das Wort Toba bedeutet im Arabischen ein Kleid überhaupt; die Somal nennen es Maro, und eine halbe Toba Schukka.

Wer zum Besuch eintritt, schüttelt mir die Hand; es wurde getadelt, daß ich einmal nur die Finger darreichte; ein Niederer, der recht höflich sein will, umwickelt vorher seine Hand mit Zeug. Von dem sogenannten feinen Benehmen der Europäer wissen alle diese Leute nicht das Mindeste; leere Höflichkeit heißt bei ihnen Mädchenwerk; sie wollen nur einfach und geradezu sein; das ist aber auch eine Maske, hinter der die wilden Völker ihre Schlauheit verbergen. Aber sie sind weder affectirt noch schüchtern oder gemein.

In der Morgenstunde erscheint manchmal der Sohn des Gouverneurs. Dieser Mohammed Scharmarkay ist ein großer, wohlgestalteter Mann von etwa dreißig Jahren, bartlos, von heller Hautfarbe, mit großen Augen und schönem Halse. Er läuft und springt vortrefflich, schleudert den Wurfspeer ausgezeichnet, schießt ganz gut mit der Flinte, und vereinigt Kraft mit Anmuth in seinen Bewegungen. Er ist in Mokka erzogen und gebildet worden, und gilt bei seinen Landsleuten für einen Gelehrten. Gleich seinem Vater macht er sich nichts aus Geschenken, weil sein Ehrgeiz weiter reicht; nur mit Mühe brachte ich ihn dahin, eine Karte von Asien und einen Revolver anzunehmen. Er liebt die Bücher sehr und hat mir meinen Abi Kasim (einen Commentator des Abu Schudscha von Ispahan, der über die Schafeisecte schrieb) abgeborgt, um ihn abzuschreiben. Er sprach viel über Religionswissenschaften und hatte durch angestrengtes Lesen seine Augen geschwächt; ich legte ihm einige Blasenpflaster und er war mir dafür sehr dankbar. Mohammed war der älteste Sohn, und offenbar entschlossen die Familie nicht aussterben zu lassen, denn er hatte zehn Frauen, aber von ihnen nur zwei Söhne, und diese sind von den Isabeduinen ermordet worden. Er küßt des Morgens seinem Vater die Hand und dieser drückt ihm den Segen auf die Stirn. Bei alledem ist er sehr streng, ein großer Lobredner der Bastonnade; auch hat er, um die

Leute etwas fern zu halten, eine Araberin geheirathet, die nicht duldet, daß erwachsene Männer ins Haus kommen.

Zuweilen kamen der Emir el Bahr, Hafencapitain, und der Nakib el Asker, Platzcommandant. Dieser letztere, Mohammed Omar el Hamumi, ist einer von jenen Abenteurern, die aus dem Hadramaut, dem südarabischen Küstenlande, stammen, und die man vielfach über den Orient zerstreut findet. Sie sind gleichsam die Schweizer des Ostens, tapfer und ausdauernd, mäßig, und zuverlässig, so lange die Löhnung richtig ausgezahlt wird. Sie werden von den Indern und Afrikanern sehr gefürchtet, und es giebt ein Sprüchwort, das da sagt: „Begegnet dir eine Viper und ein Hadrami, so verschone die Viper.“ Sie stammen aus einer rauhen, unfruchtbaren Gegend, reisen weit und breit umher, und man sagt, die Sonne bescheine kein Land, in welchem man nicht Männer aus dem Hadramaut finde. Einst, so erzählt man, floh ein Hadrami bis an die Gränze von China, wo er in einer Moschee eine Zufluchtstätte suchte. Aber er strauchelte auf der Schwelle. Da rief eine Stimme aus dem Dunkel; „Ya, Amud el Din!“ das heißt: o Säule des Glaubens. Das war ein Anruf an den Schutzpatron von Hadramaut, einen Muselmann vor dem Falle zu bewahren. Der Flüchtige aber, welcher so unvermuthet selbst in so weiter Ferne noch einen Landsmann antraf, rief im Zorn: „Möge die Säule des Glaubens dir den Kopf zerschlagen!“ und zog fürbaß. Jener Hadrami in Zeyla befehligte die Besatzung, welche aus vierzig Mann bestand; die Leute waren Söldner aus Mokka, Hadramaut und Bir Hamed bei Aden; sie trugen Luntenflinten, Schwert und Dolch; jeder erhielt vom Gouverneur eine Monatslöhnung von dritthalb Dollars.

Dann und wann besuchte mich auch der Seyd Mohammed el Barr, der früher Gouverneur von Zeyla gewesen war, und seines reinen Stammbaums wegen in hohem Ansehn steht. Mit ihm kam der Fakih Adan, ein Gelehrter von nicht edler Abkunft. Ich will hier bemerken, daß jene Art von Kastensystem, das zwar nicht in Nordarabien, wohl aber in Yemen vorwaltet, im Somalilande allgemein ist. Die Hauptsippen, welche für niedrig und gemein erachtet werden, sind folgende: die Yebir; sie entsprechen den Duschan Südarabiens. Die Männer stehen gewöhnlich bei den Häuptlingen als Possenreißer im Dienst; sie sowohl als ihre Frauen und Töchter haben Verrichtungen bei Festlichkeiten, Hochzeiten und

Beschneidungen. Die Zahl sämmtlicher Familien, die alle im nördlichen Somalilande leben, beläuft sich auf nur etwa einhundert Familien.

Die Tomal oder Handad, die Schmiede, gehören ursprünglich zu den Aydur und sind durch Verheirathungen mit Niedrigeren selbst niedrig geworden. Sie müssen nun Mädchen aus ihrer Klasse ehelichen und von der übrigen Gemeinde abgesondert leben. Das Volk fürchtet ihre Zauberkünste und überträgt ihnen in Privatstreitigkeiten die Entscheidung. Bei barbarischen Völkern betrachtet man die Schmiede mit einer gewissen Scheu; in Abyssinien gelten die Handwerker für Budah, Hexenmeister, vor allem auch der Schmied; bei den Somal ist er von der Gesellschaft ausgeschlossen, und selbst im Hedschas, welches doch, im Gegensatz zu Yemen, keinen Unterschied unter den Muselmännern anerkennt, gelten die Chalawiyeh, die in Metall arbeiten, für niedrig. Das Das Wort „Tomal", dem Somal entgegengesetzt, ist einheimisch; Handad, aus dem arabischen Haddad, Eisenarbeiter, verderbt. Der Midgan, „eine Hand", entspricht dem Chadim in Yemen; bei den Arabern heißt er Rami, Bogenschütz. Dieses im Somalilande zahlreich vorkommende Volk theilt sich in drei Stämme; der Ursprung ist unbekannt. Die Midgan treten in Dienste bei verschiedenen Häuptlingen, beschränken sich aber nicht auf einerlei Gewerbe; manche sind Jäger oder Ackerbauer. Sie führen nicht Schild und Speer, sondern Bogen und kleine Pfeile mit Widerhaken; diese vergiften sie mit Waba. Solche vergiftete Pfeile werden von Fasogl bis zur Kapkolonie gebraucht, kommen also über einen großen Theil Afrikas vor. Die Somal fürchten das Gift der Midgan sehr, weil davon, wie man sagt, Haare und Nägel ausfallen und der Tod schon nach einer halben Stunde eintrete. Der Verwundete muß sogleich die verletzte Stelle ausschneiden oder das Glied entfernen. Die Midgan sind dunkelfarbig und von untersetzter Gestalt; man erkennt sie leicht an ihrer ganzen Haltung und der Aussprache.

Mit Seyd Mohammed el Barr und Fakih Adan kam das Gespräch allemal auf wissenschaftliche Gegenstände; wir unterhielten uns über Religion, Politik, Geschichte und Literatur; es ist aber kein leichte Sache, sich mit Leuten zu verständigen, welche die jüdische Maria mit der Zauberin Miriam verwechseln; die sich unter einem Könige lediglich einen Räuber in großem Maßstabe denken,

und unter Religion die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen verstehen. Ich schreibe, wenn nur Somal bei mir sind, Arabisch, oder mache Auszüge aus nützlichen Büchern und lese, wenn Araber sich eingefunden haben, ein Mährchen aus Tausend und eine Nacht.

Der Toptschi Baschi, Befehlshaber der Artillerie, ist ein roher Soldat, der noch vor Kurzem als Baschi Bosuk im Hedschas stand. Er scheert mir am Freitage das Kopfhaar, und wenn er mich sonst besucht, erzählt er von seinen Feldzügen in Arabien. Manchmal ist mein Zimmer voll von fremden Kaufleuten, die sich in Zeyla aufhalten. Doch zumeist sind nur Somali da; sie unterhalten sich in ihrer Sprache, lachen, schreien, strecken ihre Beine aus, liegen wie das liebe Vieh am Boden, rauchen aus der gemeinschaftlichen Hukah, welche in der Mitte steht, reinigen sich die Zähne mit kleinen Holzstäben, und kauen Schnupftabak. Ich sitze auf meinem Kursi, murmele zuweilen etwas aus einem Buche her, um Respekt einzuflößen, oder lese zum allgemeinen Nutzen etwas vor, oder verkündige Glück aus den Handlinien und stelle ein Horoskop.

Es ist nicht leicht, einem solchen Leben Geschmack abzugewinnen. Vor Allem fehlt weiblicher Umgang. Der Islam hat die Bande zwischen den beiden Geschlechtern gelockert, um jene unter Männern desto fester zu knüpfen. Sodann ist mein Haus nicht mein Haus; die Thür muß zu allen Zeiten meinen Freunden geöffnet sein; wenn einer in meinem Zimmer singen will, so singt er, und wer die Kunst nicht lernt, mitten unter Anderen allein zu sein, langweilt sich oder wird verdrießlich. Ich muß für den Augenblick alle europäischen Vorurtheile vergessen, und darf weder an indische Höflichkeit noch persische Feinheit, weder an arabische Courtoisie noch türkische Würde denken. Der Mensch lebt so frei, wie die Natur ihn geschaffen hat. Komme ja Niemand in's Land der Somal, der sich den Kopf nicht vor Anderer Augen scheeren lassen will, der Anstoß daran nimmt, wenn seine Freunde sich bei ihm das Haar kämmen und alle Sachen betasten. Er muß sich auch gefallen lassen, daß der erste beste ihn sehr vertraulich anredet.

Um elf Uhr Vormittags kommt das frische Wasser aus dem Hissi, süßem Brunnen, und der Hadschi sendet mir das Mittagessen: gedämpftes, sehr stark in Fett schwimmendes Schöpsenfleisch, gesottenen Reis, Maiskuchen, dann und wann Fisch und süße oder geronnene Milch. Nachher rauche ich Tabak, trinke Kaffee und führe

mein Tagebuch oder lese, während meine Diener schlafen. Gegen zwei Uhr Mittags höre ich lautes Rufen vor der Thür; da nicht sofort geöffnet wird, fragt man von draußen, ob wir etwa Nazarener bei uns haben. Die Leute, welche uns nun besuchen, bleiben den Nachmittag über da; gegen Abend steige ich auf das Dach, um frische Luft zu schöpfen und den Fliegen zu entrinnen, oder ich gehe aus, gewöhnlich an den Strand nach Osten hin, wo eine kleine Moschee steht. Wir spielen dort Schantara oder Schah (zwei Arten von Brettspiel), oder schießen nach einem Ziel, werfen den Speer, springen oder treiben noch andere Leibesübungen. Die Lieblingswaffen der Somal sind Speer, Dolch und Kriegskeule; Bogen und vergiftete Pfeile haben nur die für niedrig erachteten Klassen; Feuerwaffen fürchtet man, erklärt sie aber für schnöde Werkzeuge, weil mit ihnen der Feigling einen tapfern Mann zu Boden strecken kann.

Der Speer der Somal gleicht der Hassagaye der Kaffern im Kaplande; der Schaft ist etwa vier Fuß acht Zoll lang, das eiserne Blatt, so zu sagen die Speerklinge, hält zwanzig bis sechsundzwanzig Zoll. In der Stadt trägt der Mann nur eine solche Lanze, auf Reisen dagegen hat er zwei (was auch bei den Tibbus in der Sahara der Fall ist); der kleinere Speer wird geworfen, der längere als Lanze zur Abwehr oder zum Angriffe benutzt. Wenn im Kampfe Lanze und Speer nicht mehr in der Hand sind, greift man zum Dolche, packt den Feind mit der Linken, und stößt mit der Rechten nach Nacken oder Schulter. Solch ein Zusammentreffen hat allemal einen tödtlichen Ausgang. Am Tage kann man dem Speer recht wohl ausweichen, aber bei Nacht ist er gefährlich. Der Dolch der Somal hat achtzehn Zoll Länge und zwei Zoll Breite und ist an beiden Seiten scharf. Man stößt mit demselben stets von oben nach unten und parirt die Stöße mit dem Schild ab. Die Keule gleicht dem Tonga der Kaffern, ist etwas über eine Elle lang, nach der innern Seite abgerundet, und auf der äußern Seite scharfkantig. Der Gaschan oder Schild ist rund und hält nur anderthalb Fuß im Durchmesser; einige Beduinen tragen größere Schilde. Das Gestell ist mit Haut überzogen, und hat in der Mitte einen Buckel, von welchem der Speer abgleitet.

An unseren Uebungen nehmen dann und wann die arabischen Söldner Theil; sie zeigen weit größere Geschicklichkeit als die Somal, welche das Schwert nicht haben und gegen dasselbe sich nicht

mit ihrem Schilde vertheidigen können. Ich galt schon nach einigen Tagen für den stärksten Mann in Zeyla.

Zuweilen gingen wir um die Stadtmauern nach der Ascherbara, dem Südthore, wo die Knaben sich mit Spielen, Steinwerfen und Stockschlagen belustigten. Sie waren lärmend und unverschämt, wie die Knaben bei den Wilden überhaupt; die Bürger spielten Ball. Dabei sondern sich die Verheiratheten von den Unverheiratheten, jeder Theil bildet eine Gruppe und spielt gegen die andern, und es geht dabei sehr laut her. Die Sieger tanzen und singen stundenlang in der Stadt umher und schwenken die Lanzen.

Vor dem Thore finde ich gewöhnlich ein Beduinenlager. Die Zelte sind noch schlechter als jene der Zigeuner, roh, niedrig und verräuchert, und die Bewohner derselben sehen entsetzlich wild aus. Das zottige Haar auf ihren dicken Köpfen ist roth gefärbt und trieft von Butter; in demselben steckt ein Kamm mit drei Zinken, den man benützt, um den Kopf zu kratzen, wenn man sich die Finger nicht mit Fett beschmutzen will. Mancher Beduine trägt auf dem Kopfe auch eine Straußfeder, welche anzeigt, daß er schon „seinen Mann" getödtet habe. Ueber die Schultern wird ein schmutziges Stück baumwollenen Zeuges geworfen, und ein gleiches schlägt man um die Hüfte. Einige Weiber könnten für hübsch gelten, wenn sie nicht denselben satanischen Ausdruck im Gesicht hätten wie die Männer; sie sind sehr dürftig bekleidet. Bei den Zelten finde ich Esel, Kameele und hoffnungsvolle Beduinensprößlinge, die mir nachlaufen oder vor mir weg rennen. Sie rufen: „Da ist der weiße Mann, der weiße Mann; lauft weg oder er wird euch fressen!" Ich hätte wohl gethan, mir meine Haut mit Saft von grünen Wallnüssen zu färben, denn meine Weiße fiel in Afrika allgemein auf; doch wurde einmal meine Eigenliebe gekitzelt, als ein schwarzes fünfjähriges Mädchen hinter mir herrief: „Wa wanakasan!" das heißt: wie hübsch er ist! Diese Beduinen benahmen sich nicht bösartig gegen mich; die Frauen starrten mich an und lachten, die Männer wunderten sich über den weißen Mann.

Wir müssen vor Sonnenuntergang in die Stadt zurückkehren, weil die Thore verschlossen und die Schlüssel dem Hadschi überbracht werden. Das Letztere ist überflüssig, weil die Mauern an einem Dutzend Stellen schadhaft sind. Der Ruf zum Abendgebet ertönt, aber von meinen Gefährten betet kein einziger; wenn ich darüber eine Bemerkung mache, antwortet man mir: „Morgen,

wenn's Gott gefällt." Doch beobachten sie in soweit den Anstand, daß sie zur Zeit des Gebetes sich außer dem Hause nicht sehen lassen.

Der Somal ist, gleich den übrigen Afrikanern, nur in sehr geringem Grade religiös, und hat leichtfertige Antworten zur Hand. Auf die Frage, weshalb sie die vom Koran verbotenen Glücksspiele nicht unterlassen, antworten sie: „weil es uns so beliebt." Als ich eines Abends unter den Isa mein Zelt aufgeschlagen hatte, hörte ich eine alte Frau schreien; sie litt an heftigem Zahnschmerz und rief: „O Allah, möchten Deine Zähne Dir eben so weh thun wie die meinigen mir!"

Von Gerad Hirsi, dem Häuptling des Berteristammes, wird Folgendes erzählt. Er traf eine Schaar unbewaffneter Pilger, fragte, weshalb sie ihre Waffen daheim gelassen hätten, und erhielt zur Antwort: „Wir sind Gläubige, und bauen auf Allah." Nachdem er sie am Abend freundlich bewirthet, erschien er nach einer kleinen Weile wieder bei ihnen und erklärte, sein Wahrsager habe ihm geboten, einen Pilger zu opfern, und sie möchten nun einen der ihrigen auswählen. Darauf warfen sie das Loos und gaben ihm einen Mann. Der Häuptling schaffte diesen in eine andere Hütte, röthete seinen Dolch mit Schöpsenblut, kam wieder und verlangte ein zweites Opfer. Da entflohen die erschreckten Pilger nach allen Seiten, und die Berterireiter hatten große Mühe, sie einzuholen. Gerad Hirsi gab ihnen dann Geschenke und machte sich über sie lustig. Die wilden Beduinen fragen, wo denn eigentlich Gott zu finden sei, und sagen wohl auch: „Wenn die Isa ihn nur fassen könnten, so würden sie ihn sofort mit ihren Schwerten durchbohren; denn verwüstet er nicht das Land, duldet er nicht, daß Vieh und Weiber abgeschlachtet werden?" Wir sehen hier ein ganz rohes Unvermögen, die Vorstellung eines höchsten Wesens zu fassen; aber dabei haben sie abgeschmackten Aberglauben, und manche hüten sich, einem geringen Pilger etwas zu Leide zu thun, weil sie meinen, daß er sie durch Blick oder Wort zu Grunde richten könne.

Nach dem Abendessen steigen wir auf das Dach, und erfreuen uns des Anblickes, welchen das im Mondlicht erglänzende Meer und die fernen Hügel von Tadschurra darbieten. Der Abendstern erglänzt wie ein Diamant an dem ruhigen Horizont. Den Mond umgiebt ein Hof von blaßrothem Nebel, der in Türkisblau und Chrysoprasgrün übergeht, und dem Himmelsgewölbe einen eigenen Reiz verleiht. Hinter uns liegen die Ebenen und die Gebirge, in

denen wilde Nomaden schwärmen; von der See her kommt der Abendwind und die Musik der Wellen, aber in den Wogenschlag hinein erschallt das häßliche Lachen der Hyäne, der Schrei des Schakals und das langgezogene Geheul des wilden Hundes. Wir gehen an sehr kalten Abenden nicht auf das Dach, sondern bleiben unten, und Mohammed Omar liest uns dann arabische Gedichte vor. Dann wird die Einbildungskraft der Leute rege, der Aberglaube tritt hervor. Salimaje, ein schwarzer Sklav aus dem Sawahelilande und Schreiber des Hadschi, verkündet uns unser Geschick aus dem Rosenkranze. Er war so klug, nie Unheil zu prophezeihen, drang aber stark auf Opfern und Almosengeben. Da er wohl wußte, daß die Somal es daran fehlen lassen würden, so hatte er immer, wenn seine Verkündigungen nicht eintrafen, eine gute Ausrede. Dieses Wahrsagen, „Fal", spielt im Leben jenes Volkes eine bedeutende Rolle. Manchmal wurden Zaubergeschichten erzählt. In Europa verwandeln sich die Menschen in Wölfe, in Persien in Bären, in Bornu und Schoa nehmen sie die Gestalt von Löwen, Hyänen oder Leoparden an. Man zeigte mir Leute, welche die Gabe hätten, sich zu verwandeln, und man wollte das an ihrem Blick erkennen. In Zeyla selbst wurde ich auf einen Beduinen, Färih Badanu, aufmerksam gemacht, der aus Durst nach Menschenblut sich manchmal in eine Hyäne verwandele. In Abyssinien glaubt man, daß die Felaschas, die dortigen Juden, sich verwandeln können. Vor vierzig Jahren wurden bei Berbera drei Brüder hingerichtet, weil sie sich verwandelt hätten. Man glaubt ferner, daß manche Beduinen die Sprache der Vögel und anderer Thiere verstehen. Auch weiß man viel vom Aksar zu erzählen (arabisch El Iksir, wovon unser Elixir) und von Milchgefäßen, die sich mit Silber füllen, wenn sie mit einem gewissen Zweige berührt werden, den man im Gebüsch abgeschnitten hat. Man weiß, daß eine junge rothe Kuh, nachdem sie zum ersten Male gekalbt hat, zuerst diesen magischen Zweig aufsucht, um von ihm zu naschen, bevor sie etwas Anderes frißt; die Somal überwachen deshalb die Schritte eines solchen Thieres mit großer Aufmerksamkeit. Man weiß auch viel zu sagen von alten Weibern, welche Menschenleber fressen und Kinder ermorden. Eine alte Frau heißt im Somali Bidaa oder Kumayyo, was gleichbedeutend ist mit Hexe; eine solche rottet ihre eigene Nachkommenschaft aus; sie ist ein Vampyr, und die Wunde, welche sie zufügt, ist unsichtbar.

Der Gebissene aber nennt den Namen der Hexe und diese wird von seinen Freunden todtgeschlagen, wenn sie ihn nicht heilt. Auf diese Weise kommen viele alte Frauen zu Tode, und man macht im Somalilande von einer solchen Kleinigkeit kein Aufheben. Das weibliche Geschlecht steht dort überhaupt nicht in gutem Rufe. Die Männer sagen, Allah habe die Weiber aus einem krummen Knochen geschaffen; wenn man den gerade machen wolle, zerbreche er.

Mit derlei Erzähluugen werden etwa zwei Stunden hingebracht; dann geht unser Besuch fort, und wir breiten unsere Matten zum Schlafen aus; mit Tagesanbruch wollen wir wieder auf den Beinen sein. Das Kopfgestell, denn Kopfkissen oder Polster kann man es nicht nennen, ist von Holz, und ausgeschweift, damit der starkgefettete und wohlfrisirte Kopf darin ruhe, ohne daß der Haarputz beschädigt wird. Es gleicht jenem in Abyssinien und der alten Aegypter, nur daß es nicht, gleich dem letztern, mit Typhonen und anderen Schreckbildern verziert ist, welche böse Träume wegscheuchen sollen. Manchmal höre ich noch spät den Schall von Kesselpauken und Händeklatschen, denn die Leute in der Nachbarschaft belustigen sich mit Tanz. Es giebt verschiedene Arten desselben, jede hat ihren besondern Gesang und Takt; bei den Somal tanzen, was in anderen mohammedanischen Ländern nicht der Fall ist, beiderlei Geschlechter mit einander.

Am Freitage (dem Sonntage der Muselmänner) gehen Ausrufer in der Stadt umher und verkünden, daß Alle, welche die fünf vorgeschriebenen Gebete vernachlässigen, die Bastonnade erhalten sollen. Um halb elf Uhr erschallt die Kesselpauke und es ist nun Zeit, in die Hauptmoschee zu gehen. Diese Kathedrale ist eine armselige, mit Kalktünche angestrichene Scheune, deren Dach auf gemauerten Pfeilern ruhet; die Luft in ihr ist drückend, da die Fensteröffnungen sehr klein sind. Eine Kanzel fehlt, von Schmuck habe ich weiter nichts bemerkt als eine schlechte Abbildung der großen Moschee zu Mekka. Zerrissene Matten liegen am Boden umher, und in einigen Kästen sah ich zerrissene Kapitel des Koran in schmierigen Einbänden. Ich ließ mir von einem Diener meinen Betteppich hineintragen, und wurde von dreihundert Paar Augen angestarrt. Nachdem ich Säbel und Rosenkranz abgelegt, sprach ich das übliche Gebet zu Ehre der Moschee und las dann näselnd und laut das achtzehnte Kapitel aus dem Koran. Um Mittag stellte sich der Muezzin vor den Chatib, Prediger, und wiederholte den

Aufruf zum Gebet, das auch sogleich von der auf den Fersen hockenden Versammlung angestimmt wurde. Dann standeu alle auf, jeder betete einzeln, sagte den Segen über den Propheten her, und sprach den Salam über beide Schultern für alle Gläubigen. Der Chatib stellte sich in das Loch in der Wand, das als Kanzel diente, und segnete die Versammlung; nachher folgten mehrere Formeln und Gebete, die ich übergehe. Der Chatib ist auch Stadtrichter, Kadi, macht aber viele Fehler im Arabischen, das er obendrein abliest, was sonst im Islam nicht Brauch ist. —

Wir wollen unsern Reisenden auf seinen Ausflügen in der Umgegend von Zeyla begleiten. Am 9. November besuchte er die Insel des Saad el Din, welche etwa eine Wegstunde nördlich von der Stadt liegt. Der Ueberlieferung zufolge haben dort in alter Zeit Araber aus Yemen eine Stadt gebaut, aber von dieser ist keine Spur mehr vorhanden. Ueberhaupt reicht der Ursprung von Zeyla oder, wie man es an Ort und Stelle nennt, Adel, bis in die Nebel phönicischer Fabeln hinauf. Bei den alten Griechen und Römern hießen die Bewohner Avaliten und die Bucht wurde avalitischer Meerbusen genannt. Späterhin war die Gegend vom abyssinischen Königreich Axum abhängig. Wahrscheinlich sind die Araber die ersten Kolonisten gewesen. Als im siebenten Jahrhundert die Araber bis in das Herz von Abyssinien eindrangen, wurde Zeyla ein wichtiger Stapelplatz für den morgenländischen Handel und erhob sich zu Macht und Glanz; es war Hauptstadt der Region weit und breit; die Emire waren von den Beherrschern Abyssiniens abhängig, mit welchen sie im vierzehnten Jahrhundert in viele Kriege verwickelt wurden. Die Muselmänner mußten sich in ihre Hafenstadt zurückziehen, welche nach hartnäckiger Vertheidigung in die Gewalt der Christen fiel. Die Moscheen wurden in Kirchen verwandelt, aber nach längerer Zeit gewannen die Mohammedaner wieder das Uebergewicht. Um das Jahr 1500 eroberten die Türken Yemen, und vor den wilden Janitscharen, „welche so recht von den Eingeweiden des Handels lebten", flohen die friedlichen arabischen Kaufleute und suchten auf der gegenüber liegenden Küste Afrikas eine Zuflucht. Dorthin zogen sie den indischen Handel nach sich; seitdem besteht der Verkehr zwischen dieser Gegend Afrikas und Catsch in Indien und er hat nie eine Unterbrechung erfahren. Adel, Arabien und Indien waren drei Theilhaber an demselben Handel und brachten die Erzeugnisse Indiens in den großen Ver-

kehr. Die Türken in Arabien sahen mit Verdruß einen solchen Aufschwung und nahmen Zeyla weg, gleich anderen Häfen, und verübten aller Orten die ärgsten Erpressungen. Zeyla wurde durch sie zu einer Diebeshöhle, sie erhoben schwere Zölle, kreuzten mit ihren Galeeren in der Bab el Mandeb und erhoben von den aus Indien kommenden Fahrzeugen Tribut.

Dann aber erschienen die Portugiesen in den östlichen Gewässern, nahmen 1516 Zeyla und verbrannten die Stadt. Als die Türken sich aus dem südlichen Arabien zurückziehen mußten, kam die Stadt unter die Oberherrschaft des Fürsten von Senaa, der mit ihrer Regierung einen senaanatischen Kaufmann erblich belehnte; und als bald nachher das Königreich Yemen in Verfall gerieth, kam Zeyla unter den Scherif von Mokka, welcher sie dem Hadschi Scharmarkay verpachtete. Jetzt hängt sie vom türkischen Gouverneur von Mokka und Hodeida ab.

Am 14. November, so erzählt Burton weiter, verließ ich die Stadt, um einer Danakilkarawane entgegen zu gehen.*) Sie bestand aus vielen unordentlich neben- oder hintereinander gehenden Eseln und etwa funfzig Kameelen, die mit Kuhhäuten, Elfenbein und einer abyssinischen Sklavin befrachtet waren. Die Männer sahen wild aus und glichen Orang utan's; die Frauen schlugen auf die Thiere los; letztere waren klein, unkräftig und mager. Uebrigens sind die Esel der Beduinen doch etwas besser als jene bei Zeyla; aber wer die arabischen Kameele kennt, findet jene der Somal unausstehlich; sie wollen lange Zeit zum Fressen haben, sonst gehen sie nicht vorwärts; sie können keinen Futterwechsel ertragen, und sind auf dem Rücken immer gedrückt. Man benutzt sie nicht zum Reiten. Die Danakil hatten in wenigen Minuten abgeladen, ihre Gurgis, Zelthütten, aufgeschlagen und ruheten aus. Diese Karawane galt für beträchtlich, und viele Bürger kamen, um einen Handel zu machen. Die Danakil kamen in die Stadt und führten vor den Häusern des Hadschi und anderer angesehener Männer Tänze auf.

Ich besuchte noch an demselben Tage das Grab des großen Heiligen, Scheich Ibrahim Abu Zarbay. Er ruhet unter einer weiß angestrichenen Kuppel in der Nähe des Aschurbara-Thores; eine

*) Danakil ist die Mehrzahl; der Singular heißt Dankali; beide Wörter sind Arabisch. Ihr landläufiger Name lautet Afer; die Somali heißen Afer nimman.



Inschrift besagt, daß das Denkmal im Jahre 1742 gebaut worden ist (1155 der mohammedanischen Zeitrechnung). Jetzt ist es beinahe verfallen. Ibrahim war einer der vier und vierzig Heiligen Hadramis, welche aus Arabien kamen, in Berbera landeten, auf einem Hügel feierliche Berathung pflogen, und sich dann über Afrika verbreiteten, um Mohammeds Lehre zu verkünden. Er selbst begab sich 1430 n. Chr. nach Härrär, wo er Viele bekehrte und ein gesegnetes Andenken hinterließ. In Yemen ist sein Name unsterblich, weil er dort das Kat eingeführt hat.

Das Kat, eine Pflanze, deren Genuß anregend wirkt, etwa wie jener des Kaffees, wird in Menge nach Aden aus dem Innern Arabiens gebracht. Es kommt in kleinen Kameelladungen und Gebinden, deren jedes nur etwa vierzig dünne Zweige nebst den noch daran befindlichen Blättern enthält. Sie werden sorgfältig verpackt, um vor den Einwirkungen der Luft gesichert zu bleiben. Die Blätter werden gekauet, bringen Heiterkeit des Geistes hervor, süße Ruhe, erquickliches Wohlbehagen. Die Araber lieben das Kat sehr; allein in Aden werden jährlich etwa zweihundert und achtzig Kameelladungen verbraucht. Der Marktpreis stellt sich für das Gebinde auf eine und eine Viertel Rupie, und die Regierung hat das Verkaufsrecht für funfzehnhundert Rupien jährlich verpachtet. Forskal fand den Strauch auf den Bergen in Yemen; nach ihm ist er eine neue Art der Pentandria; er unterscheidet zwei Species, Catha edulis und Catha spinosa. Die Pflanze, sagt dieser Naturforscher, wächst mit dem Kaffee auf demselben Boden und wird durch Stecklinge fortgepflanzt. Die Araber glauben, daß die Gegenden, in welchen das Kat wächst, stets von der Pest verschont bleiben; ein Katzweig, auf der Brust getragen, gilt als zuverlässiger Schutz gegen Ansteckung. Da das Kat eine anregende Wirkung hat, so ist von den mohammedanischen Casuisten viel hin und her gestritten worden, ob der Genuß des Blattes sich mit dem Gebote des Koran vertrage, daß man weder Wein noch irgend etwas anderes trinken solle, was berauscht. Im Innern Arabiens trinkt man einen Aufguß von Kat, der etwa so wirkt, wie starker grüner Thee, nur viel angenehmer.

Der Kaffee ist, beiläufig bemerkt, um 1430 von Scheich El Schaftli, der in einer Moschee zu Mokka begraben wurde, in Arabien eingeführt worden.

Ich wollte die Brunnen besuchen und der Hadschi Scharmarkay gab mir vier mit Luntengewehren bewaffnete Araber als Geleit. Ich ritt über eine Strandebene, die bei hohem Meer unter Wasser steht, und kam an vielen mit Schläuchen beladenen Eseln und Kameelen vorüber. Die Frauen riefen uns plumpe Scherze zu. Dann erreichten wir das nun trocken liegende Bett eines Baches, der sehr breit ist; er heißt Tachuschschah. In der Mitte liegt eine Reihe von Brunnen, die nur drei oder vier Fuß tief sind und schlammiges Wasser enthalten; es wird in zusammengenäheten Bockshäuten herausgeschöpft. Bei diesen Brunnen standen Kameele, welche den Isa gehörten; diese hatten Lanzen, gingen auf und ab und warfen uns grimmige Blicke zu. Die Bewohner von Zeyla haben zum Schutz gegen diese grimmigen Leute einen runden Thurm aufgeführt, welchen man nur vermittelst einer Leiter ersteigen kann. In der Nähe wachsen die Tamariske und wilde, wohlriechende Henna. Eine dichte Dornenhecke umfriedigt den einzigen Platz, welcher in der Umgegend von Zeyla bepflanzt worden ist. Ich sah unter anderen die Castorpflanzen und eine Art Aloë, Gurken, eßbaren Hibiscus und kleine Wassermelonen. Ich ging durch den Garten, nahm ein Bad, und begab mich dann nach dem Strande zu, wo Hasen, große wilde Hühner und die allerliebste kleine Sandantilope häufig sind. Die letztere ist nicht viel größer als ein Kaninchen und springt so rasch über die Büsche, daß man ihre dünnen, zierlichen Beine gar nicht sieht. Den Warabalay oder Hyänenhügel habe ich nicht besucht. Aber Waraba, oder Durba, ist nicht die Hyäne, sondern der wilde Hund, Canis pictus seu venaticus, welcher in Rudeln das Somaliland durchschwärmt, bei Nacht um die Lagerplätze schleicht, nicht selten Kinder und Kameele niederreißt und bei starkem Hunger auch Männer angreift. Die Somali sagen, er sei ein Zwitter, wie man ja auch im Alterthum die Hyäne für einen Hermaphroditen hielt.

Ich ging nach dem Garten zurück, um zu frühstücken. Dann nahmen die Araber ihre Flinten zur Hand und schossen in der Entfernung von zweihundert Schritten nach einem Knochen, den nur ein einziger traf. Ich hatte keine Flinte bei mir und blieb Zuschauer; aber meine sechsläufigen Drehpistolen erregten die Aufmerksamkeit Aller. Keiner wollte sie angreifen. Die größte wurde sogleich als Abu Sittah, das heißt Vater der sechs, benannt; einer bezeichnete sie als Scheytan, den Teufel; mein Taschenpistol war

Malunah, das Verfluchte, als man sah, wie weit dasselbe die Kugel trug. Die Araber hatten alte Luntenflinten, die durch öftern Gebrauch an der Mündung ganz dünn waren; beim Abfeuern halten sie den Elbogen in der Höhe des Ohrs und fassen mit der Linken den Lauf. Einer besaß eine alte Schischchanaflinte, dergleichen früher in Damaskus und Senaa verfertigt wurden.

Auf dem Rückwege begegneten uns mehrere Isamädchen, welche sich über meine weiße Haut lustig machten; sie meinten, ich sei doch wohl kein Muselmann. Die Araber sagten dagegen, ich sei ein Scheich der Scheiche und machten sofort dem hübschesten Mädchen einen Heirathsantrag in meinem Namen. Dieses Isafräulein that gar nicht spröde, und erklärte unumwunden, der Kaufpreis sei ein Halsband, ein Paar Toben, nebst einigen Händen voll Glasperlen und ein kleines Geschenk für den Vater. Am andern Morgen, sagte sie, werde sie zu mir kommen, um sich die Sachen anzusehen. Doch unterblieb das.

In den nächsten Tagen sah ich, welche furchtsamen Menschen die in den Städten wohnenden Somal sind; freilich gilt von ihnen dasselbe wie von den seßhaften Arabern: sie sind nämlich nicht die besten Urbilder ihres Volkes. Vor dem Thor erschienen nämlich drei Isabeduinen, schlachteten eine Kuh, vergruben den Kopf derselben, und verlangten, zu einem ihrer Leute gelassen zu werden, der im Gefängniß saß, weil er Masud, des Hadschi angenommenen Sohn, ermordet hatte. Des Vorfalles selbst ist schon weiter oben Erwähnung geschehen. Nun gerieth ganz Zeyla in Aufregung; man verschloß die Thore und stellte die Araber mit ihren Luntengewehren auf die Stadtmauer. Auch meine drei Begleiter nahmen ihre Waffen zur Hand und ich selbst wurde aufgefordert, am Kampfe theilzunehmen. Einige meinten, die Isa würden es nun der Stadt „anthun"; andere glaubten, jene drei seien nur der Vortrab einer zahlreichen Horde, die heranrücke, um zu plündern und zu morden. Bald stellte sich jedoch heraus, daß diese Beduinen einigen Gefährten vorausgeeilt waren, und diese letzteren kamen, um den Blutpreis zu bringen. Dieser bestand in einer abyssinischen Sklavin, sieben Kameelen, sieben Kühen, einem weißen Maulthier und einer kleinen schwarzen Stute. Der Gefangene wurde von seinem Bruder besucht. Hadschi Scharmarkay, der sich erst aufs hohe Pferd gesetzt hatte, war so schwach, den

Mörder am Leben zu lassen. Das war den Leuten vom Schlage der Isa gegenüber gewiß schlecht angebracht, da ohnehin vor Kurzem ein Isabeduine einen fünfzehnjährigen Knaben vor das Stadtthor gelockt und dort abgeschlachtet hatte, lediglich — um das Recht zu erwerben, sich mit einer Straußfeder zu schmücken. Auch diesem Mörder geschah nichts, weil seine Verwandten den Blutpreis bezahlten.

Ich sehnte mich herzlich, aus Zeyla fortzukommen. Aber das war keine leichte Sache, weil mir die afrikanische Trägheit, allerlei kleine Ränke und mancher Verdacht dabei im Wege standen. Vier Monate bevor ich Aden verließ, hatte ich mit dem alten Hadschi eine Besprechung gehabt und ihm aufgetragen, mir einen Beschützer, einen Abban, zu verschaffen. Ein solcher ist unbedingt nöthig. Der Abban bedeutet im Somalilande dasselbe, was bei den Gallas der Moyasa ist, im Hedschas der Ahk, auf der Sinaihalbinsel der Ghafir, im östlichen Arabien der Rabia. Er ist Unterhändler, Agent, Dolmetscher, leitet den Zug, erhält vom Kauf einen Antheil und bekommt freie Kost. Dagegen muß er alle Zwistigkeiten schlichten und im Nothfall auch gegen seine eigenen Landsleute den Schützling mit den Waffen vertheidigen; wird er erschlagen, so ist es die Pflicht seiner Sippe, sich des Schützlings anzunehmen und diesem zu dem etwa verlorenen Gute zu helfen. Den Landesgesetzen zufolge ist der Abban Herr und Gebieter über Leben und Eigenthum dessen, welcher sich ihm anvertraut, und für einen Reisenden kommt viel darauf an, daß er eine gute Wahl treffe. Der Abban darf nicht von niedrigem Range sein, weil er dann nicht genug in Ansehn steht, auch nicht geizig oder furchtsam. Sein Amt heißt El Taabanah.

Einen so unentbehrlichen Menschen hatte mir nun der Hadschi immer noch nicht besorgt, eben so wenig war daran gedacht worden, mir Maulthiere und Kameele zu verschaffen, obgleich schon seit Monaten das Geld vorausbezahlt worden war. An schönen Versprechungen fehlte es allerdings nicht, aber was konnten diese helfen? Bald hieß es, in Härrär richteten die Blattern große Verheerung an, dann wieder, die Straßen seien der vielen Räuber wegen unsicher. Der alte Mann konnte nicht begreifen, weshalb ich nach Härrär wollte; er sagte mir im Vertrauen: „Wollen die Engländer Härrär in Besitz nehmen, so mögen sie mir fünfhundert Soldaten geben; wollen sie aber blos etwas über Härrär wissen, so kann ja ich ihnen jede beliebige Auskunft geben.

Ich blieb steif und fest dabei, daß ich selber nach Härrär reisen wolle. Endlich, Ende November, waren vier Kameele zur Stelle und auch ein Abban angenommen worden. Wir mietheten zwei Köchinnen und noch einen Diener. Der Hadschi gab mir Empfehlungen an eine der angesehensten Familien des Gudabirsistammes mit, die mich ihrerseits dem mit ihr verschwägerten Gerad oder Fürsten der Girhi empfehlen sollte, der ein Verwandter des Emir von Härrär war. Zuerst gelangten wir unter den Schutz eines kleinen Isahäuptlings von der Mumasansippe. Diesem Manne Namens Raghi gaben wir Baumwollenzeuge im Werth von zehn Toben; dafür wollte er uns bis an die Grenze seines Stammes bringen, etwa fünf und zwanzig Wegstunden weit, und dort bei den Gudabirsi einführen.

Raghi erklärte, wir würden manche Gefahr zu bestehen haben und müßten auf Unfälle gefaßt sein. Die furchtsamen Bewohner von Zeyla meinten, wir wären wohl des Lebens überdrüssig. Wenn die Weiden mager werden und der Monsun einsetzt, gehen die Beduinen ins Gebirge; jetzt waren sie in die wärmere Ebene herabgekommen. Das Ende der Zeiten bemerkte: „Menschen fressen dich auf, nicht die Wüste.“ Eine Sippe des großen Stammes der Habr Awal, die Ayyal Nuh Ismael, waren mit den Isa in Fehde; sie durchschweiften in Kaum oder Rotten von zwanzig bis zu zweihundert Mann weit und breit das Land. Sie tragen Speer, Dolch und Schild, und gehen nicht blos auf Beute aus; vielmehr kommt es ihnen hauptsächlich darauf an, Feinde zu tödten. Deshalb hängt beim Austritt Jeder eine Straußfeder an den Sattel, und steckt sie auf den Kopf, wenn er einen Gegner erlegt hat. Es kommt gar nicht darauf an, denselben in ehrlichem Kampfe zu besiegen, auch Hinterlist und Verrath gelten, und man schlachtet mit kaltem Blute Frauen ab, weil sie ja einen Knaben unter dem Herzen tragen könnten! Solch ein Held sprengt mit seinen Siegeszeichen nach seinem Zelte zurück; dort eilt ihm sein Weib mit Freudengeschrei entgegen, rühmt seine Tapferkeit und schmähet auf andere Frauen, deren Männer nichts gethan hätten; sie seien lediglich schwarze Faulenzer. Die letzteren werden von ihren Frauen ausgezankt und verhöhnt, und daraus kommt dann viel Haß und Bosheit. Während meines vierwöchentlichen Verweilens in Zeyla wurden dicht vor den Thoren sechs oder sieben Mordthaten verübt; mein Abban meldete wenige Stunden vor unserer Abreise, daß

zwei Isa von den Habr Awal niedergestreckt worden seien. Die Isa und Dankali liegen miteinander in Blutfehde, und das Abschlachten nimmt unter ihnen kein Ende. Vor Kurzem waren sechs Männer von beiden Stämmen gemeinschaftlich unterwegs, und plötzlich rannte jeder dem andern einen Speer in den Rücken; der hinterste wurde von seinem verwundeten Vordermann mit dem Dolch erstochen. Der Abban erklärte, wir könnten nur bei Nacht reisen und müßten bei Tage im Versteck liegen. Am gefährlichsten ist die Tageszeit bei Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang, weil die Beduinen ihre Pferde nicht gern der Sonnenhitze und sich selber nicht dem Abendthau aussetzen. Das Sprüchwort sagt: in der Wüste ist Jedermann des Andern Feind. Einem Manne, den ich von ferne kommen sehe, winke ich zu und rufe: War joga! halt! Er hält an, und ich schicke ihm einen Boten entgegen, der mit ihm aus einiger Entfernung verhandelt. Bleibt er nicht stehen, kommt er auf mich zu, so gebe ich Feuer, gebe aber wohl Acht, daß ich ihn nicht fehle. Wenn ich zwei Reiter vom Sattel herabgeschossen habe, dann machen die übrigen, seien ihrer auch viele, sicherlich Kehrt.

Endlich, nachdem vier hübsche Maulthiere, gut gesattelt und gezäumt, aus Tadschurra angekommen waren, stand meiner Abreise kein Hinderniß mehr im Wege, und ich konnte Zeyla verlassen.

* * *

Bevor wir dem Reisenden ins Innere folgen, wollen wir seine Charakteristik des Volkes mittheilen, weil sie wesentlich zum Verständniß der späteren Mittheilungen beiträgt.

Im östlichen Afrika finden wir drei von einander verschiedene Racen. 1) Die Eingeborenen von hamitischem Schlage. Dahin gehören die Sawahili- (Suaheli) Neger, die Buschmänner, Hottentotten und andere Stämme mit physiologischen Eigenthümlichkeiten, als Stratopygie (Fettgeschwulst des Steißes) und die „Schürze" bei den Hottentottinnen. — 2) Menschen kaukasischen Schlages, die in, vergleichsweise, jüngerer Zeit eingewandert sind. — 3) Die Mischlinge; dahin gehören vorzugsweise die Abyssinier, Gallas, Kafirs und Somal. Diese letzteren, auf welche wir näher eingehen, bezeichnen wir, ihren eigenen Ueberlieferungen, ihren scharf bezeichneten physischen Eigenthümlichkeiten, ihren Sitten und ihrer geographischen Lage gemäß als ein Mischlingsvolk,

einen Zweig der großen Gallarace, welcher, gleich den weiland negro-ägyptischen Menschen, viel vom kaukasischen Typus in sich aufgenommen hat, weil fortwährend reines asiatisches Blut in seine Adern kam.

Die Somal sind gerade nicht häßlich. Das Haupthaar ist hart und wie Draht; es wächst, wie bei den westindischen Mulatten, in steifen Locken, welche in Büscheln stehen, und eine mäßige Länge erreichen, über die sie nicht hinausreichen. Diese hängen herab. Einige Häuptlinge, Gelehrte und Reiche lassen das Haupt scheeren und tragen einen Turban. Insgemein jedoch werden die einzelnen Locken gekämmt und perrückenartig frisirt. Die Locken der Beduinen triefen von ranziger Butter. Das Haar ist von Natur schwarzbläulich; aber man färbt es mit einer Mischung von ungelöschtem Kalk und Wasser, oder in der Wüste mit Aschenlauge; dadurch wird es gelblich-weiß, und man färbt es dann roth mit Henna, oder bestreicht es mit rothem Oker. Die Perrücke von rothgefärbtem Schafsfell stammt aus der Fremde und wird im Flachlande nicht mehr getragen; schwarz oder weiß kommt sie noch bei den Stämmen in der Umgegend von Härrär vor. Der Kopf ist mehr lang als rund, steht recht gut auf den Schultern und hat zugleich etwas Arabisches und Afrikanisches. Ohne die Schönheit des Vorderkopfes würde er schwach aussehen. Bis zum Mund herab ist das Gesicht, mit Ausnahme der vorstehenden Backenknochen, recht hübsch, und es wird durch die Umrisse der Stirn veredelt; die Augen sind groß und wohlgestaltet, aber der Kiefer ist prognath, steht vor, ist also wesentlich afrikanisch; auch die breiten nach Außen gewandten Lippen zeugen von Negerblut; das Kinn steht vor, zum Nachtheil des Gesichtswinkels. Der Bart wird von zwei Büscheln gebildet und ist selten so entwickelt wie bei den Arabern, welche doch sehr schwach mit Haaren im Antlitz versehen sind; das Lippenhaar ist kurz und spärlich, der dicklippige Mund erscheint plump, die Zähne stehen selten so weit vor wie beim Neger, sind aber auch nicht gut. Ohnehin leiden sie durch Kauen des schlechten Suratetabaks, zu welchem man obendrein Asche nimmt. Geraucht wird der Tabak nur von Stadtbewohnern. Bei den Stämmen im heißen Niederlande ist die Haut sanft, schwarz und glänzend, höher hinauf wird sie etwas lichter, und in der Gegend von Härrär sieht sie aus wie Milchkaffee. Die Beduinen lieben Schönheitszeichen im Gesichte, nämlich gräßliche

Einschnitte in das Gesicht, welche bei der dicken Oberhaut wulstartige Streifen bilden. Die Männer sind schlank und dabei etwas ungeschlacht; bei einem Manne fand ich einen Ansatz zur Steatopyge; die Schultern sind hoch, der Oberleib ist gerade, das Schienbein etwas nach vorne gebogen; Füße und Hände sind grob, breit und flach.

Die Somal sind argwöhnisch, haben Abneigung gegen die Araber, fürchten und hassen die Türken, verabscheuen die Europäer und hegen Verachtung gegen alle Asiaten, welche sie unter dem Namen der Hindi, Indier, zusammenfassen; denn sie gelten ihnen für Feiglinge. Der Somali hat die Leichtfertigkeit und Unbeständigkeit des Negers, ist leichtsinnig wie der Abyssinier, welcher, nach Bischof Gobats Ausspruch, in nichts beständig ist als in der Unbeständigkeit; er ist sanft, fröhlich und zuthunlich, geräth aber, ohne allen Uebergang, in wilde Wuth und verübt dann die gräßlichsten Handlungen. In Aden befindet er sich viel wohler als in seiner Heimath. Ich habe dort oft gesehen, daß ein Mann in die Hände klatschte, tanzte, sich wie ein Kind geberdete, um seine Fröhlichkeit auszulassen. Aber hier in Afrika sind die Somal, gleich den Mongolen und anderen Hirtenvölkern, trübsinnig, melancholisch. Sie können stundenlang sitzen und den Mond anstarren. Stets sind sie von Gefahren umgeben und selten des Lebens sicher und darum denken sie nicht an Singen und Tanzen. Viel Gelehrsamkeit macht ihnen die Köpfe verwirrt; wir wissen ja, daß die halbverrückten Fakihs in Nordafrika, die Widad, Priester, durchschnittlich für die Geschäfte dieser Welt untauglich, und viele Hafise, welche den Koran auswendig wissen, nahezu blödsinnig sind.

In Betreff des persönlichen Muthes gleichen sie anderen Wilden. Eine Schlacht gilt schon für sehr bedeutend, wenn anderthalb Dutzend Mann fallen; gewöhnlich fliehen sie, sobald ein halbes Dutzend am Boden liegt. In einem Kral, in welchem hundert Tapfere die Straußfeder tragen und sich also des Mordes rühmen können, gewahrt man vielleicht nicht einen einzigen verstümmelten oder verwundeten Mann, während in einem arabischen Beduinenlager mindestens die Hälfte Spuren von Blei oder Stahl am Leibe aufzuweisen hat. Auch der Tapferste wird einem Gefecht ausweichen, wenn er seinen Schild vergessen hat; das Erscheinen eines Löwen oder der Knall eines Schießgewehrs preßt ihnen einen Schrei des Entsetzens aus, und bei ihren Kaums oder Raubzügen in Rotten

hüten sie sich wohl, dem Feind offen gegenüber zu treten. Freilich werden ihrer zwei oder drei einen unbewaffneten Menschen oder einen, der schläft, brav genug ermorden; indessen wird die gegenseitige Erbitterung unter einzelnen Stämmen manchmal so heftig, daß Mann gegen Mann mit Speer und Dolch kämpft. Im Jahre 1847 ist die Sippe der Ayyal Yunis bei Bulhar von einer zahlreichen Horde der Isa überfallen worden, während die Männer des Handels wegen das Lager verlassen hatten; die Isa ermordeten alle Weiber und Kinder ohne Ausnahme, und zogen mit reicher Beute ab. Gegenwärtig kann ein mit Revolvern bewaffneter Mann das Land weit und breit in Schrecken versetzen; doch kommt sicherlich der Tag, da die Hassagaye dem Luntengewehre weicht, und dann wird der Somali, gleich dem Araber, ein gefährlicher Feind sein.

Ich fand die Somalibeduinen gutmüthig und gastfrei; mit etwas Tabak gewann ich Aller Gunst; und mit wenigen Ellen groben Baumwollenzeuges konnte ich meinen Bedarf an Lebensmitteln bestreiten. Sie behandelten mich wie ein Lieblingskind, ich mußte Milch trinken und Schöpsenfleisch essen, man bot mir Mädchen zum Heirathen an, drang in mich, beim Stamme zu bleiben, Häuptling zu werden, Löwen zu schießen und Elephanten zu tödten. Man fragte mich: „Du bist doch klein; was hat Dich bewogen, daß Du Dich bei dieser Kälte auf die Stierhaut zu uns unter den Baum setzest?“ Freilich waren Alle, gleichviel ob Häuptlinge oder Arme, arge Bettler, und die Araber nennen darum das Somaliland Belad wa issi, das „Land gieb mir etwas“. Aber sie sind mit Wenigem zufrieden, und eine offene Hand machte mir überall gute Freunde.

Die Somal halten sich zur Schafeïschule des Islam. Es ist eine Eigenthümlichkeit, daß sie, nicht einmal in den Städten, Gebete über einen Todten sprechen. Die Feierlichkeiten bei der Heirath sind einfach; man bestimmt den Preis für die Braut, einigt sich über den Schmaus, und ein Priester oder Pilger spricht das Gebet über ein Paar. Ich bin oft um das Gebetsprechen angegangen worden, und mein Ende der Zeit hat manchmal ein Paar mit dem Vorbeten des Fathah eingesegnet, was ein Hohn war, und etwa so viel sagen will, als wenn man eine Trauung in England mit dem Vorlesen eines Abschnittes aus dem Katechismus vornehmen wollte.

Daß unter einem so gemischten Volke noch manche Ueberbleibsel aus der heidnischen Zeit sich erhalten haben, darf nicht auf-

fallen. So schwört man noch jetzt bei den Steinen, verehrt Steinhügel und heilige Bäume, hat Feuer- und Wasserproben in der Art des bekannten westafrikanischen Bolungo. Ein Mann wird des Mordes oder Diebstahls angeschuldigt und stellt die That in Abrede; er muß nun über eine Speereslänge glühender Holzkohlen gehen, oder einen glühenden Ambos aus dem Feuer holen, oder auch vier bis fünf Muscheln aus einem mit siedendem Wasser gefüllten Topfe hervorlangen. Gleich nachher wird der Arm in ein eben geschlachtetes Schaf gesteckt und während der nächsten vier und zwanzig Stunden nicht besehen oder angerührt. Sie haben Seher und Zauberer, Tawuli, welche den westafrikanischen Grigrimännern gleichen. Sie wahrsagen aus dem Fett und den Knochen geschlachteter Thiere, „thun Medicin", verkünden Regen, Schlachten und Viehseuchen. Auch wahrsagende Frauen sind vorhanden; beide Geschlechter beten und baden nicht und gelten deshalb immer für unrein; aber man fürchtet sie und sie stehen beim Volke in Ansehen, Die Verkündigung sprechen sie so zu sagen in rohen Reimen aus, welche ihrer Angabe zufolge manchmal aus dem Munde eines verstorbenen Wahrsagers kommen. Während der drei Rajalo-Monate (gewisse Monate im Sonnenjahr; der dritte Rajalo begann 1854 am 21. December) wird der Koran nicht über dem Grabe gelesen, und während dieser Zeit finden Verheirathungen nicht statt; wahrscheinlich ist auch das ein Ueberbleibsel aus dem Heidenthum, das glückliche und unglückliche Monate annahm. Noch jetzt opfern sie Kameelstuten im Monat Sabuh; am Neujahrstage haben sie Gelage und Freudenfeuer. In gewissen für unglücklich erachteten Perioden, wenn der Mond zwischen ungünstigen Gestirnen steht, werden die Leichen in Matten gewickelt und auf einen Baum gelegt, denn der Stamm würde von Schaden heimgesucht werden, wenn man sie begrübe. Auch die Somalinamen sind meist den heidnischen Vorfahren entlehnt. Hier nur einige. Männernamen sind: Nirasch, Iga, Fahi, Samattor, Raghe, Magar, Diddar; Frauen heißen: Aybla, Aurala, Ambar, Aschkaro, Alka, Asoba, Gelo, Samaweda. Uebrigens sind die Somal, bei allem Aberglauben, doch nicht fanatisch; nur jene, welche in Yemen oder im Hedschas waren, um gelehrt zu werden, sind angesteckt. Genau besehen, hängt der Mohammedanismus so lose auf ihren Schultern, daß sie sich keine Mühe geben, ihn Anderen aufzubinden.

Die Somalisprache ist jetzt sehr wohl bekannt. Auffallend bleibt, daß eine Mundart, die nicht geschrieben wird, so viel Poesie und Beredtsamkeit in sich hat. Die Somal haben Tausende von Gesängen, die sich auf Oertlichkeiten oder Allgemeines, kurz auf alle möglichen Gegenstände beziehen, auf das Beladen des Kameeles, auf Wasserholen, Elephantenjagd ꝛc., und jeder kennt davon wenigstens einige. Der Reim ist unvollkommen und wird meist durch ein ä gebildet; dadurch erhält allerdings der Vers eine eintönige Regelmäßigkeit, aber es ist Alliteration und Takt darin, er kann also nicht mit ungebundener Rede verwechselt werden, wenn er auch nicht, was immer der Fall ist, gesungen würde. Das Land wimmelt von Dichtern, das Volk hat ein feines Ohr und Sinn für dichterischen Ausdruck und harmonische Töne. Manche Lieder sind so eigenartig, daß Araber, welche schon manches Jahr unter den Somal leben und der Umgangssprache durchaus mächtig sind, sie nicht verstehen. Für jeden Häuptling giebt es Lobgesänge, die das Volk singt, und gewöhnlich hat er auch, wenn der Ausdruck erlaubt ist, einen Hofpoeten. Amor spielt in diesen Liedern eine große Rolle, nicht minder das Hirtenleben. Ein Jüngling fordert seine Geliebte auf, mit ihm in Lahelo, dem Arkadien des Landes, an den Brunnen zu gehen; er vergleicht ihre Beine mit dem Stamme des schlanken Libibaumes, und ruft Verwünschungen auf ihr Haupt herab, wenn sie nicht mit ihm die Milch seines Lieblingskameeles trinken will. Es giebt auch einige moralische Gesänge, in welchen ein Vater dem Sohne gute Lehren ertheilt, wie Mentor dem Sohne des Odysseus. Ein schwarzer Tyrtäus beklagt in wildem Jammer die Helden des Stammes, welche im Kampfe erschlagen wurden; er beschuldigt diesen letztern der Feigheit, weil er noch keine Rache genommen habe, und ermahnt alle Krieger, die Feinde zu erschlagen.

Verheirathete Frauen tragen ein Netzwerk von blaugefärbter Baumwolle auf dem Kopfe; dasselbe fällt auf den Nacken hinab. Unverheirathete tragen das Haar unbedeckt; sie theilen es in der Mitte und flechten es in eine Menge harter, dünner Zöpfe; bei gewissen festlichen Gelegenheiten wird es mit Blumen geschmückt oder mit Oker roth gefärbt. Sie haben massive runde Gestalt, breiten flachen Schädel, lange große Augen, breite Stirnen, schweres Kinn, braune Haut, rundes Gesicht und gleichen sehr den in Stein gehauenen Schönheiten Altägyptens jener Zeit, in welcher durch Beimischung persischen, griechischen und römischen Blutes das Profil

noch nicht veredelt, die Haut noch nicht lichter geworden war. Sie werden nach dem ersten Kindbett sehr voll und fleischig, und die Araber lassen es darüber an Spötteleien nicht fehlen. Die Somal geben dieselben zurück, indem sie sagen, die Araberinnen gleichen mit ihren langen Beinen den jungen Fröschen. Ein großer Reiz ist die sanfte, leise und klagende Stimme der Somaliweiber; das haben sie von ihren afrikanischen Vorfahren. Ich habe oft stundenlang den Beduininnen zugehört; ihr Unterhaltung klang wie Musik in mein Ohr.

An Muskelkraft und Ausdauer sind die Frauen den Männern bei weitem überlegen. Sie haben alle häuslichen Geschäfte zu verrichten und müssen auch das Vieh besorgen; auf der Wanderung treiben sie die von ihnen beladenen Kameele, müssen Seile flechten, die Zelthütten aufschlagen, Wasser und Holz holen und obendrein kochen. Beide Geschlechter leben sehr mäßig, weil sie müssen; Meth und Bier aus Durrah, die bei den Abyssiniern und Danakil allgemein sind, kennt man in den Somaliebenen nicht. Durch diese Enthaltsamkeit von starken Getränken wird aber die Moral nicht etwa gehoben. Wer viel in der Welt gereist ist, kommt beinahe zu der Ueberzeugung, daß die Moralität ihre geographischen Bedingungen habe, daß Nationen und Racen, gleich einzelnen Menschen, von einem besondern Fehler heimgesucht sind, und daß für das Zurücktreten des einen, ein anderer hervorkommt. Die Somalimädchen haben gern Liebschaften mit Fremden, gemäß dem arabischen Sprüchwort, daß der neu Ankommende das Auge erfüllt. Bei anstößigen Fällen rächt der Stamm der Frau die Ehre derselben an dem Manne. Strafe erfolgt nicht in dem Falle, daß eine Frau mit einem Manne aus ihrem eigenen Stamme entflohen ist und ihr Gatte in die Scheidung einwilligt; aber sie erleidet Einbuße an ihrem guten Rufe und wird von anderen Frauen hart mitgenommen. Im Allgemeinen sind die Somaliweiber von kaltem Temperament, sehr fruchtbar, aber schlechte Mütter, die von ihren Kindern weder geliebt noch geachtet werden. Sie halten sich in Ostafrika länger als in Arabien oder Indien; aber mit dem dreißigsten Jahre schwinden die Reize und mit zunehmendem Alter werden sie sehr häßlich.

Die Somal heirathen, wenn irgend möglich, zwischen dem fünfzehnten und zwanzigsten Jahre. Eheliche Verbindungen zwischen verschiedenen Stämmen kommen oft vor, und wer in einen Stamm

eingefreit hat, bleibt von der Blutrache verschont. Leute von edelen Sippen verschmähen Heirathen mit solchen, die unedeler Abkunft sind. Unter Vettern kommt keine Heirath vor, wohl aber wird ein Mann seine Tochter seinem Oheim geben, und, wie bei Juden und Gallas, seines Bruders Frau heirathen. Die Braut wird nicht um ihre Einwilligung gefragt, aber es finden sich für die jungen Leute genug Gelegenheiten zur Verständigung. Die Verwandten einigen sich über den Preis, der etwa ein Stück Baumwollenzeug nebst einem Halsband von Glasperlen beträgt, oder auch wohl fünfzig Stück Schafe oder dreißig Dollars. Aussteuer und Mitgift kennt man nicht. In den Städten schmauset man bei Hochzeiten, macht Musik und tanzt. Nachdem der Bräutigam die Braut in seiner Hütte eingeführt hat, peitscht er sie tüchtig durch, um ihr zu bedeuten, daß sie sich jeglicher Widerspenstigkeit zu enthalten habe. Dann bleibt er eine volle Woche lang in der Hütte oder dem Zelte, welches er nicht verlassen darf; seine Freunde vermeiden ihn und dürfen sich nicht sehen lassen, es sei denn, daß ein Raubzug oder eine Plünderung beabsichtigt würde. Ein Mann, welcher an der Keuschheit der Neuvermählten zweifelt, gräbt am Morgen nach der Brautnacht vor seiner Thür ein Loch und deckt eine Matte darüber, oder reißt den Rand seiner Tobe ab, oder reißt etwas von der Bedachung der Hütte oder des Zeltes herunter. Das bringt Schimpf auf die Familie der Frau. Vielweiberei ist nothwendig in einem Lande, wo der größte Reichthum in Kindern besteht. Ein Häuptling, der eben mannbar geworden, nimmt sofort vier Frauen. Von alten und unfruchtbaren scheidet er sich; wenn viele Söhne im Kampfe gefallen sind, vermehrt man die Zahl der Frauen. Töchter werden in der Familie gar nicht gerechnet; der Vater sucht indessen aus ihnen Nutzen zu ziehen, indem er sie an solche Männer verheirathet, welche seinen Wohlstand oder Einfluß vermehren. Ehescheidung ist sehr gewöhnlich; die Männer fassen häufig einen plötzlichen Widerwillen gegen die eine oder andere Frau und schaffen sie fort. Es heirathet sich hier zu Lande sehr leicht; ich habe gesehen, daß der Abschluß einer Ehe zwischen zwei Leuten binnen einer halben Stunde in Ordnung war; beide hatten sich vorher nie gesehen.

Romantische Empfindsamkeit in der Liebe kennen die Somal nicht, und ich habe nie gehört, daß ein Afrikaner seinen Speer abgelegt und die Weiber verschworen hätte, um ein Derwisch zu

werden. Doch erinnert ihr Hudhudu den Reisenden an die abyssinische „Augenliebe,“ das Namsad basi der Afghanen und das Ischk esri der Semiten; wir wollen es, da ein genau bestimmender Ausdruck fehlt, als platonische Liebe bezeichnen. Die Verwandten erlauben, daß Liebende beiderlei Geschlechts sich begegnen; in Arabien und Centralasien ist das keineswegs der Fall. Es möge hier bemerkt werden, daß im Somalilande der Kuß und das Küssen etwas völlig Unbekanntes sind.

Die Mutter trägt ihr Kind zwei Jahre lang auf den Rücken oder läßt es an der Erde herumkrabbeln. Der Knabe wird im siebenten oder achten Jahre beschnitten, bekommt dann einen kleinen Speer und läuft, bis er mannbar wird, nackt umher. Er bettelt, borgt, stiehlt, und ist kerngesund. Der Nachlaß eines Verstorbenen wird zu gleichen Theilen den Söhnen verabfolgt, die Töchter erhalten wenig oder nichts. Die Habe eines Kinderlosen fällt an seine nächsten Verwandten, von welchen gewöhnlich einer die Wittwe zur Frau nimmt; sonst wird sie ihrer Familie zurückgeschickt.

Die Bewohner von Zeyla sind ganz und gar nicht betriebsam; der Beduine wird Nazil oder Gast eines Städters und hat Anspruch auf etwas Tabak, Glasperlen, einige Ellen groben Baumwollenzeuges; ausnahmsweise erhält er auch wohl einen kleinen Spiegel und ein Scheermesser. Dafür liefert er Sklaven, Elfenbein, Häute, Gummi, Milch und Getreide. Diese Gastfreundschaft darf nicht verletzt werden, und der Gouverneur hält streng darauf, daß sie genau beobachtet werde; es ist sehr schwer und mit vielen umständlichen Förmlichkeiten verknüpft, sie zu lösen. Natürlich werden die wilden Männer allemal betrogen, während die Städter auf ihre Kosten im Ueberfluß leben. Diese verlassen bald nach dem Frühstück ihr Haus, lungern umher, machen Besuche, schwatzen, treiben sich in den Moscheen herum. Dann essen sie zu Mittag, halten Ruhe, gehen wieder aus und kommen erst Abends heim. An den Wochentagen also thun sie nichts, und am Feiertag thun sie erst recht nichts. Festlichkeiten und Schmäuse sind keineswegs selten. Die Frauen der Städter flechten Matten, beaufsichtigen die Sklaven, welche im Hause Wasser sprengen, Korn zerstampfen und kochen.

Die Regierung und Verwaltung ist ächt orientalisch. Der Statthalter pachtet sein Amt von der Pforte und kann thun oder lassen, was ihm gefällt, so lange er seinen Zins pünktlich entrichtet

und dem Pascha von Mokka Geschenke macht. Diebstähle, Schlägereien und Brandstiftung bestraft er mit Geldbuße und Bastonnade; dann und wann wird auch ein Verbrecher in ein Arisch, Gefängniß, eingesperrt, wo der Verhaftete sich selbst beköstigen muß. Ueber Mörder holt man die Entscheidung von Mokka ein, oder wendet das Recht der Wiedervergeltung an, indem der Missethäter den Verwandten des Erschlagenen überantwortet wird. Der Kadi verwaltet das Schariat oder religiöse Gesetz, doch müß der Gouverneur die von ihm zuerkannten Strafen bestätigen; die Leute haben lieber mit dem Gouverneur zu thun, der sich mit mäßigen Bestechungen begnügt, als mit dem Kadi, denn dieser ist unersättlich. Sie ziehen den Jabr, die „Tyrannei“ der weltlichen Behörde, der Ausübung des Schariat bei weitem vor.

Zweites Kapitel.

Reise durch die Wüste der Somal bis zur Märrär-Steppe. — Die Gudabirsi.

Von Zeyla nach Härrär führen zwei Wege. Der eine läuft in südwestlicher Richtung, und der Mokatteb oder Eilbote legt ihn zu Fuß in fünf Tagen zurück. Die Somal rechnen ihre Tagereisen nach Gedi, Märschen, die Araber nach „Hamleh." Jene direkte Straße hat zehn lange oder zwanzig kurze Stationen; die ersten acht führen durch das Gebiet der Isa, die beiden übrigen durch jenes der Noli Gallas, welche unter einem christlichen Häuptling stehen. Der Hadschi wollte mich auf diesem Wege nicht reisen lassen, weil er in Blutfehde mit den Rer Guleni lag; ich sollte die gewundene Straße wählen, welche nach Süden hin der Küste entlang läuft, durch das Gebiet der von Zeyla abhängigen Isabeduinen nach den Hügeln führt, und dann ihre Richtung nach Südwesten durch das Land der Gudabirsi und Girhi nimmt. Diese letzteren reichen bis in die Nähe von Härrär. Ich glaube, der gute Scharmarkay hatte eine Nebenabsicht. Durch manche Fehden unter den verschiedenen Häuptlingen war „der Pfad geschlossen" worden; und jetzt konnte er vermöge meiner Waaren wieder geöffnet werden.

Am 27. November 1854 war schon am frühen Morgen Alles zum Aufbruche bereit, und die fünf Kameele wurden beladen. Die Frauen stimmten den Reisegesang an. Die eigentliche Reise begann

erst um drei Uhr Nachmittags. Das Geleit gaben mir der Hadschi, sein freundlicher Sohn Mohammed und eine Abtheilung arabischer Söldner. So zog ich zum Aschurbarathor hinaus, durch eine gaffende Menge, in die Wüste. Bald nachher nahmen meine Begleiter Abschied, die Araber schossen ihre Luntengewehre ab und ich antwortete mit meinem „Vater der Sechs."

Ich will hier bemerken, daß ich als mohammedanischer Kaufmann reiste. Ein solcher gilt im Orient zugleich für einen Händler, Gelehrten und Pilger; gewöhnlich gehört er den besseren Klassen an, wird überall wohl aufgenommen und geachtet. Wenn es Allah gefällt, kann ja der Mann, welcher heute ein Stück Zeug verkauft, nach einem Monat ein mächtiger Wesir sein. Der Handel ist eine Art von Nebensache oder scheint es doch zu sein. Der Kaufmann hat den Kopf auf der rechten Stelle, tritt als bedächtiger Mann auf, hat den Rosenkranz in der Hand und den Koran auf den Lippen, weiß viel von den heiligen Stätten zu erzählen, schreibt eine hübsche Hand, kann viele Verse aus Dichtern anführen und führt einen ehrbaren Wandel. Dabei beobachtet er alle Vorschriften der Höflichkeit und bewegt sich mit gleicher Zwanglosigkeit gegen Alle, mit welchen er verkehrt, seien sie weß Standes sie wollen. Er hat daheim Weib und Kind, und hofft sein Leben bei ihnen in seiner Vaterstadt zu beschließen, allein „die Welt ist ungewiß", und „das Schicksal kommt herab, ohne daß unser Auge es gewahrt." Auch ist ja „die Erde ein Grab", und der Kaufmann deutet an, daß er das Ende seiner Laufbahn auch wohl anderswo als in seiner Väter Heimath finden könne.

Nun muß ich meine kleine Karawane schildern. Voran schreitet Raghe, mein Isa-Führer, mit all der Würde, welche einem Beschützer, Abban, wohl ansteht. Er geht barhaupt, in Tobe und Sandalen; in seinem Gürtel steckt ein großer, langer Dolch, in der rechten Hand trägt er einen mit Draht umwickelten Speer, der ihm als Wanderstab dient. Am linken Arme hängt der Lederschild, über der linken Schulter ein lederner Teppich, Musalla, den er ausbreitet, wenn er beten will; an der rechten Seite trägt er die Weri, eine mit Flechtwerk überzogene Flasche, mit Wasser, dessen er sich zu den religiösen Abwaschungen bedient. Neben ihm gehen einige Männer seines Stammes, welche einige Waaren in der Stadt eingekauft haben und ein Kameelfüllen treiben, das ihnen aber schon vor Mitternacht entlief.

Meine beiden Köchinnen sind Samaweda Juſſuf und Aybla Fareh, luſtige, muntere Weiber, die ich Scheherasade und Dinarsade benannt habe. Sie sind so wohl beleibt, daß man aus jeder drei Weiber gewöhnlichen Schlages machen könnte. Sie halten ganz bewundernswürdig alle Beschwerden aus, tragen während der Reise Pfeifen und Tabak, lenken die Kameele und treiben sie an, rücken die Last in's Gleichgewicht, und reiten niemals. An den Haltestellen besorgen sie das Abladen, legen die Ballen in einen Halbkreis, schlagen ein Zelt darüber, kochen unsere Mahlzeit, bereiten Thee und Kaffee, kurzum, sie machen sich auf alle Weise nützlich. Sie bereiten sich ihr Lager außerhalb des Zeltes, und tragen auch bei kaltem Wetter nichts als ein Kopfnetz und eine alte Tobe. Ihre Stimme ist sanft und weich, und bildet zu den harten, rauhen Tönen der Männer einen starken Gegensatz. Anfangs zeigten sie mir gegenüber eine schüchterne Verlegenheit, die aber bald verschwand; durch ihre sehr unbefangenen Scherzreden vertrieben sie uns die Zeit. Nach sehr bedeutenden Anstrengungen gewährt ihnen ein Dschogsi bedeutende Erleichterung. Man kennt dieses Kneten der Glieder, durch welches ein erhöhtes Wohlbehagen des Körpers erzeugt wird, auch in Arabien, wo es Daasa heißt, in Aegypten und in anderen orientalischen Ländern. Scheherasade und Dinarsade legen sich, eine um die andere, der Länge nach hin, das Gesicht nach unten gekehrt; eine tritt der andern rechtschaffen auf dem Rücken herum und knetet die Muskeln mit den Zehen. Das erquickt sie und sie stehen riesenstark wieder auf. Zu Beiden hält sich unser Reisestallmeister Juſſuf, ein junger einäugiger Bursch aus Zeyla, der viel betet, sich recht gut aufführt, aber in Betreff der Zucht so strenge Vorstellungen hat, daß er beide Köchinnen zu Tode prügeln würde, wenn wir uns nicht in's Mittel legten. Sie hassen ihn sehr, und das weiß er auch recht gut.

Scheherasade führt das Leitkameel und Dinarsade benutzt mein Pfeifenrohr als Treibstecken. Die letztere ist einmal in Aden gewesen und mag wohl Verdacht schöpfen; ihre Augen weichen meinem Blick aus, und oft wendet sie mit angenommener Schüchternheit ihr schwarzes Gesicht abseit. Die fünf Kameele sind vermittelst der Schwänze aneinander befestigt, und werden geschlagen, wenn sie anhalten sollen. Sie sind beladen mit amerikanischem Scheeting (Wilayati), mit Leinwand aus Katsch (Duwwara). Diese Waaren haben wir in blaues Zeug und Matten verpackt, damit sie nicht

durch Regen oder Staub leiden. Das Ganze ist mit einer Rinderhaut überdeckt. Die Kameele haben ferner eine Ladung schlechter Mokkadatteln (Muschakkar) für die Somal, bessere Datteln für uns selber, und einen halben Centner gemeinen Suratetabak, denn andere Tabakssorten verschmähen die Somal; sie mochten nicht einmal meinen guten Latakia. Die Gudabirsi und einige andere Stämme bauen wohl etwas Tabak, aber nur sehr wenig, und er ist schlecht. Ohne Tabak kann man im östlichen Afrika nicht vorwärts kommen; Jeder verlangt eine Handvoll, und manche Leute geben dafür nicht einmal Milch, weil sie annehmen, daß sich das Geschenk von selbst verstehe. Außer jenen Waaren haben wir noch einige Kasten mit Glasperlen, allerlei Tand, Halsbändern, Ohrringen und dergleichen mehr. Die Lebensmittel für mich und meine nächsten Gefährten bestehen in drei Centnern Reis, einem großen Topf mit Kawurmeh, das heißt an der Sonne getrockneten Fleisches, welches in Stücke zerbrochen und in Butter gebraten wird, Datteln und Salz aus dem Bahr Assal oder dem Salzsee bei Tadschurra. Von dort gehen alljährlich Tausende von Packen in's Innere. Die Beduinen reiben vor dem Essen ein Stück Salz auf der Zunge, oder verschlucken solch ein Stück wie Zucker. In Härrär wird eine Eselsladung Salz mit einem Sklaven bezahlt, und die Abyssinier sagen von einem reichen Manne: „er ißt Salz.“ An flüssiger Butter, Thee, Kaffee, Zucker und für den Nothfall auch Schiffsbrot haben wir keinen Mangel, und nebenbei einen kleinen Vorrath von arabischen Süßigkeiten und Safran. Endlich führen wir auch in Schläuchen Trinkwasser; denn was man in den Strandebenen findet, ist salzig und brakig. Auf die Beschaffenheit des Wassers sollte jeder Reisende in Afrika genau Obacht geben; denn wenn es von Salpeter oder mit organischen Bestandtheilen geschwängert ist, verursacht es jene Durchfallskrankheiten, denen so viele Entdecker erlegen sind. Taschenfilter sind von unschätzbarem Werthe. Brunnenwasser muß man abkochen und durch Holzkohle laufen lassen, und es auch dann noch mit etwas Weingeist vermischen.

Zu meiner Ausrüstung kam noch eine Kiste mit Schießbedarf auf drei Monate. Alles in Allem kostete mich die Reise hin und zurück 149 Pfund Sterling.

Den Schluß der Karawane bildete ein Esel, welchen eine Beduinenfrau trieb; ein zahmes Schaf lief auch mit. Neben den

Kameelen ritten meine drei Gefährten, wahre Blumen der Somalimode; denn ihre Haare glänzten von Fett, ihre weißen Toben hatten einen rothen Saum, ihre neuen Schilde waren mit Baumwollenzeug überzogen und die Speere blank. Was ich von Schießgewehren nicht selbst an mir trug, haben sie den Kameelen aufgeladen, weil jene hier zu Lande als ausländische Spielerei betrachtet werden. Sie schaukeln sich auf dem kleinen abyssinischen Sattel, und ihr Steigbügel ist so klein, daß nur der kleine Nagel hineinpaßt. Ich reite ein schönes weißes Maulthier, dessen Sattel mit einem galonnirten Teppich belegt ist, und sehe stattlich genug aus. Quer vor mir liegt meine Doppelbüchse und in den Holstern stecken meine Revolver.

In dieser Ordnung zogen wir der Küste entlang nach Süden hin über eine angeschwemmte Ebene, die theils trocken, theils da, bis wohin die Fluth reichte, morastig war, durch schlammige Bäche oder solche, deren Bett jetzt trocken lag, über Flächen mit schwarzem Boden, der mit Salpeter geschwängert ist und auch die in den arabischen Wüsten gewöhnlichen vorkommenden Salzpflanzen trug. So ist im Allgemeinen der Anblick der Ebene zwischen der See und dem Gebirge; sie mag in gerader Richtung gemessen etwa fünf- bis achtundvierzig englische Meilen breit sein. Bei den ersten Hügelausläufern wird der Pflanzenwuchs schon stärker; Dorngebüsche und Akazien treten in Gruppen auf, und nach dem Monsun ist dieser Strich mit üppigem Gras bedeckt. In anderen Jahreszeiten hat er nur wenig Wasser, das dem in Schiffsräumen angesammelten Seewasser gleicht. Er ist im Besitz der zu den Isa gehörenden Sippe der Mummasan, und mir ist unbegreiflich, wie diese „Kurra dschog" (Sonnenwohner; so werden sie von den Stadtsomal genannt) hier im Sommer leben können. Wir waren jetzt im December und doch schälte sich mir die Haut auf den Armen ab; meine Gefährten keuchten vor Hitze und verfluchten, wie im Alterthum Herodots Atlanten, die aufgehende Sonne. Stadtbewohner, welche im Sommer über diese glühheiße Ebene reisen müssen, werfen nasse Toben über, welche sie nach jeder halben Stunde wieder mit Seewasser netzen. Manche erliegen dem brennenden Durste, welchen der Simum erzeugt. Jetzt sehnen die Beduinen Regen herbei, denn wenn die Dürre noch vierzehn Tage dauert, geht sicherlich die Hälfte ihrer Heerden zu Grunde.

Nachmittags hielt mein Abban an, sprach ein Gebet und verrichtete eine Abwaschung; eine Frau that desgleichen; aber dabei

ließen sie es ein- für allemal bewenden. Gegen Untergang der Sonne kamen wir an der Hyänenquelle, Warabod, vorüber, und dort ist der erste Halteplatz (Marhala), an welchem die nach dem Innern Reisenden rasten. Von da führt ein gerader Weg nach Südwesten, auf welchem man in sechs Märschen die Hügel erreicht; aber mein Abban wollte mich durch seinen Kraal führen. Nach einer halben Stunde kamen wir zur zweiten Station, Hangagarri, einem Brunnen unweit des Meeres. Wir sahen im Dunkel viele Lichter und waren nun unter den Isa. Um acht Uhr wurde Gagab, der dritte Marhala, erreicht, wo die Kameele nicht mehr weiter wollten. Raghe erklärte, daß er schon die Wachtfeuer seines Stammes sehe, aber die Thiere blieben liegen und mußten abgeladen werden. Wir zündeten ein Feuer an und aßen Datteln. Die Luft war nun frisch und der Abend nach dem heißen Tage sehr erquickend. Nachdem ich einen vollen Monat in der dumpfen Stadt verlebt hatte, gewährte mir die freie Wüste einen großen Reiz; das Geräusch der an den Strand schlagenden Wellen und das Geheul des Schakals waren die Musik, welche mich in den Schlaf lullte. Nun war einmal der Würfel geworfen, mochte kommen, was da wollte. Der Büchsenkolben war mein Kopfkissen, und meine Pistolen lagen neben mir; aber ich fühlte nichts mehr von der Beklemmung, welcher auch der kühnste Reisende sich nicht erwehrt, bevor er sein Wagniß beginnt. Das ist der Unterschied zwischen Einbildung und Wirklichkeit, zwischen Befürchtung und Gewißheit.

Das Ende der Zeit erbot sich, während der Nacht Wache zu halten. Beim ersten Grauen des Tages weckte er uns, und die Frauen belasteten die Kameele. Bald kamen wir über gelbes Gras, über eine Strecke, die einem Stoppelfelde glich, in ein Somali-Arkadien mit Salzwasser und Wüstenwind. Pfeifende Hirten trugen junge Thiere auf den Armen oder trieben Kameele vor sich her, die in langer Reihe ihre Geierköpfe hin und her schaukelten, oder spielend einander bissen. Voran ging ein Patriarch, an dessen Hals eine hölzerne Glocke hing, ein „Kor", damit die Thiere sich nicht verlaufen. Füllen liefen hinter den Müttern her; Schaafe mit schwarzen Köpfen waren in Heerden über die Ebene zerstreut, Ziegen wurden von Kindern gehütet. Diese waren in Felle gekleidet, eben so die Frauen; einige derselben saueten das Innere einer Baumrinde, andere spannen Garn aus den Fasern der Kriechpflanze Sagsug, woraus man Seile und Zeltmatten bereitet. Die

Knaben führten Schäferstäbe, die etwa sechs Fuß lang sind und einen Haken haben; am untern Ende befindet sich eine Gabel. Einige spielten mit den Hunden, welche der Beduine wohl zu schätzen weiß, während der ansässige Somal sie verachtet und mißhandelt. Die kleine Sandantilope sprang über die Büsche, hoch in den Lüften kreiseten Geier, und wir konnten daraus abnehmen, daß menschliche Wohnungen nicht weit entfernt seien.

Darauf deuteten auch die vielen einander durchkreuzenden Fußpfade hin. Aus den bienenkorbartigen Zelthütten traten Männer, welche sich unserer Ankunft freueten, denn die feindlichen Habr Awal hatten gedrohet, sie würden kommen, um jene aufzufressen. Wir ritten vorsichtig neben den Kameelstuten hin, die man nicht erschrecken darf, wenn ihre Füllen noch klein sind, und gelangten um acht Uhr Morgens nach dem Kraal unseres Führers. Dort war die vierte Station, Gudingaras genannt, das heißt die niedrige Stelle, wo die Garabäume wachsen. Dieser Haltplatz liegt etwa zwanzig englische Meilen südwestlich von Zeyla.

Raghe verschwand, aber die Beduinen kamen und betrachteten uns. Scheherasade und Dinarsade holten Zeltpflöcke aus dem Dorfe, staueten unser Gepäck so zusammen, daß dasselbe eine Art von Ringmauer bildete, schlugen unser Wigwam auf, bereiteten ein Lager im Schatten und verlangten laut nach süßer und saurer Milch. Die rothköpfigen Speerträger ließen mehrfach das verhängnißvolle Wort Ferendsch, Europäer, fallen, und ich hielt es für nothwendig, sofort einen Eindruck auf sie zu machen, obwohl eigentliche Gefahr nicht zu besorgen stand. Die Beduinen machten sich nämlich über meine Waffen lustig und spöttelten. Da forderte der Hammal sie auf, uns einen ihrer Schilde als Zielscheibe aufzustellen, doch dazu wollten sie sich nicht verstehen. Es war nun ein günstiger Zufall, daß eben ein großer brauner Geier mit kahlem Halse sich etwa zwanzig Schritte von uns niederließ. Die Somal heißen ihn „Gurgur", weil er auf dem Schlachtfelde die Sterbenden anhackt und die Todten frißt. Ich sandte dem Vogel eine Kugel in den Leib, und einige Beduinen liefen der Kugel nach, um sie aufzusuchen. Dann lud ich den Lauf mit dickem Schrot, dessen Wirkung diese Leute noch nicht kannten, und schoß bald nachher einen Geier aus der Luft herab. Das erschien im höchsten Grade wunderbar; die Weiber riefen: „Seht nur, er bringt die Vögel vom Himmel herunter!" Ein alter Mann steckte bedenklich

den Zeigefinger in den Mund, pries Allah und betete, daß es ihm nicht gehen möge wie jenem Vogel. Mit einem Worte, der Eindruck war so vollständig, daß ich fortan stets einen Lauf mit Schrot geladen bereit hielt.

Vor unserer Zelthütte saßen viele Beduinen auf den Fersen hockend, mit dem Speer in der Hand, um Alles, was wir thaten, genau zu beobachten. Vor Mittag ließ ich die Matte vor dem Eingang herab, was außerdem stets geschah, wenn ich eine Kiste oder einen Packen öffnen wollte. Wir tranken Milch und aßen Reis mit Kawurma. Dann gingen die Beduinen fort, um zu schlafen, meine Gefährten legten sich auch zur Ruhe, und ich schrieb Bemerkungen nieder. Als die Wilden sich wieder einfanden, deuteten sie durch Geberden an, daß ihnen Taback sehr willkommen sein werde; nachdem jeder eine Hand voll bekommen hatte, zogen sie sich zurück. Der alte Mann, welchem meine Büchse so großen Schreck eingejagt, bat mich um ein Recept für ein krankes Kameel, das ich ihm auch gab. Zum Dank dafür sprach er einen Segen, der wohl eine halbe Stunde lang war, und zuletzt spie er uns an, was so viel heißen sollte als: ich wünsche euch das beste Glück. Der Reisende thut wohl, sich mit solchen alten Leuten auf guten Fuß zu stellen, denn sie genießen bei den Stämmen großes Ansehen.

Am Abend nahm ich mein Gewehr und ging mit dem Ende der Zeit auf die Jagd. Bei diesem Ausfluge kam ich an das Grab eines Isakriegers; es war etwa zehn Fuß lang und mit Steinen bedeckt, sowohl Granitkieseln wie Basaltstücken und Kalksteinen. An zwei aufrecht stehenden Quadern, welche die Lage des Kopfes und der Füße bezeichneten, hingen die Milcheimer des Verstorbenen. Das Grab war mit einem Dornzaun umfriedigt, und dem engen Eingang gegenüber lagen drei Steinblöcke, welche die Zahl der von dem Krieger erlegten Feinde bezeichneten. Ueber vier Stangen lag Dornreisig, damit die Verwandten des Gestorbenen im Schatten essen, beten und weinen können. Die Gräber der Beduinen sind überhaupt sehr einfach; sie haben keine Art von Vorliebe für irgend einen besondern Friedhof, wie etwa die Muselmänner in Sindh oder manche andere Hirtenstämme, sondern scharren den Todten dort ein, wo er gestorben ist. Sie hegen, gleich vielen anderen Barbaren, einen Abscheu vor den Todten und vor Allem, was an diese erinnert. Die Bahre ist ein rohes Ge-

stell; die Stangen sind mit Lederseilen zusammengebunden. Manche binden die Leiche derart zusammen, daß sie sitzt, und deshalb findet man viele runde Gräber im Somalilande. Insgemein legt man aber den Todten in eine längliche Grube, bedeckt ihn mit Holz und Matten, und häuft Erde, Matten und Steine darüber.

Ich blieb vier und zwanzig Stunden in Gudingaras, und sah dort, wie ein Beduinenstamm aufbricht. Am 30. November rief vor Tagesanbruch ein Somali-Stentor: „Holt die Kameele herbei! Ladet die Sachen auf! Wir wollen aufbrechen!“ Um acht Uhr schlossen wir uns dem Zug an. Etwa anderthalb hundert Krieger und deren Frauen und Kinder trieben die Heerden vor sich her, im Ganzen etwa zweihundert Kühe, siebentausend*) Kameele und elf bis zwölftausend Schafe und Ziegen. Nur drei Männer trugen den Bal, die Straußfeder, ein'ge Andere hatten einen Armring von Elfenbein, Fol oder Adsch, über den rechten Elbogen; er bedeutet, daß der Mann, welchen er ziert, einen Elephanten getödtet habe. Der Kopf war den Knaben derart geschoren, daß das Haar einen hohen Kamm bildete; zu ihnen hielten sich die Hunde mit buschigem Schweif. Die Zahl der Kranken war nicht gering, weil gerade damals der Durchfall sehr häufig war; sie saßen auf Kameelen. Jeder Stamm hat für die von ihm gezüchteten Thiere ein besonderes Merkzeichen; hier sah ich manche Dromedare, welche das Brandmark der Habr Awal trugen; die mit den Zelten und dem Hausrath beladenen Kameele wurden von den Mädchen getrieben; die Frauen hatten ihre kleinen Kinder auf dem Arme. Diese Beduinen waren offenbar vor einem feindlichen Ueberfall besorgt, fragten mehrfach, ob ich auch mein „Feuer“ bei mir habe, und ersuchten mich, den Ehrenplatz im Vortrab einzunehmen. Als ich mit meinen Maulthieren an den Kameelen vorübersprengte, wurden diese sehr unruhig, und ich fand zu meiner Ueberraschung, daß dieser Stamm den Unterschied zwischen Pferden und Maulthieren nicht kannte. Unartigen Knaben drohete ein Vater, der fremde Weiße werde sie fressen, und die Frauen sprachen: „Da kommt der alte Mann, der Alles weiß.“ Alter Mann, Oddaï, heißt bei dem Somal Jeder, der eine Frau genommen hat, ohne Unterschied der Jahre.

---

*) So steht im Text; doch das ist wohl ein Druckfehler; es werden siebenhundert gewesen sein.

So ritt ich einige Stunden am Meeresgestade hin, und machte dann mit dem Ende der Zeit einen Abstecher nach dem Dihh*) Silil, der von den westlichen Hügeln herabkommt und in nordöstlicher Richtung zum Meere strömt. Sein Lauf wird durch eine lange Linie von Tamarisken bezeichnet, deren lichtes Grün sich von dem amethystblauen Himmel sehr anmuthig abhob. Solche Gegenden an Gießbächen bilden die Paradiese von Adel; die Ufer sind mit verschiedenen Akazienarten eingefaßt; einige derselben sind sehr stark mit Dornen besetzt, zum Beispiel der Zakkum, andere gleichen einem Fallschirm und bilden ein undurchdringliches Dickicht, Schlingpflanzen umwinden gleich Schlangen einen gewaltigen Baumstamm, oder verbinden gleich Tauen die höheren Zweige oder hängen von den unteren Aesten zur Erde hinab. Auch ist eine Fülle von Schmarozerpflanzen vorhanden; sie bilden Gewölbe von lichtem Grün, überziehen halb verwes'te, am Boden liegende Stämme, und saftiges Gras gewährt einen erquickenden Anblick. Von den dünneren Zweigen hängen die glockenförmigen Nester der Loxia herab, werden vom Winde geschaukelt, und ich vernehme den hellen Gesang buntbefiederter Vögel. Das Flußbett besteht aus einer Lage feinen weißen Sandes, in welchem goldfarbiger Glimmer, milchweißer Quarz, rother Porphyr und Granit schimmern. In der Mitte liegt da und dort ein Eiland, auf welchem ich Geröll, Akazien, Jujubenbäume und die hellgrünen Koloquinthen erblicke. Dort findet man gewöhnlich auch die Brunnen, welche mit Dornreisig umgeben sind; an Pfählen hängt der Schlauch zum Wasserschöpfen. Wo die Heerden nicht weiden, springt die schüchterne Gazelle; man sieht Spuren von Schlangen im Sande, und Nachts erscheinen Löwen, Leoparden und Elephanten. Im Somalilande ist der Brunnen keine Stätte für friedliche Zusammenkunft, und der Reisende hütet sich wohl, in der Nähe eines solchen sein Zelt aufzuschlagen.

Wir setzten uns unter einen Baum und sahen zu, wie die Beduinen durch das Flußbett zogen; bestiegen dann unsere Maulthiere und gelangten nach dem zwei Meilen entfernt liegenden Ameisenplatze, Kuranvali. Diese Stelle liegt acht Meilen südsüd-

*) Dihh bedeutet dasselbe, was Wadv bei den Arabern; ein Flußbett, das zeitweilig trocken liegt; Webbe (Obbay, Abbai ꝛc.) ist ein großer Fluß; Durdur ein solcher, der fließendes Wasser hat.



östlich von Gudingaras; der nächste Brunnen, jener von Angagari, ist so weit, daß die Heerden, welche Morgens zur Tränke dorthin getrieben werden, erst gegen Abend zurückkommen.

Ich blieb den Tag über dort, und nahm Wasser- und Milchvorräthe für die zwei langen Märsche durch die Wüste, welche mir bevorstanden, ehe ich das Gebirge erreichte. Am Himmel zeigte sich dichtes Gewölk, aber die Gebete um Regen waren vergeblich; doch hatten wir um Mittag einen frischen Seewind, der aber auch gewaltige Sandsäulen emporwirbelte. Dann wurde es wieder sehr heiß und ich blieb im Zelte, wo mich die Beduinen arg quälten, denn Raghe, den seine Genossen bestürmten, wurde zudringlich, verlangte bald Tabak, bald Reis oder Datteln, bald noch Anderes. Der Beduine hat, gleichviel ob er Araber oder Afrikaner sei, immer Hunger und denkt stets an seinen Magen. Und doch sind diese Somal, gleich den Abyssiniern, dabei ungemein wählerisch; so verschmähen sie zum Beispiel den Genuß der köstlichen Fische, von denen das Meer wimmelt. „Sprich nicht zu mir mit dem Munde, welcher Fisch gegessen hat,“ ist eine arge Beleidigung. Selbst der Aermste würde den verachten, welcher gleichviel welchen Vogel genösse; man darf vom Schafe weder das Mark der Knochen noch das Fleisch am Schenkel essen. Nur die nördlichen Somal essen Hasen, die in ihrem Lande zahlreich sind, aber auch bei ihnen verschmähen viele die Antilope, nicht weil es verboten wäre, sondern weil sie Abneigung dagegen haben. Wer Kaffeebohnen kauet, steckt immer eine ungleiche Zahl derselben in den Mund, und Kameelmilch wird nicht gewärmt, weil dadurch das Thier behext würde. Während der arabische Beduine Mäßigkeit im Essen rühmlich findet, findet der Somali im starken Appetit einen Maaßstab für die Mannhaftigkeit. Ein „Sohn der Somal“ muß, sobald er Zähne hat, ein paar Pfund zähen Schöpsenfleisches kauen und dann noch nach mehr verlangen.

Am ersten December, es war ein Freitag, erklärte ich dem Abban, daß ich Nachmittags bei guter Weile aufbrechen wolle. Gegen drei Uhr versammelten sich die Beduinen vor meinem Zelte, und nach langem Hin- und Herreden begriff ich wohl, wie eigentlich die Dinge lagen. Man wollte uns ziehen lassen, aber meine Waaren und meinen Tabak behalten. Es wurde boshaft genug hervorgehoben, man habe weder Tabak noch andere Geschenke von dieser Karawane gesehen; weshalb solle man ihr nun ein schützen-

des Geleit geben? Diese Bemerkung fand Beifall, aber ich fragte, was man denn überhaupt für uns gethan habe, um Geschenke zu verdienen? Die Antwort darauf lautete: „Wem gehört denn dieses Land?“ Ein Beduine hatte meiner Scheherasade einen Heirathsantrag gemacht und wollte sie zurückbehalten; die Maulthiere kamen immer noch nicht von der Tränke zurück, und ich wurde zuletzt ungeduldig. Vor dem Zelte ließ ich eine Rindshaut ausbreiten, setzte mich hin und befahl meinen Leuten, trotzdem Raghe und vier Dutzend Beduinen Einsprache thaten, die Kameele zu beladen. Das verdroß sie, ihre Unverschämtheit stieg, und sie sagten mir mit dürren Worten, Alles, was ich besitze, gehöre ihnen, weil sie Eigenthümer des Landes seien. Das letztere bestritt ich nun allerdings nicht, drohete ihnen aber mit einem Zauber, durch welchen sie ganz gewiß ihren Todfeinden, den Habr Awal, und den wilden Thieren zum Opfer fallen würden; weder Männer noch Frauen, weder Kameele noch Kinder sollten verschont bleiben. Diese Drohung übte sofort eine beruhigende Wirkung aus, und jetzt trat auch der Greis hervor, welcher uns eine glückliche Reise gewünscht und mich angespien hatte. Er tadelte seine Landsleute, die ihn aufmerksam anhörten und zu einander sprachen: „Wir wollen thun, was er sagt, denn sein Ende ist nahe.“ Bald kamen auch die Maulthiere zurück, aber nach der in Zeyla mir versprochenen Bedeckung sah ich mich vergeblich um; ich bestand deshalb um so mehr darauf, daß der Abban und drei seiner nächsten Verwandten mit mir gingen. Der Greis mußte sich noch einmal ins Mittel legen; ich schenkte ihm wieder etwas Tabak und wurde noch einmal von ihm gesegnet. Als wir fortritten, folgte uns ein ganzer Schwarm lärmender Knaben, die sich namentlich über das Ende der Zeit lustig machten, der freilich ein sehr schlechter Reiter war.

Bisher hatte mein Abban uns am Meeresstrande hingeführt, weil das ihm besser paßte; eigentlich hätte er den geraden Pfad einschlagen sollen; jetzt aber schlugen wir die Richtung nach Südwesten, nach dem innern Lande zu, ein, und kamen um sechs Uhr Abends über eine Goban*), deren okergelber Sand bis zu einem

---

*) Goban ist die tiefe Strandebene, welche sich vom Bor, der Küstenhügelkette, bis zum Meer erstreckt, und einen Gegensatz zum Ogu, dem jenseitigen Tafellande, bildet. Ban ist eine mit Gras bestandene Hochwiese oder Steppe, auf welcher nur wenige Bäume wachsen; Dir, ein kleines Gebüsch



blauen Hügel sich erstreckte. Abyssinier und Araber haben eine abergläubige Furcht vor der Nacht und ihren Schrecken, aber die Somal nicht, wohl aber sind sie in steter Besorgniß vor Ueberfällen, Schlangen und Skorpionen.

Schlangen kommen in den Städten nur selten vor, sind aber in der Wüste sehr häufig und bei Nacht den Reisenden sehr gefährlich; am Tage lassen sie sich nur selten blicken. Es gilt beinahe für eben so verdienstlich, eine Schlange zu tödten, als einen Ungläubigen zu ermorden. Namentlich hält man die Abesi (arabisch El Hayych; eine Cobra) für ungemein giftig, da ihr Biß ein Kameel tödtet, und die Dschelbis, die lang und schwarz ist, gilt für nicht minder gefährlich. Auch bei den Somal knüpft sich mancherlei Aberglaube an die Schlange. Demgemäß enthält das eine Horn der Cerastes ein starkes Gift, dagegen macht das andere Horn, wenn zermalmt und über das Auge gestrichen, den Menschen zu einem Seher, und er kann dann alle Schätze der Erde finden. Eine fliegende Schlange sammelt Edelsteine und hat einhundert Diener zur Bewachung. Als einst ein Somalireiter ihr ein Juwel geraubt hatte, wurde er von einem Schlangenheere verfolgt; allerdings entkam er diesem, aber sein Stamm zwang ihn, das Kleinod der geflügelten Schlange zurückzugeben. Vor Tausendfüßen fürchtet man sich nicht sehr, wohl aber vor Skorpionen von der großen gelben Art, die bei heißem Wetter sehr gefährlich sind; darüber kann ich aus eigener Erfahrung sprechen. Nach dem Bisse verspürt man Ekel, der Schmerz steigt rasch bis zu den Schamleisten, man bekommt Anschwellungen, Hitze und starkes Herzklopfen; das Ganze hält etwa zwölf Stunden lang an. Die Somal schnüren sogleich ein Band recht fest oberhalb der verwundeten Stelle und warten dann das Weitere ab; ich trug aus Vorsicht über meinen Knöcheln einige Fäden gedreheten Wollengarns, welche bei den Arabern Zaal heißen und in Yemen allgemein bräuchlich sind; man zieht sie unmittelbar nach dem Bisse so stark als möglich an. Knoblauch und Opium gelten für sichere Heilmittel, aber die Anwendung einer Luftpumpe ist doch weit sicherer. Scheherasade hätte

(die Araber nennen dergleichen Haidscha); Chain ist ein Wald oder großes Gebüsch. Vor bedeutet auch Berg, Fels oder Hügel überhaupt; ein Felsabsturz heißt Dschar, und die hohen thonigen Wände einer Schlucht nennt man Gebi.



in jener Nacht beinahe auf eine Viper getreten. Die ganze Ebene war so zu sagen ein wahres Geflecht oder Netzwerk von Löchern, in welchen sich die Jir Ad, eine Feldratte mit rothbraunem Rücken und weißem Bauch, aufhält. Die graue Ratte heißt bei den Somal Baradublay und ist im östlichen Afrika eine nicht so arge Plage als in Indien oder Arabien, wo diese abscheulichen Thiere mich mehr als einmal gebissen haben, wenn ich ohne Stiefeln schlief; ich spürte wochenlang die Nachwehen. In jenen Löchern wohnt auch die Mullah, eine Eidechse mit glatter Haut, und die Dabagallah, ein Erdeichhörnchen mit glänzendem, glattem Fell. Als der Mond aufstieg, begann das Heulen der Hyäne und des sie begleitenden Schakals; auch der Hidinhitu, ein rother langbeiniger Regenpfeifer, ließ sich vernehmen. Von diesem Vogel wissen die Somal eine Sage zu erzählen. Ursprünglich war er fleischfressend und lebte in Gesellschaft von Raubvögeln; als er aber einmal während der Nacht schlief, hatten jene Alles aufgefressen und ihm gar nichts übrig gelassen. Da schwur er, nie wieder mit seinen bisherigen Gefährten zu fliegen, auch kein Fleisch mehr zu genießen und die ganze Nacht hindurch nie mehr zu ruhen. Er wiederholt den Schwur, wenn sich im Dunkeln etwas regt.

Unterwegs konnte ich mich davon überzeugen, daß die Somal ein durchaus nicht körperkräftiger Menschenschlag sind; sie wunderten sich, daß ich meine Büchse trug, während ihnen sogar beim Reiten der Speer zu schwer war; sie legten ihn unter sich, um ihn nicht auf der Schulter halten zu müssen. Ueberhaupt würde ein englischer Knabe von vierzehn Jahren mehr Kraft und Ausdauer bewähren als diese Wüstenmänner. Jene Schwäche rührt nicht etwa von dürftiger Nahrung her, denn die Stadtsomal, die sehr gut und vollauf speisen, sind noch schwächer als die Beduinen; der Fehler liegt in der Race. Sie können in abgemüdetem Zustande keinen Durst ertragen, und sind dabei in hohem Grade sorglos; sie trinken alles Wasser, dessen sie habhaft werden können, rein weg, ohne an spätern Mangel zu denken.

Um elf Uhr Nachts hatte ich zwölf Meilen in gerader Richtung zurückgelegt und machte nun Rast. Der Wind blies frisch von den Hügeln herab, und meine Gefährten zitterten vor Kälte; der lange Guled war so steif wie eine Mumie, aber Raghe wollte kein Feuer dulden, weil ein solches uns verrathen könne; trotzdem zündeten wir uns die Pfeife an; schliefen dann im Mondschein und

brachen um fünf Uhr Morgens wieder auf. Es war sehr kühl, im Osten lag dichter Nebel, die blaue Linie des Meeres erschien, vermöge der Strahlenbrechung, wie eine Bergkette, und die Hügel, welchen wir nun näher kamen, zeigten bald ihre Umrisse. Die Ebene war belebt von Antilopen und Straußen, doch hielten sie sich außer der Schußlinie, denn sie sind hier sehr scheu und wild. Um acht Uhr kamen wir durch einen jener vielen Wasserläufe, die einen Theil des Jahres hindurch trocken liegen; es war Biga Hablod, das Mädchenwasser, in welchem ich viele Märer bemerkte, Bäume mit gelblich rothen Beeren, mit einem kleberigen Safte, wie grünes Gummi, der genießbar ist. Der Pflanzenwuchs zeigte, daß Wasser nahe unter der Oberfläche vorhanden war. Nach zwei Stunden fand ich die Sonne schon drückend heiß, und machte in einem andern Flußbett Halt; es heißt Adad, weil an seinem Rande viele Gummi-Akazien stehen. Wir waren jetzt fünf und-zwanzig Meilen von Kurangali entfernt, legten uns zum Schlummern nieder, hatten aber die Waffen neben uns, denn von nun an waren wir in einem ganz offenen Gelände. Um Mittag bereiteten die Köchinnen Reis, und um drei Uhr zogen wir den Hügeln entgegen, deren Blau sich auf dem Braun des Lufthimmels scharf abhob. Bald gelangten wir auf unebenen Boden, und fanden manche Ruinen; sie rühren gewiß von früheren mohammedanischen Bewohnern her, denn ich sah Ueberreste von Moscheen, deren halbkreisrunde Betnische gen Mekka gerichtet war. Die Gräber hatten eine andere Gestalt als jene der Somal, und gleichen denen, welche man in der Nähe von Zeyla aus alter Zeit findet.

Als es um sieben Uhr dunkel wurde, kamen wir auf Spuren, die noch frisch waren, und von einem starken Reitertrupp der Habr Awal herrührten. Diese Daasch, Spur, jagte meinen Gefährten großen Schrecken ein; der Gesang verstummte, die Frauen trieben die Kameele rascher vor sich her, und alle hielten sich dicht bei einander, nur Raghe war beträchtlich voraus, wahrscheinlich um nöthigen Falls sicherer fortlaufen zu können. Ich war über das Alles sehr ägerlich, zankte die Leute aus, fragte, was ihnen in den Kopf gefahren sei, und erhielt vom Ende der Zeit mit hohler Stimme zur Antwort: „Wahrlich, Hadschi, wer die Spur erblickt, gewahrt auch den Feind. Der Mensch ist nur eine Handvoll Staub und das Leben ein heftiger Sturm.“ Unser waren allerdings nur neun Männer und zwei Frauen, und mit zwei hundert Reitern hätten

wir es ganz gewiß nicht aufnehmen können; auch würde außer dem Hammal und dem langen Guled Niemand Stand gehalten haben.

Aus frischen Spuren von Schafen und Ziegen, die bei Mondschein sorgfältig untersucht wurden, nahmen wir ab, daß ein Dorf in der Nähe sein müsse, zogen weiter, kamen durch dornige Schluchten und waren bald in einer Gegend, wohin gewiß keine Reiter gekommen waren. Um acht Uhr konnten die armen Frauen, welchen durch Dornen die Füße beschädigt waren, nicht mehr weiter, auch die Kameele legten sich, und so machten wir denn Rast. Trotz Raghe's Widerspruch zündeten wir ein Feuer an, tranken dann schlechte Milch, weil wir längst kein Wasser mehr hatten, und legten uns zum Schlaf nieder. Am andern Morgen ging es weiter über steinigen Boden und Dornen; die Beduinen legten das Ohr auf den Boden, um zu horchen. Bald nachher sahen wir zwei Männer; ein Isa-Kraal war in der Nähe. Dieses Dorf lag in einer tiefen Schlucht, Damal genannt, an einem breiten, trockenen Bach am Fuße der Hügel, zwischen hohen Bäumen, auf denen ich braune Weihen, schwarze Geier und schneeweiße Adler bemerkte. Wir hatten von Adad ab elf Meilen auf einem gewundenen Wege zurückgelegt. Nach siebentägiger mühsamer Reise hatte ich von dreißig Stationen jetzt erst sieben zurückgelegt, weil Raghe mich unnöthiger Weise den Umweg nach Süden hin machen ließ.

Ist Ostafrika geht man nicht eher in einen Kraal, als bis man dazu eine Einladung erhalten hat; wir hielten also draußen unter einem Baume an; aber bald erschienen die Aeltesten, redeten sanft, brachten süßes Wasser, frische Milch, fette Schafe und Ziegen; dagegen verlangten sie eine Tobe und ein Messer. Unter diesen Leuten verbrachte ich die Zeit behaglich, trank Kaffee und Sahne, aß Schöpsenfleisch, rauchte Tabak, ließ mich von der frischen Hügelluft anwehen und freuete mich des saftigen Grün. Die Isa, welche hier mit Gudabirsi vermischt sind, fand ich arm und zudringlich; sie haben wenig Macht und Kraft. Die Männer standen mit offenem Mund und glotzenden Augen da; alle meine Sachen, besonders aber meine scharlachrothe Decke, welche sie mit schmutzigen Fingern betrachteten, erregte ihre Habgier. Ich verhängte den Eingang zu meinem Zelte, wenn ich irgend etwas Werthvolles hervorlangen mußte, aber die Leute guckten durch jede Oeffnung. Da sagte das Ende der Zeit: „Gelobt sei Allah; aber zeige dem Somal keine Thür, und findet er sie, dann mache sie gut zu!" Mein Gefährte

sagte, diese Leute hätten keinen Gran Verstand in einem Centner Kopf.

Gern wäre ich Nachmittags weiter gezogen, aber mein Abban Raghe war hier auf der Grenze seines Stammes, und hatte unter den Gudabirsi „Blut abzumachen"; ohne einen Beschützer durfte er sich also nicht in ihr Land wagen. Abends trafen wir Vorkehrungen, um uns gegen die Löwen sicher zu stellen, die hier im Hügellande zahlreich sind; die Zelthütten wurden mit einem hohen Dornzaun umgeben, und von jetzt an durfte diese Vorsichtsmaaßregel nicht mehr vernachlässigt werden.

Am 4. December früh rollte dichter Nebel von den Hügeln herab; der neue Abban war noch nicht angelangt, die Zeltmatten waren vom Regen durchnäßt und wir konnten nicht aufbrechen. Die Bewohner dieses Isa-Kraals beluden ihre Esel (im Hügellande hat man nur wenig Kameele) und wollten in die Ebene ziehen. Die Kranken und Schwachen wurden nicht mitgenommen und blieben den Löwen oder Hyänen preisgegeben. Man zündete ein Feuer an, und legte Schafdünger darauf, der auch bei Regenwetter fortschweelt; es kam darauf an, die Feinde des Dorfes irre zu leiten.

Um Mittag kamen zwei Gudabirsi an, welche mich zu dem Dorfe meines neuen Abban geleiten wollten. Der ältere, Rirasch, war ein schwarzer, wild aussehender Mann mit wirrem Haar und unheimlichem Blick, aber trotzdem ein gutmüthiger Mensch; der jüngere war mit Raghe's Tochter verlobt. Beide gehörten zur Mahadasansippe, und hätten mich gern nach Osten hingeführt, um mehr Tabak von mir zu erhalten; nach Westen hin sei viel „Absi", Gefahr, aber ich ließ mich nicht irre machen, und so zogen wir um zwei Uhr Mittags fürbaß. Bald nachher fanden wir in einer Schlucht einige Brunnen, deren einer schwefelhaltig war; auch hier hat in den Hügeln einst eine dichte Bevölkerung gewohnt, was durch Trümmer von Moscheen und durch Gräber sattsam bezeugt wird. In einer andern Schlucht rief uns ein Schafhirt an, und bald gelangten wir an ein Dorf, dessen Bewohner uns zuriefen: „Seht, da kommen Könige! Da ist ein weißer Mann, gewiß der Gouverneur von Zeyla!" Ich wies diese Würde um so mehr zurück, da ich wohl wußte, daß sie keine wohlfeile sein würde; aber meine Worte wurden durch meine aristokratische Haut Lügen gestraft. Meine Gefährten waren unerbittlich, sie spielten gar zu gern Salatin, Könige, und meine weiße Haut bezeugte, daß ich nicht von

niedriger Abkunft sein könne. So galt ich denn, weil weiß von Farbe und arabisch gekleidet, — entweder für den Beherrscher von Aden, für den Gouverneur von Zeyla, für dessen Sohn, für einen weiß angestrichenen Mann, einen Krieger in silberner Rüstung, einen Kaufmann, einen Pilger, Inder, Türken, Aegypter, denn in jedem Kraal wurden neue Vermuthungen angestellt. Die Gudabirsi schrieen Wunder über Wunder und forderten Tabak. Ich hielt es für angemessen, einen Schuß abzufeuern. Das wirkte; Weiber und Kinder liefen schreiend weg, die Männer hielten den Schild über den Kopf und warfen sich mit dem Bauch auf die Erde. In andern Dörfern waren die Bewohner eben so lärmend. Gelegentlich erfuhren wir von einem Mann aus Zeyla, daß die Abbans, an welche ich von Scharmarkay Empfehlungsschreiben hatte, noch drei Tagereisen weit entfernt seien; zwischen ihnen und ihrem Schwager Gerad Adan habe sich eine Fehde erhoben. Das war allerdings bedenklich, denn in Afrika wird unter solchen Umständen der Reisende von seinen Freunden und Beschützern zurückgehalten, weil die Feinde ihn nicht schonen. Doch ich zog weiter und kam über die Grenzen des Gebietes der Isa hinaus.

Die Isa sind wahrscheinlich der mächtigste Stamm des Somalivolkes; nach Norden hin erstreckt sich ihr Land bis zum Dankalistamme der Wayma, nach Süden bis zu den Gudabirsi, nach Osten hin bin ans Meer und westlich bis zu den Gallas in der Gegend von Härrär. Sie leiten sich von Dirr und Aydur ab, wissen aber über ihre Herkunft weiter nichts als diese Namen der Vorfahren. Der ganze Stamm soll an hunderttausend „Schilde" zählen, und zerfällt in eine Menge Sippen, wie die Schotten sagen würden, Clans; diese zerfallen wieder in kleinere Ableger, welche auch in Friedenszeiten einander mit Plünderung heimsuchen. Das Somaliwort Tol oder Tul, entspricht dem arabischen Kabilah, Stamm; Kola oder Dschilib (arabisch Fahkizah) bedeutet die Sippe oder Unterabtheilung. Gob entspricht dem arabischen Kabail, d. h. Leute von Familie; den Gegensatz bildet Gum, der keine Kaste hat. Im Folgenden ist die Rede vom Somalivolk, dem Isastamm, der Rer Musasippe, dem Rer Galanzweig.

Die Isa sind ein wilder und unruhiger Schlag von Republikanern, welche dem Namen nach von einem Ogas oder Häuptling abhängen, der in den Hadagalihügeln wohnt, und gewöhnlich

Roblai, Regenprinz, genannt wird, und dieser Titel ist in einem so dürren Lande von guter Vorbedeutung. Jeder Kraal hat seinen Oddai, Obmann oder Scheich, Aeltesten, nach welchem seine Ansiedelung benannt wird, man gehorcht ihm aber nur, wenn es dem Volke beliebt. Er besitzt in der Regel das meiste Vieh, hat zuweilen mehr Begabung und Beredsamkeit als die übrigen, und bei Berathschlagungen stehen ihm die Wail oder Akill, Aeltesten, zur Seite, denen man folgt, weil sie eben alt sind. Aber diese Beduinen lassen sich keinerlei Zwang auferlegen; jeder freigeborene Mann stellt sich dem andern gleich; indeß sie werden doch fügsam, wenn sie, wie in Zeyla oder Härrär, unter einem strengen Regiment gehalten werden.

Was den Charakter der Isa anbetrifft, so sind sie kindisch und gelehrig, verschmitzt, ohne scharfes Urtheil, gutmüthig und eigensinnig, wohlgebaut und jähzornig, wohlwollend und doch auch treulos, verrätherisch und grausam. Es ist vorgekommen, daß der Beschützer seinen Schutzbefohlenen ermordet hat. Männer, welche Isamädchen geheirathet haben, schicken diese ihre Frauen zu den Isa, wenn sie Schafe oder Ziegen kaufen wollen; sie selber würden sich nicht unter ihre eigenen Verwandten wagen. In Zeyla hat man das Sprüchwort: „Verrätherisch wie ein Isa", und fügt hinzu: sie reichen Dir mit der Linken eine Schale Milch, und erstechen Dich mit der Rechten. Was wir Gewissen nennen, ist in Ostafrika etwas völlig Unbekanntes; und Reue empfindet man nur, wenn man sich die Gelegenheit zu einer Missethat hat entgehen lassen. Raub gilt für ehrenvoll, Mord stempelt um so mehr zum Helden, je schauderhafter und grausamer er verübt wird. Die Ehre besteht darin, einem Andern das Leben zu nehmen; wo Blutvergießen in Frage kommt, kann man diesen Beduinen so wenig trauen wie den Hyänen. Jede Schandthat gilt für rühmlich. Und doch haben diese Isa auch ihre guten Seiten; sie lügen nicht und schwören selten falsch, und im Vergleich zu anderen Somal können sie für gastfreundlich gelten. Ich für meine Person kann nicht über sie klagen. Sie zeigten sich freilich als unverschämte Bettler, aber eine Handvoll Tabak befriedigte sie. Ich wurde gebeten, unter ihnen zu wohnen, sie boten mir Weiber an, ich sollte ganz und gar zu ihnen gehören; denn der Somalibeduine denkt in dieser Hinsicht anders als der arabische, der nicht leicht Fremde in seinen Stamm aufnimmt.

Von den übrigen Somal unterscheiden sich die Isa durch ihre schwarze Haut und häßliches Gesicht; die Schläfen werden bald kahl, auf dem Hinterkopfe kratzt man das Haar mit dem Dolche ab. Die Locken werden dunkelbraun gefärbt, gekräuselt und mit Fett eingerieben; die Widals oder Gelehrten tragen dergleichen nicht, die Armen lassen das Haar natürlich wachsen. Das Schnauzhaar schneidet man kurz ab, der spärliche Backenbart wird sorgfältig ausgerupft, eben so entfernt man das Haar am Leibe, denn man hält es für unrein; es wird wohl auch abgesengt. Uebrigens habe ich, namentlich unter den Mädchen, doch einige recht hübsche Gesichter bemerkt.

Den Reichthum der Isa bilden die Heerden; sie vergleichen Schafe und Ziegen mit dem Silber, Kühe mit dem Golde, Kameele mit dem Felsen; das Roß ist, dem Volksglauben zufolge, durch den Wind geschaffen worden. Die Lebensweise wird durch das Wetter bedingt. Während der heißen Jahreszeit ist das Futter spärlich; dann schlachtet man Vieh, und das Schöpsenfleisch ist vortrefflich; während des Monsun werden die Menschen rund, weil Milch im Ueberfluß vorhanden ist und sehr reichlich getrunken wird. Jene von der Kuh wird der Ziegenmilch vorgezogen, während der Araber Schafmilch am liebsteu genießt; die erstere trinkt man süß und frisch, die beiden anderen Arten werden geschlagen, Kameelmilch wird etwas angesäuert. Dieser schreibt man in den Städten Arzneiwirkung zu; der Beduine sagt: wer von Kameelmilch lebt und dazu vier und zwanzig Tage nur Kameelfleisch genießt, wird so stark wie das Thier selbst. Die Milch von diesem Thiere hat allerdings nicht so viel „Körper“ als andere, aber die von frischmelkenden Stuten schmeckt ganz herrlich, jene von altmelkenden höchst widerwärtig. Die Somal nennen den Rahm L a b e n, genießen ihn aber nicht besonders. Büffel haben sie nicht; der Gedanke an Roßmilch macht sie schaudern.

Die Lebensweise ist sehr einförmig. Die Isa ruhen eigentlich nur von elf Uhr Abends bis gegen Tagesanbruch, und schlafen nie in einem Gebüsch, weil sie den Ueberfall einer feindlichen Partei fürchten. Nur wenige beginnen, was doch der Muselmann thun muß, den Tag mit Gebet, sondern gehen gleich ans Zählen und Melken des Viehs. Jedes Thier wird bei Namen gerufen und hört auf denselben. Nach dem Melken wird das Vieh von Männern mit dem Speer, von Frauen mit einem Stecken zur Weide

getrieben, von Weibern und Kindern, welche spinnen oder Seile drehen, gehütet; im Kraal bleiben nur die ganz kleinen Kinder, die Alten und Kranken zurück. Dem Schach, dem Schantarah und anderen Spielen sind die Isa leidenschaftlich ergeben, sie zeichnen sich ein Schachbrett in den Sand, statt der Figuren dienen ihnen Stückchen Holz oder Kameeldünger. Die Heerden hören auf den Pfiff; der Hirt bläst auf dem Formio, einer Rohrpfeife, die in Härrär verfertigt wird; sie hat einen angenehmen klagenden Ton und ist bei den Abyssiniern, Gallas, Adail, Isa und Gudabirsi gemein, während sie bei den nördlichen Somal nicht vorkommt. Abends wird alles Vieh nach dem Kraal zurückgetrieben, noch einmal gezählt und, nachdem es gemolken worden, vorsichtig eingezäunt. Die Milch der Kameele wird getrunken, jene der Kühe und Ziegen zum Buttern oder zur Verfertigung flüssiger Butter aufbewahrt. So ist das Leben Tag für Tag, wenn nicht eine Geburt oder eine Hochzeit, ein Tanz oder ein Raubzug, Krankheit oder Mord etwas Abwechselung hineinbringen. Der Tod erfolgt bei den Männern gewöhnlich durch den Speer des Feindes; der Beduine ist langlebend, und ich habe Männer von achtzig und neunzig Jahren gesehen, die noch geistig und leiblich in recht gutem Zustande waren. —

Die Strandebene, die erste Zone, lag nun hinter mir; ich war in den Bergen, welche ich mit den indischen Ghats vergleichen möchte. Sie bilden gleichsam die Vorschwelle der äthiopischen Hochlande, welche bei Tadschurra beginnt, im Halbkreis sich um die Bay von Zeyla erstreckt und bei Berbera sich an die Bergkette schließt, welche die Somaliküste einsäumt. In diesem Gebirge haben in geschichtlicher Zeit drei verschiedene Racen gewohnt: die Gallas, die alten Moslems von Adel und die Somal. Die Kette führt keinen besondern Namen; jeder Hügel oder Berg, jede Schlucht hat ihren besondern Namen, z. B. Borad, der weiße Hügel, Libalay, der Löwenberg.

Der Anblick dieser ostafrikanischen Ghats ist sehr malerisch. Ueber einer Unterlage von glimmerhaltigem, mit Porphyradern und Quarz durchzogenem Granit liegen Sandstein- und Kalksteinschichten, hier braun, dort gelb oder grau, manchmal von dem heftigen Mussonregen aller Dammerde entkleidet. Die Höhen sind meist abgerundete Kegel und stehen durch Ketten oder Einsattelungen im Zusammenhang; verschiedene Akazienarten haben graugrüne Blätter,

und manche Strecken haben Aehnlichkeit mit Oelbaumhügeln in der Provence. In der kalten Jahreszeit sind sie nackt und die Nomaden wandern deshalb in die Ebene hinab, aber der Monsun ruft üppigen Graswuchs hervor, und dann kommen die Kraals zurück. Sehr kennzeichnend für diese Region sind die Schluchten und Klüfte. Ihre Abfälle sind oft vollkommen senkrecht, gleich riesigen Mauern; die Breite beträgt an manchen Stellen von einhundert Schritten bis zu einer halben Meile; in manchen steigen Felsen gerade empor, die an ihrer Grundlage unterhöhlt sind, und oft zieht sich ein breiter Streifen weißen Sandes zwischen grünen Rändern dahin, ein für das Auge sehr erquickender Anblick. Der Jujubenbaum tritt hier schon in afrikanischer Ueppigkeit des Wuchses auf, und bunte Vögel spielten in den Zweigen. Ich bemerkte eine langschwänzige Art Elster, Gobiyan oder Fät genannt, braun, weißgefleckt und mit einem Kamme; sie ist sehr scheu; ich sah ferner braunrothe Ringtauben, Honigvögel, Wachteln, gelbe Finken, muntere Sperlinge, Kolibris mit Metallglanz und den weißäugigen Kuhvogel, welchen die Somal Schimbir Load nennen. Einen besondern Schmuck dieser Thäler bildet die Schlingpflanze Armo mit fleischigen blaßgrünen oder rothen Blättern und purpurfarbigen Beeren, welche von den Kindern gegessen werden. Die Blätter behalten auch in der heißen Jahreszeit ihren Saft, den man aber kochen muß, bevor er genossen werden kann. Die Cactusarten waren sehr reichlich vertreten und manche haben eine Höhe von dreißig bis zu fünfunddreißig Fuß.

Gegen Morgen waren wir vom Thau völlig durchnäßt, stiegen bei Südostwind den Wady Darkaynlai hinan und kamen an einen Steinhaufen, auf den jeder von uns gleichfalls einen Stein warf. Das geschah aus religiösen Rücksichten; der Abban meinte, die Auliya oder heiligen Männer hätten einst dort gesessen; das Ende der Zeit bemerkte jedoch, und wahrscheinlich hatte er recht, es handele sich um einen abergläubigen Brauch aus der Gallazeit; vielleicht habe hier ein Götzenbild gestanden.

Die weiße Ameise heißt bei den Somal Abor; die Hügel, welche sie bauet, nennt man Dundumo, und diese bilden in jenen Theilen Afrikas ein charakteristisches Merkmal. Weit und breit gleicht die Gegend einem türkischen Friedhofe oder einer Stadt in Trümmern. An manchen Stellen sind die Hügel abgestumpft und sehen aus wie Bienenkörbe, an anderen liegen sie dicht beisammen, so daß sie gleichsam einen Hallengang bilden. Viele sind von Bäumen über-

schattet und mit Schlingpflanzen überzogen; man könnte sie als Waldaltäre bezeichnen. Die meisten haben eine kegelförmige Gestalt und sind vier bis zwölf Fuß hoch; übrigens kann man sie nach Hunderten zählen, und die Somal sagen, die Insekten verließen ihre Wohnung, sobald sie trocken geworden sei, um dann eine neue zu bauen. Alte Gebäude haben durch Wind und Regen sehr gelitten und bilden spitz zulaufende Säulen; viele sind durch Ratten und Erdeichhörnchen unterhöhlt. Der feine gelbe Schlamm ist durch die Absonderungen, mit welchen die Ameise ihn zusammenkittet, sehr hart geworden. Ich sah diese Hügel zuerst im Wady Darnkaynlay; nach dem Innern hin werden sie immer größer.

Bis acht Uhr Morgens verfolgten wir das trockene Flußbett in südlicher Richtung, dann verließen wir es; die Führer zitterten vor den Gudabirsi und vor Kälte und Hunger. Ein Mann, Ali, genannt Doso, weil er wo möglich stets aß, trank und am Feuer stand, wollte uns verlassen; wir ließen ihn aber nicht fort, weil er schon eine Tobe bekommen hatte. Unter einem Baume, in der Nähe eines verlassenen Kraals, machten wir Halt. Einer von unseren Beduinen ritt aus, um Wasser zu holen und vielleicht Erkundigungen einzuziehen. Die Somalibeduinen sind überhaupt sehr neugierig; in manchen Gegenden läuft die ganze Dorfgemeinde hinter einem Reisenden her, welchen die Sitte gewissermaßen verpflichtet, vor dem Kraal seinen Speer in die Erde zu stecken, zu fragen und zu antworten. Neuigkeiten verbreiten sich ungemein rasch; unter den wilden Gudabirsi war der Krieg gegen Rußland ein willkommener Stoff zur Unterhaltung, und in Härrär vernahm ich, daß vor wenigen Wochen ein Sturm im Hafen von Bombay großen Schaden angerichtet habe.

Der Beduine kam zurück; Wasser brachte er freilich nicht, dafür aber desto mehr Neuigkeiten. Bei dieser Gelegenheit will ich schildern, wie es bei einem Somalipalaver, einer amtlichen Unterredung, hergeht.

Der Bote steigt langsam vom Maulthier herab, tritt mitten unter die Menge, bleibt dann stehen, schlägt die Beine übereinander, und hält in jeder Hand einen Speer. An diesem läßt er die Hände und seine ganze Gestalt hinabgleiten, kauert nieder, mustert die Anwesenden, speiet einige Male aus, legt die Waffen vor sich hin und nimmt einen Stecken. Mit diesem zieht er Streifen

in den Sand, löscht sie aber sogleich wieder aus, weil Unglück erfolgen würde, wenn er es nicht thäte.

Die Versammlung hockt in einem Halbkreise und macht ernste Mienen; jeder hat seinen Speer vor sich hin gepflanzt, hält den Schild so, daß nur das Gesicht über denselben hinausblickt, und die Augen bleiben auf den Redner gerichtet. Zu diesem spricht nun der Häuptling des Kraals:

Was bringst Du Neues?

Der Gefragte könnte einfach erwiedern, daß er einen Brunnen gefunden habe, der Brauch will es aber anders; er muß in alle möglichen Einzelnheiten eingehen, den Ton heben und senken, auch in Zwischenräumen heftig auf die Erde klopfen. Das Gespräch spinnt sich in folgender Weise fort.

Das sind gute Nachrichten, wenn es Allah gefällt.

Wa Sidda! Jawohl! — Diese Worte spricht die ganze Versammlung im Tone einer Litanei.

Ich stieg heute früh auf mein Maulthier. — Ja.

Dann machte ich mich auf den Weg. — Ja.

Nach jener Seite hin. (Sie wird mit dem Finger angedeutet.) — Ja.

Dorthin bin ich geritten. — Ja.

Ich kam an einem Gehölz vorüber. — Ja.

Nachher ritt ich über den Sand. — Ja.

Ich fürchtete mich gar nicht. — Ja.

Spuren von Thieren habe ich gesehen. — O, o, oh! — Auf diese hochwichtige Mittheilung folgt eine längere Pause, dann geht es weiter:

Sie waren noch ganz frisch. — Ja.

Ich sah auch Fußstapfen von Frauen. — Ja.

Aber Spuren von Kameelen sah ich nicht. — Ja.

Endlich sah ich Pfähle. — Ja.

Steine. — Ja.

Wasser. — Ja.

Einen Brunnen. — Ja.

In dieser Weise fährt der Redner wohl eine Stunde lang fort, und erwähnt auch der geringfügigsten Umstände. Er will den Zuhörern die Hauptsache unter allen möglichen Gesichtspunkten darstellen, damit sie Alles erwägen und übersehen können, um dann einen reiflichen Entschluß zu fassen.

Um drei Uhr Nachmittags kamen wir in eine Schlucht, wo Brunnen sind. Badende Knaben wuschen darin ihre Toben. Vieh und Menschen waren sehr durstig, und wir hatten zur Linderung der Qual schon seit mancher Stunde Kieselsteinchen in den Mund genommen. Ich fand drei in den Sand gehöhlte Löcher. Das eine war trocken, das zweite enthielt Schlamm und in dem dritten war in einer Tiefe von etwa fünfundzwanzig Fuß süßes Wasser vorhanden. Ein Knabe stellte sich unten hin, schöpfte, reichte den Eimer drei oder vier anderen zu, und so kam es zu Tage. Es wurde in einen aus Kuhhaut verfertigten Trog geschüttet. So löschten wir unsern Durst, zogen weiter, an großen Aloëpflanzen vorüber, die hübsch aussahen, aber ungemein große Stacheln hatten. Auch hier fand ich Ameisenhügel in großer Menge, bald aber gewann die Gegend ein anderes Ansehen; die kegelförmigen Berge der untern Gegend verschwanden, und ich sah nun breite Becken und lange sanfte Abfälle.

Gegen Sonnenuntergang klagte der lange Guled bitter über den rauhen Wüstenwind, der von den Hügeln herab wehete. Wir kamen in der Nähe einiger Kraals vorüber, hörten Hundegebell und das Blöken der Heerden, die man heimtrieb. Raghe, der nun unser Schützling geworden war, wollte sich weder in ein Dorf wagen, noch im Freien schlafen, weil er sich vor Löwen fürchtete. Auf seinen Rath machten wir in einem Hohlkessel Rast und schlugen eben unsere Zelte auf, als sich einige Gudabirsi einfanden, die unsern Abban festnehmen wollten, weil er ihnen eine Kuh schuldig sei. Ich entgegnete: der Abban stehe unter meinen Sandalen, und als sie unverschämter wurden, feuerte ich ein Pistol ab. Von da an waren sie kriechend wie Hunde. Ein munteres Feuer, warmes Abendessen und lustige Erzählungen entschädigten uns für den mühevollen Tag; am Himmel zogen Wolken auf, die Kälte wurde schwächer und wir hatten nur wenig Thau.

Am Morgen des siebenten Decembers zogen wir einen rauhen Pfad hinan; nachdem wir zwei Meilen zurückgelegt, wollten die Kameele nicht weiter und ich mußte wider Willen an einer Stelle Halt machen, die Dschigaf heißt. Sie ist ein Thalbecken unterhalb des schlammigen Wady (Wady Dobo). An den Hügeln weideten Schafe, und die Geier deuteten an, daß Wohnungen in der Nähe seien. Bald fanden sich Gudabirsi ein, zumeist Loaschira, das

heißt Rinderhirten (von Low, eine Kuh); ein Mann, der Kameele treibt, heißt Gelschira. Diese Rinderhirten trugen, nach dortigem Brauch, ihre Tobe wie eine Schärpe über der Schulter. Ich hatte trotz dringender Einladungen, keine Zeit, ihr Dorf zu besuchen; für jeden Löwen, den wir auf dem Libahlayberg erlegen würden, versprachen sie uns eine Kuh. Die Frauen brachten Schafe, Milch und Ziegen, verlangten aber, weil Gras gerade selten war, für Alles übertrieben hohe Preise, zum Beispiel für ein Lamm achtzehn Ellen Zeug. Hier sah ich zum ersten Male eine wirklich hübsche Somalifrau. Der hübschgestaltete Kopf saß anmuthig auf dem langen Halse; Haar, Stirn und Nase waren untadelhaft, das dunkle Auge sprechend und der Anflug von afrikanischer Lippenbildung gab dem Gesicht einen Ausdruck von unbefangener Gutmüthigkeit. Die Hautfarbe war ein warmes, reiches Nußbraun, jede Bewegung ungezwungen und doch zierlich. Die Bekleidung freilich erschien dürftig genug; der Busen war mangelhaft mit einem Tuche bedeckt, und ein Rock aus Thierfell verhüllte die Glieder nur wenig. Sie trug ein Armband und Zinnohrringe, ein Halsband von Glaskorallen und einige Talismane in Ledertäschchen. Ich schenkte ihr etwas Zeug, Tabak und Salz; ihr Mann stand dabei, zeigte aber weder Verdruß noch Eifersucht über die Auszeichnung, welche ich seiner Schönen angedeihen ließ. Sie bewies sich dankbar, indem sie Milch brachte und sich beim Aufladen nützlich machte. Abends miethete ich drei frische Kameele, welche einen Theil des Gepäckes bis auf den Berg bringen sollten. Das Ende der Zeit drang in mich, einen Schuß abzufeuern, damit die Löwen erschreckt würden.

Wir mußten am andern Morgen einen sehr beschwerlichen und gewundenen Weg machen, durch Büsche und Dornbäume und über dicke Steine. An zwei Steinhaufen gingen wir nicht vorüber, ohne auch unsererseits einige Kiesel auf dieselben geworfen zu haben. Endlich kam ich nun auf die Hochebene über den Hügeln, und befand mich somit in der zweiten Zone von Ost-Afrika. Die Ebene lag hinter mir, aber mit Nebel überzogen. Die Hochebene vor mir dehnte sich als wellenförmiges Gelände weithin aus und stieg nach Westen hin sanft an; der Boden war braun und nur spärlich mit Grün bedeckt; in jeder Vertiefung war ein „steinerner Wasserlauf“, mit der Richtung von Südwest nach Nordost. Alte muselmännische Gräber bezeugen, daß diese Gegend einst dichter bevölkert war als jetzt.

Unter den Pflanzen ist der Waba besonders bemerkenswerth, weil dieser Baum das Wabayo liefert, jenes Gift, mit welchem die Waffen vergiftet werden. Er hat Aehnlichkeit mit dem Lorbeerbaume, immergrüne Blätter und wird etwa zwanzig Fuß hoch. Am liebsten wächst er an Hügelabhängen und Flußufern in kleinen Gruppen beisammen, und sein Laub nimmt sich neben jenem der Akazien sehr dunkel aus. Das dornlose Blatt wird vom Vieh nur in äußerster Hungersnoth angerührt, die Blumen bilden röthlich weiße Büschel, die Beeren sind eßbar; die Rinde ist dünn, das gelbe Holz sehr fest, zäh und hart. Die Wurzel ähnelt dem Süßholz; sie wird zerrieben und liefert durch Zubereitung ein Gift, das in Substanz und Farbe dem Peche gleicht. Diese Wurzel wird in Wasser gekocht, bis sie eine dicke Brühe bildet, in diese taucht man den Pfeil. Jedenfalls ist dieses Gift höchst gefährlich; ein Schaf, welchem man etwas davon in einen Schnitt am Ohre geträufelt hatte, starb schon nach zwei Stunden.

Um Mittag hatten wir das Grab des Kafir erreicht, ein auf jeder Seite etwa dreihundert Schritte lang mit rothen Steinen umfriedigtes Viereck. Dort ist die vierte Station auf dem geraden Wege von Zeyla nach Härrär. Ich hatte zehn Tage vergeuden müssen, und jetzt war das Gras so spärlich, daß mir für unsere Thiere bange wurde. Die Kameele konnten kaum noch gehen, und die Maulthiere waren gedrückt.

Hier wollen wir Einiges über die Eintheilung der Jahreszeiten bei den Somal einschalten. Gugi (Monsun, von Gug, Regen) beginnt im April, hält vier und vierzig Tage heftig an und verliert sich im August. In dieser Zeit sind manche Wege gangbar, die man während der Dürre nicht wählen darf. Das Land wird barwako (die Araber sagen racha, ein Land des Ueberflusses), denn Wasser und Futter sind reichlich vorhanden, die Wärme ist gemäßigt, und Regenschauer erquicken den Reisenden. — Haga, die heiße Jahreszeit nach dem Monsun, entspricht unserm Herbst. Der Fora, ein heftiger, staubiger Wüstenwind, ist dann sehr lästig, wenn nicht ein Regen, Karan, fällt. — Daïr, Anbeginn der kalten Jahreszeit; die Schifffahrt beginnt. Der Regen, welcher dann fällt, heißt Dairti oder Hais; er kommt mit einem Westsüdwestwinde von den Gebirgen um Härrär. — Dschilal, die trockene Zeit von December bis April. Dann wird das Land abar (arabisch Dschahr), der Mangel herrscht; die Nomaden ziehen

in die Ebene hinab und suchen dort Weide auf. Einige rechnen noch eine fünfte Jahreszeit, Kalil, die Periode der Hitze zwischen dem Dschilal und dem Monsun.

Mittags rasteten wir unter einer Sycomore. Dieser Baum wird vielfach zwischen Abyssinien und dem rothen Meer gefunden, und steht bei den Gallas in großer Verehrung. Sie pflanzen ihn auf das Grab ihrer Priester, und er erinnert in dieser Beziehung an die Fetischbäume im westlichen Afrika. Jener, wo ich ausruhete, heißt nach einem Gallahäuptling Halimala, und so wird nach ihm auch die Umgegend genannt. Dieser Baum, ein wahrer Patriarch, ist halbverfallen; neben ihm fand ich große Aeste, die man aus Ehrfurcht liegen läßt. Im Doppelstamme sind tiefe Zeichen eingeschnitten, die aus vergangenen Jahrhunderten herrühren; er ist hohl geworden und ein halb Dutzend Menschen können recht bequem in ihm stehen. Die Somal sagten, an diesem heiligen Baume hätten die Heiden gebetet. Jetzt treffen dort häufig die nördlichen Isa mit den Schibril Abokr, einer Sippe der Habr Awal, zusammen, und der Reisende geht mit Zittern und Zagen vorüber.

An jener Stelle befand ich mich 3350 Fuß über der Meeresfläche; der Baum gab kühlen Schatten, das Klima gemahnte mich an süditalienisches Winterwetter, und das Hämmern eines Spechtes erinnerte mich an die nordische Heimath. Nachmittags drängte der Abban zur Weiterreise, aber ich wollte bleiben. Meine Gesundheit hatte durch das schlechte Wasser an der Küste gelitten, und die Kameele waren entsetzlich abgemüdet. Ich schickte die gemietheten Thiere zurück, schaffte meine Sachen in einen verlassenen Kraal und ließ ein Feuer anzünden. Das war den Beduinen höchst angenehm. Sie klapperten vor Kälte, räucherten aber nun ihr Gesicht ein, wärmten sich Hände und Rücken, und brannten sich das Haar vom Leibe. Das Ende der Zeit war in übler Laune, und murmelte ein arabisches Sprüchwort vor sich hin: „Allah segnet unbehaarte Männer und behaarte Frauen nicht.“

Am 8. December zogen wir langsam im Halimalathale aufwärts, und ich fand mit Ausnahme der Sycomore und der Asclepias nur dornige Bäume. Der Gub oder Jujubenbaum wächst sehr üppig im Dickicht; mit dem brennenden Holze desselben räuchern die Frauen das Haar. Der Kedi ist über und über mit Dornen bespickt und gleicht einem Stachelschwein; aus seinem Holz

machen die Beduinen Beilgriffe. Der Abol hat eßbares Gummi; die Galolakazie hat eine Rinde, mit welcher man roth färbt; der Dorn kommt aus einem Knollen, der anfangs weich ist und von den Somal genossen wird; späterhin wird er hart wie eine Nuß.

Am kleinen Abaso, einem Wady mit hohen Lehmufern und viel Steingeröll, bemerkte ich mehrere Gudabirsigräber; es sind Steinhaufen mit Dornen umgeben und von einer Einfriedigung umschlossen, die aus losen übereinander gelegten Steinen besteht. Neue Gräber erkennt man daran, daß noch die Milcheimer an einer Stange hängen; auf einem Baume hängt die Matte, auf welcher der Todte zu Grabe getragen wurde; auch sieht man immer geschwärzte Steine, auf den das Essen für den Todtenschmaus gekocht wurde. Zwei Stunden später war ich am großen Abaso, der wohl hundert Schritte breit und mit Grün gleichsam eingesäumt ist; im Flußbette liefen viele Gurnukantilopen. Dieses Abasothal war die lieblichste Gegend, welche ich bis jetzt in Afrika gesehen hatte. Ich bemerkte Spuren von Löwen, welche von Jägern verfolgt worden waren, und sah im Sande Windungen von Schlangen, manchmal von etwa fünf Zoll im Durchmesser. Gegen Abend wollten meine Leute blinkende Speere bemerkt haben, ich legte aber keinen Werth darauf; unrecht hatten sie jedoch nicht gehabt. Ein Schäfer schwur bei einem Steine, daß er für den Tabak, welchen ich ihm gab, Milch bringen wolle. Ein Schwur auf den Stein ist bei den Isa und Gudabirsi heiliger als irgend ein anderer. Der Richter läßt den Angeklagten an einen Stein treten und sagt: Tabo! Fühle ihn an! Wer sich schuldig weiß, wird das nicht wagen. Manchmal nimmt ein Somal einen Stein auf, spricht Dagaha, d. h. dies ist ein Stein, und dann darf man ihm getrost glauben.

Wir übernachteten in einem verlassenen Kraal, und am andern Morgen, es war Sonnabend, am neunten December, ritt ich mit Rirad und dem Ende der Zeit nach Ruinen, welche eine Stunde seitab lagen. Sie werden Darbiyah Kola, Kolas Burg, nach einer alten Gallakönigin genannt. Diese Stadt soll mit einer andern in der Nähe, Aububah, lange Zeit in Krieg gestanden haben, und dadurch gingen beide zu Grunde. Das geschah, den Angaben der Gudabirsi zufolge, vor etwa dreihundert Jahren, als Väter der letzteren noch um Bulhar an der Küste wohnten. Weit und breit liegen Trümmer von Häusern, die Brunnen sind ver-

schüttet; der ehemalige Palast bestand nur noch aus Stein und Lehm, die Moschee war ohne Dach; zwölf viereckige Pfeiler stehen noch, auch erkannte ich die Gebetnische. Aber die Stimme des Muezzin ist verklungen, Alles war still wie das Grab. Nur Ruinen und wieder Ruinen!

Von einem Hügel, Waneuli genannt, hatte ich einen erfreulichen Anblick. Vor mir lag eine weite mit Gras bedeckte Ebene auf welcher ich, zum ersten Mal in Afrika, Pferde frei auf der Weide sah. Etwas weiter hin breitet sich das Aytondathal aus, und jenseit desselben der Wady Harawwah, eine lange dunkle Schlucht, welche als tiefer Einschnitt die Ebene durchzieht. Im Hintergrunde sah ich die Umrisse blauer Hügel, die zweite Stufe der Gebirgslinie von Härrär; am westlichen Horizont lief ein goldener Streif hin. Das war die Märrärprairie und ich sah nun schon ein Ende meiner Wanderung ab.

Um Mittag erreichten wir einen Kraal, aus welchem die Gudabirsi erst vor wenigen Stunden mit ihrem Vieh abgezogen waren. Als ich ein Pistol abgefeuert hatte, kamen einige alte Leute zum Vorschein und begrüßten das Ende der Zeit als einen alten Bekannten und willkommenen Gast. Bald erschienen auch einige Reiter und fragten, ob wir die Karawane seien, welche am Abend vorher mit Kameelen den Wady hinaufgezogen seien. Als wir das bejahten, lachten sie und erzählten, zwölf Reiter seien uns gefolgt, um einen Scheinangriff zn machen. Das ist eine Lieblingsbelustigung der Beduinen, aber der bedenkliche Scherz nimmt manchmal eine ernsthafte Wendung. Einst hatten arabische Kaufleute, die keinen Spaß verstanden, zwei solcher Somalibeduinen niedergeschossen; der Stamm der letzteren war indessen verständig genug, die Fremden unbehelligt zu lassen; sie mußten nur einige Ellen Tuch für die Familien der Erschossenen geben.

Der Rer oder Kraal (die Araber sagen Kariyah) im Somalilande besteht aus zerstreut umher liegenden Hütten, die man am liebsten auf Ebenen bauet, wo nicht viele Dornen sind, Raubthiere nicht allzuhäufig vorkommen und nicht leicht ein Ueberfall zu besorgen steht. Ein Dorf im Hügellande wird mit einem starken Zaun umfriedigt, der nach Umständen auch wohl verdoppelt und verdreifacht wird. Trotzdem bricht der Löwe manchmal hindurch, und der Leopard springt gar mit der Beute im Rachen darüber hinweg. Dieser dornige Verhau hat gewöhnlich vier Ein-

gänge, die Nachts mit Dornenreisig versperrt werden. Der innere Raum ist durch kleinere Hecken in Ringe abgetheilt, innerhalb deren das Vieh übernachtet; die Kameele werden gewöhnlich in der Mitte des Kraals verwahrt, Pferde dicht bei der Hütte des Besitzers angebunden. Die Gurgi oder Wigwams sind halbrunde Hütten, etwa wie Bienenkörbe, fünf Fuß hoch und von nur sechs Fuß Durchmesser und in den heißen Gegenden oft noch kleiner, während sie im kühlern Oberlande beträchtlich größer gebaut werden. Das Fachwerk besteht aus Digo, gebogenen Stäben, welche man im Feuer härtet. Man steckt sie in die Erde, bindet sie mit Stricken zusammen und deckt Matten darüber; während der Regenzeit wird dann dieses leichte Dach durch Kuhhäute verstärkt und dicht gemacht. Der Hausrath ist gleichfalls sehr einfach. Drei Steine und ein Loch bilden den Heerd, neben welchem Kinder, Zicklein und Lämmer schlafen; ein Rauchfang ist nicht vorhanden. Die Rindshäute, welche das Lager bilden, werden, nebst Waffen und anderen Sachen, am Tage aufgehängt, damit Ratten und Ameisen sie nicht zernagen. Die Flaschen aus Korbgeflecht sind recht hübsch mit Glasperlen, Kaurimuscheln und gefärbtem Leder verziert. Töpferei kennen die Beduinen nicht; Wassergefäße flechten sie aus Wurzelfasern, welche vermittelst gepulverter Baumrinde oder eines Euphorbiensaftes wasserdicht gemacht werden. Man hat verschiedene Arten von Wasserbehältern.

Solch ein Kraal ist leicht geräumt; die Hütten und die Geräthschaften werden auf Kameele geladen, und die Hecken manchmal in Brand gesteckt, um den Platz zu reinigen oder die Feinde irre zu leiten. Man sieht im Lande viele solcher Aschenkreise, und der Reisende wählt dergleichen Stellen gern zu Lagerplätzen. Im Kraal wimmelt es von Ungeziefer, und die Fliegen sind namentlich dort, wo Kühe gehalten werden, eine fürchterliche Plage.

Am 10. December blieb ich liegen; durch das schlechte Wasser, eine Mittagshitze von 107° und eine Morgenkühle von 51° F. war meine Gesundheit angegriffen. Ich war den ganzen Tag über von Gudabirsi umlagert, die mich alle sehen wollten; sie brachten Milch und flüssige Butter, Fleisch und Wasser; die Mädchen waren keineswegs schüchtern; einige Männer behaupteten, sie erinnerten sich meiner Person noch aus Berbera her. Dies Ausruhen that mir wohl, und am andern Tage konnte ich meinen Ausflug nach den Ruinen von Aububah machen. Dort ist Scheich Abubah unter

einer Kuppel begraben, die aber verfallen ist, gleich der Moschee, die längst kein Dach mehr hat. In der Nähe liegt das Schlachtfeld, auf welchem die Bewohner von Aububah mit jenen von Darbiyah Kola kämpften. Eine zweite Moschee hatte zwar auch kein Dach mehr, war aber nicht so sehr im Verfall wie die eben erwähnte. Die große Begräbnißstätte war sicherlich nicht mohammedanischen Ursprungs, denn lange Reihen von Steinen zeigten nach Westen, und ein Grab war mit einer Lage harten Mörtels überdeckt; an dem Rande wollten meine Begleiter magische Zeichen sehen. In den benachbarten Hügeln liegt noch eine Trümmerstadt, Ahanmed; diese habe ich nicht besucht. Alle jene Ortschaften waren Niederlassungen der Gallas.

Als ich bei der Lagerstelle wieder eintraf, fand ich, daß unsere Gudabirsi meiner Aufforderung Folge geleistet hatten. Die sechs Söhne eines wohlbekannten Häuptlings, des weißen Ali Addah, traten auf mich zu und reichten mir die Hand der Freundschaft. Sie hatten drei verschiedene Mütter, und hießen Beuh, Iga, Chayri, Nur, Ismail und Yunis. Mit Ausnahme des erstern, der etwa vierzig Jahre alt war und wenig einnehmende Gesichtszüge hatte, erschienen mir die übrigen Brüder als gut aussehende Bursche, mit hellbrauner Haut, regelmäßigem Antlitz und hübscher Gestalt. Auf meine Einladung traten sie in die Hütte, wollten aber nichts genießen, denn sie seien nicht des Essens wegen gekommen. Hadschi Scharmarkays Empfehlungsschreiben wurde zu ihrem größten Vergnügen laut vorgelesen, und auf ihr Ersuchen mußte ich es ihnen dann noch zweimal zu hören geben. Nun entließ ich meine beiden bisherigen Abbans, Raghe und Nirasch, beschenkte sie, und schrieb an den Hadschi über beide Männer einen Brief, in welchem ich sie wegen ihrer Aufführung belobte. Einige Bürger aus Zeyla, welche von einer Handelsreise aus dem Innern als Karawane heimkehrten, übernahmen die Besorgung.

Vor dem Abschied der Abbans wurde ein homerisches Gastmahl veranstaltet. Man schlachtete ein Schaf, und warf es in einen großen Kessel; nach einer Stunde war es verzehrt, und man trank viel Milch. Sie führten das Fleisch mit der linken Hand zum Munde, hielten es mit den Zähnen und schnitten hart an den Lippen die Stücken mit dem Dolch ab. Das wäre gefährlich, wenn sie längere Nasen und weniger vorstehende Lippen hätten.

Von Ali Addahs Söhnen waren zwei meine Führer. Als wir am 12. December aufbrachen, konnte ich sie nicht bewegen, ihre Rosse zu besteigen, denn sie wollten in einer Jahreszeit, wo das Gras trocken und überhaupt nur spärlich ist, ihre werthvollen Thiere nicht ermüden. Das Pferd hat im Somalilande seine arabische Benennung, Faras, behalten, während andere Thiere einheimische Namen haben. Daraus darf man folgern, daß die Somal, gleich den früheren Besitzern ihres Landes, den Gallas, ursprünglich keine Reiterei gehabt haben. Die Gudabirsi haben erst in der neuern Zeit das Reiten gelernt und ihre Pferde von den Habr Gerhadschi's und Habr Awal gekauft.

Die Pferde meiner Führer waren kaum dreizehn Fuß hoch. Kopf und Augen sind hübsch, die Ohren klein, auch die Gestalt läßt sich nicht tadeln, aber man sieht gleich, daß das ursprünglich arabische Blut in dem neuen Klima ausgeartet ist. Die Pferde sind sanft, gelehrig und, wie alle anderen Thiere in jener Gegend, scheu; sie haben einen sichern Tritt, weil sie oft bergan klimmen müssen, und das edle Blut zeigt sich, wenn es darauf ankommt, Beschwerden zu ertragen. Ein Gudabirsi wird sich nicht leicht dazu verstehen, ein Pferd zu verkaufen, weil es ihm den unberittenen Nachbarstämmen, nämlich den Isa und Girhi gegenüber, von großem Werth ist. Trotzdem hat ein Dorf gewöhnlich nur sechs bis acht Pferde, und das Stück wird auf den Werth von zehn Kühen oder zwanzig Toben geschätzt. Nach europäischem Gelde kostet die Kuh sechs Schillinge, also zwei deutsche Thaler. Der Somalibeduine behandelt das Thier gut, wenn es steht, aber sehr schlecht und grausam, wenn er im Sattel sitzt. Bis zum fünften Jahre bleibt es ganz stattlich, nachher geht alles Schöne dahin, fast alle haben dann den Spath und sind verstaucht. Bei den Wettrennen geht es hitzig her, bei festlichen Gelegenheiten hat man Reiterspiele; der Sattel wird mit einem Schaffelle bedeckt, der Steigbügel ist so eng, daß nur die große Zehe hineinpaßt.

Um acht Uhr Morgens ritt ich mit den beiden Söhnen Alis und dem Ende der Zeit voraus, und ließ die Kameele unter der Obhut meiner übrigen Gefährten zurück. Bald hatten wir von einer Hügelkette herab eine weite Aussicht. Hinter mir lagen die Wanaulihügel, zur Linken viele Kegelberge, die für unersteiglich ausgegeben werden, wahrscheinlich weil Niemand sich die Mühe des Erklimmens geben will. Nach Nordwesten hin zeigte man mir

einige Gipfel, die im Lande der Isa liegen. Vor mir dehnte sich das Harawwahthal hin, hinter welchem die dunkeln Hügel von Härrär emporstiegen. Das Thal ist etwa fünfzehn Meilen, also etwa acht Wegstunden, breit und zieht sich von Südwest nach Nordost zwischen dem Hochlande der Girhi und der wellenförmigen Ebene der Gudabirsi bis zum Lande der Dankali. Einst gehörte es den Girhi, welchen es vor etwa zwölf Jahren von den Gudabirsi abgenommen worden ist. Dabei erbeuteten diese dreißig Kühe, vierzig Kameele und einig hundert Stück Ziegen und Schafe.

Zahlreiche Heerden weideten unter der Obhut speerbewaffneter Hirten im Busch, und wir waren nun bei dem Kraal, in welchem Alis Söhne lagerten; er liegt am Abhange der Hügel, welche nach Norden hin das Thal begrenzen. Wir rasteten unter einem Baume; die Beduinen brachten Milch, Butter, Honig und getrocknetes Fleisch. Ich ging nachher auf die Jagd und sah viele Antilopen, Erdeichhörnchen und viele Vögel. Unter diesen ist ein schöner großer Adler, Abodi oder Bakiyyah, bemerkenswerth. Er hat ein schwarzes und karmoisinrothes Gefieder und silbergeränderte Schwungfedern. An ihn knüpft sich allerlei Aberglaube; ein von ihm berührtes Kind muß bald sterben, wenn man nicht den Talisman Hadschar Abodi anwendet, nämlich einen Stein, den man im Leibe dieses Adlers findet.

Im Kraal ließ ich mich mit den Leuten in allerlei Gespräche ein. Sie rühmten sich, daß sie alle Hiebe und Stöße gewandt mit ihren Schilden auffangen könnten, und hatten vom Pariren mit der Angriffswaffe selbst gar keine Vorstellung. Ich nahm einen Stock, veranlaßte einen Beduinen das Gleiche zu thun und nach Herzenslust auf mich loszuschlagen. Das geschah denn auch, aber ich fing alle Hiebe auf und versetzte ihm zuletzt einen derben Streich auf einen sehr fleischigen Körpertheil. Allgemeines Gelächter folgte.

Man hatte mir ein Gurgi eingeräumt und behandelte mich sehr aufmerksam. Am nächsten Morgen wollte ich in aller Frühe abreisen; meine Karawane war erst spät nach Einbruch der Dunkelheit eingetroffen. Ich erinnerte Beuh und dessen Bruder an das Versprechen des Hadschi Scharmarkay, demzufolge sie mir das erforderliche Geleit bis zum Dorfe des Gerad Adan geben sollten. Darauf wurde bemerkt, daß man mir gern willfährig sein wolle, zuvor müsse jedoch mit Mudeh berathschlagt werden, dem ältesten Bruder, dessen Ankunft man jeden Augenblick erwarte. Bald war



Der Hammal.

er zur Stelle und nun besprachen sich die Brüder volle vier Stunden lang mit einander, ehe sie zu einem festen Entschlusse kamen. Sie sagten mir, kein Mitglied ihrer Familie dürfe sich auf das Gebiet des Gerad wagen; sie wollten aber ihrem Schwager kund geben, daß er zu ihnen kommen möge; sie schickten auch wirklich einen Reiter ab, und bemerkten, der Gerad werde kein Wasser trinken, bis er mit mir zusammengetroffen sei, das heißt, er werde

sich schleunig einstellen. Offenbar war Irrung zwischen beiden Theilen. In dem Briefe wurde der Gerad erinnert an die Worte, „welche unter dem Baume gesprochen worden seien“; falls er sich weigere zu kommen, werde man ihm den Brunnen verwehren, an dem seine Kühe zur Tränke gehen. Nachher wurde erörtert, unter welchen Bedingungen ich ein Geleit bis zu den Girhi erhalten solle. Wir einigten uns um zwanzig Toben, drei Packete Tabak und vierzehn Ellen blauen Baumwollenzeugs. Außerdem sollte Beuh einen hübschen abyssinischen Rock zum Geschenk erhalten, sobald ich im Dorfe des Gerad angekommen sei.

Am andern Morgen stand ich früh auf, weil meine Abbans mit mir auf die Elephantenjagd im Harawwathale gehen wollten. Die Somal hatten schon die Beute vertheilt; sie wollten die Straußfeder aufstecken, ich sollte zwei Drittel des Elfenbeins haben. Es handelte sich nur noch um die Hauptsache, nämlich den Elephanten, der erst erlegt werden mußte. Beuh sattelte sein Roß, der Hammal bestieg sein Maulthier, der Beduine Fahi that ein Gleiches, und so machten wir uns auf, Elephanten zu suchen. Das Ende der Zeit trottelte hinterher, aber die Erwägnng, daß ein Elephant schneller laufen kann als ein Maulthier, entmuthigte ihn dermaßen, daß ich ihn umkehren ließ. „Du glaubst wohl, Hadschi, daß ich mich fürchte?“ Auf diese Frage entgegnete ich trocken: „Das thue ich gewiß!“ Er rief mir dann zu: „Hat nicht der Mensch nur Ein Leben, und ist der nicht ein Thor, der es wegwirft?“ Damit drehete er um und sprengte nach dem Kraal zurück. Wir aber ritten fürbaß und Beuh stimmte den Elephantengesang an.

Bei den Somal gilt es für eine Heldenthat, einen Elephanten zu erlegen; der Glückliche darf eine Straußfeder oder einen Armring von Elfenbein tragen. Manche Jäger bedienen sich, gleich den Buschmännern im Kaplande, vergifteter Pfeile, im Allgemeinen aber verfahren die Somal ähnlich wie die Agagirs in Abyssinien. Dort besteigt ein Jäger ein weißes Pferd und reitet vor dem Elephanten her, damit er ihn verfolge bis in ein Gebüsch, in welchem ein zweiter Jäger auf der Lauer liegt. Dieser nimmt den rechten Zeitpunkt wahr, um dem wild vorbeistürmenden Thiere mit einem Messer die Flechsen an einem Hinterbeine zu durchschneiden. Der Elephant achtet anfangs einer solchen Wunde nicht, aber bald nachher fängt sie an ihn zu hindern, er reibt sie, und scheuert die Sehne völlig durch und muß nun liegen bleiben. Er stirbt vor

Hunger und Durst elendiglich; dann schneidet man ihm den Schweif ab, der als Siegeszeichen dient, und nimmt die Zähne. Im nordöstlichen Afrika wird der Elephant nicht gezähmt.

Sechs Stunden lang ritten wir im Harawwahthal umher; an manchen Stellen hatten Gießbäche sich ein zwanzig Fuß tiefes Bett gegraben. An höher gelegenen Stellen wächst der Cactus bis zu vierzig Fuß Höhe und bildet da, wo er dicht neben einander steht, schattige Gänge. Elephanten sah ich nicht, obwohl man in Zeyla behauptet hatte, sie seien im Harawwathal so „dick wie Sand". Wahrscheinlich haben sie sich in das hohe Harirahthal gezogen.

Am 15. December gelang es mir, den tapfern Beuh sammt zweien seiner Brüder und den schon genannten Beduinen Fahi dahin zu bewegen, mit mir durch das Thal zu ziehen. Die Hirten kamen aus den Büschen, und die Mädchen riefen einander zu: „Kommt, wir wollen dieses Wunder sehen!" Sie antworteten auf unsere Fragen; manche waren schon bejahrt, weil dieser Stamm sehr abgeschieden von anderen lebt, und Heirath unter Vettern verabscheut wird. Am andern Morgen ritten wir auf einen jener vereinzelt liegenden Hügel zu, die im Somalilande hervorragende Landmarken bilden. Man nennt sie Koralay, Sattelrücken, und mit diesem Ausdruck ist ihre Gestalt vortrefflich bezeichnet. Um Mittag stieg die Hitze bis 121° F., während sie am Morgen nur 50° betragen hatte. In dem Wasserlaufe Galladschab, das heißt reichlich Wasser, fand ich wenigstens so viel, daß ich ein Bad nehmen konnte. Nachher ging es wieder Hügel an, nach einer Stunde waren wir am Fuße des Koralay, und bald nachher bei dem Akdschogsi-Brunnen. Unweit desselben liegt auf einem Hügel ein Kraal, dessen Bewohner uns anstaunten; die Weiber schrieen Wunder über Wunder. Ich schoß ein Pistol ab, und die Leute riefen Mod, mod! „Ehre sei Dir!" Wir entgegneten: „Kulliban, Gott helfe Euch". In einem verlassenen Kraal luden wir ab; die hohe Umzäunung deutete an, daß in der Nähe wilde Thiere schwärmten, und die Hirten warnten uns vor den Löwen. Kurz vorher hatte einer ein kleines Mädchen aus einer Hütte geholt, und ihre Verwandten hatten nur noch ein Bein gefunden, das sie denn auch nach muselmännischem Brauche begruben. Wir ließen einen Beduinen Schildwacht halten; er mußte die ganze Nacht im Dialog und mit verschiedenen Stimmen singen, wie das bei den Wächtern im Somalilande Brauch ist.

Wir mußten in der Nähe des Akdschogst-Brunnen vier Tage lang still liegen, weil Gerad Adan nichts von sich hören ließ Ich benutzte die Zeit, um den Koralay zu ersteigen, der etwa eine halbe Stunde von unserm Lagerplatz entfernt lag. An den Abhängen lagen Kuhknochen umher; die Löwen hatten reichliche Mahlzeiten gehabt. Uebrigens sieht man sie selten, außer wenn man sie in irgend einem Dickicht beim Schlaf überrascht; mir selbst ist auf der ganze Reise nur ein einziger vor Augen gekommen. Das Volk meint, der König der Thiere greife einen einzelnen Menschen nicht an. Er ist in der That furchtsam, außer bei Nachtzeit oder wenn bei Tage heftiges Sturmwetter ist, denn das reizt ihn auf; der äußerst flinke Leopard gilt mit Recht für weit gefährlicher. Der Löwe schleicht wie eine Katze hinter den Reisenden her, und sucht eine passende Gelegenheit, um den einen oder den andern mit einem Sprung zu überfallen und fortzuschleppen.

Vom Koralay herab konnte ich mir die Umgegend mit Muße betrachten und zählte etwa vierzig Kraals, von denen allerdings manche verlassen waren. Außer nach Nordwesten und Südosten hin, sah ich überall düstere Granithügel, den Lauf der Thäler bezeichneten grüne Streifen, die Ebenen waren gelb. Hier oben machte das Ende der Zeit einen Possenstreich, indem er mich zum Könige des Landes ausrief. Er schrie Buh, Buh, Buh, schüttelte Blätter von einer Akazie und etwas Wasser aus seiner Gebetflasche auf meinen Kopf und band mir, zum Zeichen, daß ich Herrscher sei, den Turban um. Zum Glück waren keine Zeichen da, denn die Beduiuen standen in weiter Entfernung und meinten wohl, daß wir irgend welchen Zauber trieben; hätten sie gewußt, was eigentlich vorging, so wäre es sicherlich mit meiner Reise und mit meinem Leben vorbei gewesen. Ich fand am Koralay viele Kiele vom Stachelschwein und schoß eine Felsentaube, Etal Dschog, d. h. die bei den Brunnen wohnt. Am Fuße des Berges gewahrte ich ein Baune, Hyrax abyssinicus, das dem palästinischen Kaninchen gleicht.

Am Abend des 20. Decembers kam der berittene Bote vom Gerad zurück. Dieser hatte den Brief nicht öffnen wollen, und ließ jetzt seiner Schwester sagen, sie möge den Söhnen des weißen Ali rathen, nicht weiter vorwärts zu gehen. Darob war nun des Hin- und Herredens kein Ende. Der Gerad hatte zu Roß steigen und kommen wollen, aber seine Leute hatten ihn gebeten zu bleiben und lieber eine alte Irrung mit dem Emir von Härrär auszu-

gleichen. Jetzt erklärten unsere Abbans, daß sie uns nicht weiter führen könnten, und Beuh äußerte gegen das Ende der Zeit, im ganzen Lande glaube man, ich wolle Alles tödten, Menschen und Elephanten. Freilich meinte dagegen einer der jüngeren Brüder, ich sei ein Vorbote des Guten, und wenn der Gerad mir ein Haar krümme, so wolle er alle Girhi unter der Sonne abschlachten; worauf denn das Ende der Zeit trocken entgegnete: „eure Reden sind Honig, aber eure Handlungen sind Myrrhe." Endlich fand ich einen Ausweg, indem ich Beuh und dessen Brüder mit Dank verabschiedete und erklärte, ich würde mich unter den Schutz des Berterihäuptlings Gerad Hirsi stellen. Dann wäre das ursprünglich für den Schwager Adan bestimmte Schutzgeld in die Hände eines Nebenbuhlers gekommen. Bald nachher erschienen bei uns zwei halbblödsinnige aber gutmüthige Widad, Priester, Ao Samattar und Ao Nur. Der erstere trug einen schmutzigen Turban, der andere eine schmutzige Kappe aus Palmgeflecht; als Betteppiche dienten gegerbte Ziegenfelle und über der rechten Schulter hingen große hölzerne Tintenflaschen nebst Lauh, hölzernen Tafeln, auf welche der Talisman geschrieben wird. Diesen wäscht man mit Wasser ab und trinkt dasselbe. An der linken Seite trugen diese Männer in einem schmutzigen Säckchen einen Koran und ein Gebetbuch. Ich schenkte ihnen einen in Bombay lithographirten Koran. Ao Samattar führte dem tapfern Beuh zu Gemüthe, daß keine Gefahr vorhanden sei. Bald nachher kamen drei Reiter angesprengt, Söhne des künftigen Ugaz der Gudabirsi. Diesem Häuptling lag daran, eine Handelsstraße, welche durch mancherlei Fehden unter den Stämmen unsicher geworden war, wieder zu eröffnen. Sein Antrag lautete: wenn die Söhne des weißen Ali sich fürchteten, den Fremden zu geleiten, so wolle er seinerseits, und zwar aus Rücksicht auf Hadschi Scharmarkay, die Bedeckung stellen. Nun wurde Beuh plötzlich zum Helden, Gesi, und alle Schwierigkeit war beseitigt.

Am 21. December, drei Uhr Nachmittags, brach er auf. Wir zogen nach Westen hin durch einen Paß, bogen dann gen Südwesten, und kamen durch ein ziemlich stark bewohntes Weideland; aber am andern Tage war der Weg sehr rauh und beschwerlich.

Ich befand mich nun an der Grenze des Gebietes der Gudabirsi oder Gudabersi. Sie leiten sich von Dir und Aydur ab, und erklären sich damit für Verwandte der Isa; anderen zufolge

sind sie ein Ableger des Baghoba-Clans, der zu den Habr Awal gehört und ursprünglich am Meeresgestade wohnte. Sie gelten bei den Somal für eine unedle Race, und ein Genealog sagte mir, sie seien nicht viel besser als Midgans, Knechte; die Mutter ihres Vorfahren habe nicht einmal gewußt, wer Vater zu ihrem Kinde sei. Einige Leute wollten deshalb das letztere tödten, aber andere sagten: „Lasset es leben, vielleicht werden wir durch dasselbe groß und wachsen empor.“ Daher der Name des Stammes, denn birsan heißt zunehmen, anwachsen, größer werden.

Die Gudabirsi sind arge Lügner und ich konnte nicht ermitteln, ob sie dreitausend oder zehntausend Köpfe zählen. Sie sind im Besitz des unebenen wellenförmigen Bodens, auf welchem Hügel mit Dorngebüschen und Thäler mit Grasweide abwechseln. Dieses Gebiet liegt landeinwärts von der ersten Höhenkette, welche man vom Meere her erreicht; sie haben dasselbe durch Eroberung vergrößert, und nach Härrär hin bildet nun die Märär-Prairie ihre Grenze.

Ich habe unter ihnen, bei Frauen wie bei Männern, manche hübsche Gesichter gesehen, und an Körperbildung sind sie den Isa weit überlegen. Einige nähern sich sehr dem Typus der kaukasischen Race, im Allgemeinen deutet aber der vorstehende Mund afrikanischen Ursprung an. Ihre „Kaffee- mit Milch-Farbe“ sticht vortheilhaft ab gegen das rußige Schwarz der Strandbewohner. Ihr Körper ist stämmig und breit, hat aber gute Verhältnisse; das Haar wird reichlich mit Butter gesalbt und hängt in schraubenförmigen Locken herab. Die Gudabirsi sind nicht so blutdürstig wie die Isa, aber eben so unbändig; der Fremde ist unter ihnen verhältnißmäßig sicher, namentlich so lange er ihnen Geld und Essen reicht. Aber sie gelten, wie schon bemerkt, selbst unter den Somal für unverschämte Lügner, dann auch für Großprahler, Diebe und überlästige Bettler. Sie wissen sich zu verstellen, und einen ihrer Häuptlinge habe ich einen Hund gescholten, ohne daß er sich darüber zu ärgern schien.

Der Handel könnte in diesen Gegenden sehr beträchtlich sein, wenn die Straße sicher wäre. Den Reichthum des Stammes bilden Vieh, Pelzwerk, Häute, Gummi und Butter; die Kameele sind groß, aber nicht kräftig, die Kühe, mit ihren kleinen Höckern und langen Hörnern sind sehr hübsch und zur Graszeit sehr wohlgenährt; auch giebt es eine größere Art. Als Werthmesser gilt eine Tobe aus gro-

dem Baumwollenzeug, die in Aden einen Thaler, hier aber das Doppelte kostet. Häute und Pelzwerk werden gewöhnlich in Härrär angesammelt und von dort an die Küste gebracht, wo man sie mit Salz einreibt, und nach Aden verschifft. Die Kuhhaut wird mit einem Viertel-Dollar bezahlt. Die Leute im Innern gerben das Leder mit der Rinde des Baumes Jirma. Ihr Gummi kommt von der Adadakazie; die fremden Kaufleute zahlen für das Farasila, das heißt für zwanzig Pfund, etwa einen halben Dollar, für zwei und dreißig Pfund Butter ein Stück Zeug im Werth von etwa einem Dollar. Die Butter ist im Innern gut und rein, dagegen wird sie in Berbera von den Habr Awal vor der Ausfuhr mit Hammeltalg verfälscht.

Drittes Kapitel.

Reise über die Märrär-Ebene nach Härrär. — Die Girhi-Somal.

Am 23. December war die Karawane beisammen, mit welcher ich über die Märrär-Ebene ziehen sollte. Auf diesem neutralen Boden finden sich die Isa, Berteri und Habr Awal ein, um die Reisenden auszuplündern. In unser Lager kam ein nackter Mann gelaufen, der nur mit Mühe und Noth sein Leben vor den Räubern gerettet hatte. Unsere Karawane hatte freilich nicht viel zu verlieren, höchstens einige Häute und etwas Butter, wofür bei den seßhaften Girhi etwas Durah eingetauscht werden sollte; aber jene Landstreicher können Alles gebrauchen. Wir hatten ein halbes Dutzend abgemattete Kameele, ein halbes Hundert Esel, und eine Schaar häßlicher aber kräftiger Weiber als Eseltreiberinnen; manche trugen Kinder oder schwere Lasten, ohne unter ihrer Bürde sich gedrückt zu fühlen. Eine Wittwe war als solche an dem Wer kenntlich; dieser ist ein Streifen von dem Innern einer Baumrinde, der um die Kopfbedeckung gebunden wird. Man trägt ihn ein Jahr lang, und eine sittsame Wittwe heirathet binnen dieser Zeit nicht wieder. Auch drei Widads waren bei uns, langweilige Gesellen, und mit Allem behängt, was zu ihrem Handwerke gehört. Sie sprachen in einem fort Verse aus dem Koran, gleichviel ob diese paßten oder nicht; alle Augenblicke sollten wir mit ihnen den Fathah sprechen, Allah's Name war stets auf ihren Lippen, und dabei disputirten sie über

theologische Gegenstände. Der eine war berühmt, weil er für einen geschickten Zeichendeuter galt, und wurde von meinen Gefährten häufig befragt; sein „Fal", Zeichen, lautete dahin, daß wir nur von wilden Thieren etwas zu besorgen hätten.

Bald nach sechs Uhr in der Frühe stiegen wir einen steilen Pfad hinan, durch Dorngebüsch, trockene Wasserläufe und durch ein steinernes Thor zwischen zwei Hügelreihen. Zur Rechten sah ich Trümmer von Gebäuden auf dem Gipfel eines Kegelberges. Von Abtidon, einem wilden Gudabirsi, der Maulthiere trieb, erfuhr ich, daß dort oben der ehrwürdige Scheich Samavaï begraben liege. Einst sind Brunnen zwischen diesen Hügeln gewesen, aber jetzt weiß man von ihnen nichts mehr.

Nun befanden wir uns auf der Märrär-Steppe, einer jener weit gestreckten Ebenen, deren das Somaliland so viele hat. Sie ist etwa siebenundzwanzig englische Meilen breit, im Osten von dem wellenförmigen Gelände begrenzt, über das wir eben gekommen waren, im Westen von den Gurays, einer Kette von Kegelbergen, die von dem Hochlande Härrärs ausläuft. Sie erstreckt sich von Nord nach Süd; der nördliche Theil gehört den Isa; im südlichen liegen die Berge Kadau und Madir, und dort ist Gebiet der Habr Awalstämme. Diesen Bergen entlang zieht sich die Ebene bis Ogadayn. Ihre Oberfläche ist sanft gewellt; der schwarze Boden, in welchem ich viele von Thieren ausgehöhlte Löcher fand, muß sehr fruchtbar sein; ich fand ihn mit hohem, von der Sonne gedörrtem Grase bedeckt. In den vielen Wadys, welche das Regenwasser von den Hügeln abführen, standen Dornendickichte, und dort war auch grünes Gras. Aber das Land ist nicht angebaut, Wasser und Brennholz findet man fast nur in der Nähe der Hügel, und auch die wildesten Beduinen machen nicht gern Streifzüge in's Innere, weil sie die Hitze des Tages und die Kälte der Nacht fürchten. Am Rande der Ebene sind jedoch viele Spuren verlassener Kraals.

Um Mittag kamen wir über eine vertiefte Stelle, wo Akazien standen, unter welchen Antilopen Schatten suchten. Wir brachen Gummi ab, das uns zum Frühstück diente. Bald nachher fanden wir einige mit Durrah bestandene Flecke; das Getreide, war wild gewachsen, aus Körnern, welche Reisende in jener Gegend hatten liegen lassen. Hier sah ich das erste Mal wieder Getreide seitdem ich Bombay verlassen hatte; denn beim Grabe des ersten Mörders (nämlich in Aden, wo Kain unter dem Dschebel Schamsan begraben liegt)

hat nie ein Triptolemus Korn gesäet, und bei Zeyla fand ich dergleichen auch nicht. Meine Gefährten aßen mit Gier das Mark dieses afrikanischen süßen Rohrs, obwohl man sagte, daß es Fieber erzeuge. Auch ich genoß davon und fand es wenigstens so gut wie schlechten Zucker. Die Beduinen nahmen bittere Kürbisse mit, die äußerlich der Wassermelone gleichen und deren getrocknete und im Rauch gehärtete Schalen den Beduinen allerlei Geräthschaften liefern.

Als die Sonne langsam hinter die westlichen Hügel hinabsank, verwandelte sich das bleiche Gelb der Steppe in eine Goldfarbe, über welche sich ein purpurner Hauch legte. Der Anblick war ungemein lieblich. Nun kamen auch die Thiere der Wüste zum Vorschein, zuerst scheue Luchse und Schakale, die schon manchem Schafe den Fettschwanz abgefressen haben mochten; ein Beduine erzählte, daß neulich einer Karawane neun Esel durch Löwen geraubt worden seien. Als es später wurde, ließ die Beduinenkarawane, die leichter beladen war, meine abgemüdeten Kameele hinter sich. Plötzlich scheute mein Maulthier, spitzte die Ohren und wollte umdrehen. Ich sah näher zu und erkannte die Gestalt eines großen Thieres, das hinter uns her schritt. Ich schoß eine Kugel ab, und der Löwe raunte fort. Der tapfere Beuh, der seiner Behauptung zufolge ein Dutzend Löwen erlegt hatte, hob die Arme empor und rief einmal über das andere: Libah, Libah! Löwe, und den ganzen Abend wurde von nichts anderem gesprochen.

Der Boden wurde uneben und steinig, die Maulthiere traten in tiefe Löcher, die Kameele konnten sich kaum noch fortschleppen. Die Widads, welche den ganzen Tag über von den Weibern verspottet worden waren, sagten mit verdoppeltem Eifer Verse aus dem Koran her. Waren wir doch einer großen Gefahr entgangen! Plötzlich wurde unsere Aufmerksamkeit nach einer andern Seite gelenkt. Ein feuriger Guß strömte an einem Hügel herab; das Gras stand in Flammen und griff weiter um sich. Solche Präriebrände sind hier nicht etwa eine Seltenheit. Ein Jäger zündet ein Feuer unter einem Baume an, um die Bienen zu vertreiben und den Honig zu erbeuten, oder kocht in dem trockenen Grase, und dann treibt der Wind die Flamme, welche in dem trockenen Grase reichliche Nahrung findet, weit und breit vor sich her. Diesmal gewann es keine große Ausdehnung.

Um neun Uhr Abends vernahmen wir Menschenstimmen, und ich feuerte einen Schuß ab. Bald nachher kamen wir an sechszig

bis siebenzig Hütten, die derart in einem Kreise standen, daß die eine Seite einen Zaun bildete; in den Räumen zwischen ihnen standen einige Büsche, denn Dornen giebt es in dieser Gegend nicht. Die Leute, Mischlinge von Girhi und Gudabirsi, waren sehr neugierig, wir aber zu sehr ermüdet, als daß wir uns in lange Gespräche hätten einlassen mögen. Sofort, nachdem abgeladen war, wickelte ich mich, trotz des Hungers in meine Decke und schlief ein; wir waren an jenem Tage beinahe funfzehn Stunden unterwegs gewesen, und dieser Haltepunkt lag dreißig Meilen von Koralay entfernt.

Nach einer zweiten vergeblichen Botschaft an den Gerad Adan erschien endlich um Mittag die sechste Frau dieses Würdenträgers, Schwester des tapfern Beuh. Darüber waren meine Gefährten verdrießlich, denn von einem Weibe wollten sie sich nicht beschützen lassen. Dahabo, so hieß sie, wußte aber das Mißvergnügen zu beseitigen, indem sie erklärte, daß der Gerad seinen ältesten Sohn Schirwa als Beschützer gesandt habe. Diese Prinzessin sah wie eine Zigeunerin aus, war nicht schüchtern, als ich sie begrüßte, und freuete sich sehr, als ich ihr eine neue hübsche Tobe schenkte. Um vier Uhr Nachmittags traf unser Bote wieder ein; der Gerad sandte zum Zeichen, daß er es aufrichtig meine, seinen Amtsstab, der etwa eine Elle lang und rundum mit gelben, rothen und schwarzen Streifen bemalt war; oben hatte er einen Knopf.

Am 26. December kam Schirwa auf einem kleinen Klepper angeritten. Sein Vater hatte ihn schon vor drei Tagen ausgeschickt, aber dieser löbliche Kronprinz fürchtete sich vor den Gudabirsi nicht weniger, wie diese vor ihm, und wahrscheinlich hatte er sich in unserer Nähe herumgetrieben, bis er überzeugt war, daß er sich ungefährdet heranwagen dürfe. Wir nahmen ihn freundlich auf, und er sagte dann, Beuh soll nicht eher umkehren, als bis er mit ihm in seiner Hütte Honig gegessen habe. Beim Aufladen zeigte sich, daß ein Maulthierzaum fehlte. Schirwa befahl sofort, denselben an seines Vaters Fremden zurückzugeben, denn jetzt gehöre alles Eigenthum den Gerad; ich meinerseits drohete, den Kraal mit einem Zauber zu belegen. Der Zaum war in einem Busche versteckt und wurde herbeigebracht. Das ist der erste und letzte Diebstahl, über welchen ich im Somalilande mich beklagen kann; in civilisirten Staaten habe ich weit mehr eingebüßt!

Um acht Uhr Morgens zogen wir nach Nordwesten am südlichen Fuße der Gurayshhügel, und gelangten bald an den Rand

der Steppe; ein sehr betretener Pfad deutete an, daß die letztere nun bald hinter uns liegen werde. Sechs Meilen weiter bogen wir zur Rechten ab, sprachen ein Fathah über einen Haufen roher Steine, wo im Schatten ehrwürdiger Bäume der große Scheich Abd el Melek begraben liegt. Etwas weiter hin steigt plötzlich aus der Ebene eine Felsenmasse auf, welche alten Burgen gleicht. An diesen hat sich mancher Aberglaube gehängt. Die Karawanen rasten gern an diesen Felsen; wer auf dem Gipfel derselben schläft, bleibt von bösen Geistern unangefochten. Einst wird Härrär zerstört und „Dschenneh Siri" eine blühende Stadt werden. Ich stieg hinauf und sah oben nur einen Falken, Kraniche, einen „Löwenvogel", das heißt eine Eule, und einen hübschen schwarzen Adler. Spuren von Häusern und Mauern waren noch vorhanden, am Abhange standen Sykomoren. Die Beduinen sagten, wir wollten dort eine Burg bauen und die Nachricht davon kam vor uns nach Härrär.

Eine englische Meile von Dschenneh Sir kamen wir über eine Anhöhe und sahen uns nun wie durch Zauberschlag in eine ganz andere Gegend versetzt. Da lag eine kleine Alp, die zweite Stufe des äthiopischen Hochlandes, rings von hohen steilen Felsen umgeben, an deren Seiten Sadsch (wie das Tekholz von den Arabern bezeichnet wird) und die Somalifichte, Daggib, wachsen; auch kam hier noch Cactus vor. Unten, in einem tiefen Thale, flossen silberhelle Bäche, für uns ein herrlicher Anblick! Gegenüber stiegen Hügel aus schattigen Gründen empor, weit im Vordergrunde war die Gegend blau wie das Meer; hinter uns lag die Steppe. Ich befand mich nun da, wo wieder Civilisation beginnt, und der Mensch seßhaft ist und das Feld bebaut.

Die Aecker liegen auf Terrassen an den Hügelabhängen und Thalböschungen, sind durch Heckengänge von einander getrennt, ähnlich wie in England, und Disteln, Gänseblümchen und einige Sträucher rufen Erinnerungen an Europa wach. Nun sind auch die Dörfer nicht mehr beweglich, an die Stelle von Kraal und Wigwam tritt die Gambisa oder glockenförmige Hütte Centralafrikas. Diese kreisrunden Gebäude bestehen aus Durrahstroh und Lehm, haben einen Bewurf und ein kegelförmiges Rohrdach, aus welchem der mittlere Stützbalken hervorragt und einen Kürbis oder ein Straußei trägt. Alle diese Dörfer, die in Menge und nach allen Richtungen hin in diesem Hügellande liegen, sind dicht mit

Dorngestrüpp umgeben; bei den meisten stehen viele schlanke Bäume, an deren Südseite lange walzenförmige Gehäuse und Matten hängen; das sind die Bienenkörbe. Gelbe Ernten von Durrah lohnen des Landmanns Mühe und Arbeit; an manchen Flecken sah ich die Stämme oder Aehren dieser Getreideart wie Musketen zusammengestellt. Knaben saßen auf Rohrgestellen in den Bäumen und verjagten die Vögel, während die Väter mit kleinen Sicheln das Getreide schnitten, oder mit kleinen Flegeln das Getreide droschen oder mit Schaufeln gegen den Wind worfelten, um es von der Spreu zu reinigen. Die Frauen stoßen die Hülsen der Aehren in einem hohlen Baumkloß ab; sie überziehen die Dreschtenne mit Kuhdünger und Wasser, um die Insekten abzuhalten, und Aehren sammt Stroh werden mit Dornen belegt, damit das wilde Schwein sie nicht verzehre. Selbst Erntegesänge fehlten nicht. Alles bildete einen scharfen Gegensatz zur Wüste.

Wir kamen einen steilen Abhang hinunter und machten nach einem Ritt von sieben Meilen an einem Bache Rast, welcher sich durch das Kobbo oder Thal schlängelt. Der Aussage meiner Führer zufolge läuft er von Norden gegen Ogadayn hin, und diese Richtung ist bezeichnend, denn um Härrär fand ich weder Hügel noch Fluß in der Richtung von Osten nach Westen. Das Volk der Katti, das heißt der angebaueten Gegenden, der Kornkammern im Somalilande, strömte herbei, um uns zu betrachten; die Leute waren unbewaffnet und empfingen uns nicht mit dem Geschrei: „Bori, bori!“ wie die Beduinen. Ich nahm ein Bad und schoß Krähen, die von nun an häufig vorkommen. Sie sind dreimal so groß wie die englischen, schwarzblau, mit weißem Hollen auf dem Kopfe und sehr großem Schnabel. Wir wurden von mehreren Widads begrüßt, und einige Habr Awal, welche mit einer Karawane heimzogen, gaben uns den Salam. Meine Leute wurden von ihnen als Vettern begrüßt und mein Hammal äußerte: „Unter Freunden schneiden wir uns die Hälse ab, und unter Feinden werden wir Söhne der Oheime!“

Um drei Uhr setzten wir unsere Wanderung fort über aufsteigendes Gelände, das mit phantastisch umherliegenden Granitblöcken gleichsam besäet war; überall fanden wir Wasser, Dörfer und angebauete Felder. Der Wind wehete sehr stark, das Ende der Zeit erinnerte an das Somalisprüchwort: „Hitze wird lästig, aber Kälte tödtet“; die Luft war so rauh und die Kameele waren so matt, daß

wir nach anderthalbstündigem Ritt unsere Zelthütten bei einem Dorfe aufschlugen, das etwa sieben Meilen von den Gurbahügeln entfernt war. Die halbverrückten Widads ließen uns bis spät in der Nacht nicht zur Ruhe kommen, weil sie laut und eifrig über die hochwichtige Frage disputirten, ob das Gesetz erlaube, auf einem Berge zu beten, wenn eine Ebene in der Nähe sei.

Am andern Morgen erreichten wir bei guter Zeit das Dorf Wilensi, wo der Gerad seinen Sitz hat. Er war aber abwesend und damit beschäftigt, in der Umgegend zwei Pferde und zweihundert Kühe auszuwählen, welche der Emir von Härrär als Blutpreis für die Ermordung eines Bürgers verlangte. Jetzt eben war er nach dem Dorfe Sagharra gegangen. Wilensi ist lang und schmal, die Häuser liegen auseinander. Die zwei Frauen des Gerad theilten unsere Partie in zwei Theile. Der Hammal, der Kalender, Scheherasade und Dinarsade blieben bei Beuh und dessen Schwester, wo sie in dem Gurgi derselben gastliche Aufnahme fanden; mich führte man, nebst dem langen Guled und dem Ende der Zeit in die Hütte der Sudiyah, die des Gerads hübschheste Frau war. Sie ist schlank gewachsen, hellbraun, trägt eine Tobe aus Härrär, silberne Ohrringe und das Halsband, welches im Lande Dschilba oder Kardas heißt; es besteht in einem Strange silberner Schellen und anderer Zierrathen, welche von den Arabern in Berbera verfertigt werden. Die Gerada, Prinzessin, ließ sofort unsere Häute ausbreiten und erquickte uns mit gekochtem Rindfleisch, Gurken und Dschowarikuchen.

Ich konnte mit Muße die Lebensweise der ansässigen Somal betrachten. Die Gambisa, Hütte, ist sehr einfach. Die Thür besteht aus einem in Angeln eigenthümlich einfacher Art hängenden Brett; der innere Raum ist durch kleine halbmannshohe Wände in drei Gemächer getheilt; für Männer, Frauen und das Vieh. Das letztere steht links vom Eingange, und durch dasselbe kommt viel lästiges Ungeziefer in die Hütte; die Frauen wohnen auf der rechten Seite bei einem aus Lehm und Steinen gebaueten Heerde; den Männern ist der beste und bequemste Theil der Hütte vorbehalten. Das Dach ist von Rauch geschwärzt, der dann und wann, sobald er gar zu unerträglich wird, durch eine kleine Oeffnung entweichen darf; doch geschieht das nur selten, weil der Wilde glaubt, daß Rauch, Schmutz und Fett warm halten. Auch der Hausrath ist ungemein einfach. Die Schilde hängen an einem Baumstamm,

von welchem man die Aeste abgehauen hat, so daß sie nur in etwa eines Fingers Länge als Pflöcke am Stamme bleiben; die Speere lehnt man an die Wand; an dieser oder am Dache hängt man die Kleider auf, damit sie nicht von den weißen Ameisen zerfressen werden. Das Geschirr besteht in Kalebassen und Kaffeeschalen von roher Töpferarbeit aus Härrär; dazu kommen noch Holznäpfe und sehr hübsch geschnitzte Löffel. In unserer Gambisa wohnen die Gerada mit ihrem kleinen Kinde, die Gallasklavin Siddik und einige andere Sklavinnen, und ich höre fortwährend drei Sprachen reden, nämlich Härräri, Somali und Galla.

Die Hausfrau steht schon vor Tagesanbruch auf, weckt die Mägde, macht Feuer an und trifft Vorkehrungen zur Bereitung des Frühstücks, Afur. Handmühlen sind hier unbekannt. Man nimmt einen langen flachen Stein, legt Durra darauf, und zermalmt dieses Getreide mit einem steinernen Roller von etwas sechs Zoll Durchmesser. Dabei liegt man auf den Knieen, und die ganze Sache ist eben so unbequem als zeitraubend, denn man braucht über eine Stunde, um einige Pfund Brot herzustellen. Das Mehl wird mehrmals angefeuchtet und als feiner Teig gebacken. Etwa um sechs Uhr erscheint dann das Frühstück, das aus geröstetem Ochsen- und Hammelfleisch besteht, und aus dem Kuchen von Schoweridurra; das Ganze schwimmt in kräftiger Fleischbrühe. Die Männer nehmen keine Abwaschungen vor, bedienen sich aber vor dem Essen eines Stabes zum Reinigen der Zähne; nachher legen sie sich in die Sonne, verrichten die eine oder andere Arbeit, und treiben das Vieh in den Busch. Um elf Uhr kommen sie zum Mittagsbrot, das sich immer gleich bleibt; es besteht aus Fleisch und Durra; Geflügel wird von diesen Leuten verschmäht, und grüne Gewächse gelten nur gut genug für das Vieh. Die Thür steht den ganzen Tag offen, Männer, Frauen und Kinder kommen in Schaaren herbei, und die Gerada duldet sie, fragt aber mit schreiender Stimme, ob sie gekommen seien, einen Pavian anzuglotzen. Ueber meinen Kessel geräth sie in das größte Erstaunen; einige erklären ihn für einen Strauß, andere für eine Schlange, Sudiyah dagegen wußte gleich zu was er diente, und bat dringend um eine so nützliche Sache. Die Mägde zermalmen Getreide, kochen und keifen mit einander; die Männer thun wenig, kauen Tabak, schwatzen und lassen sich den Kopfputz von einem wohlbestallten Perrückenmacher frisiren. Gegen Abend kommen Pferde und Kühe von der

Weide zurück; diese werden gemolken und alle in den Stall gebracht, nachher speist man. Diese Somal schlafen nur wenig, sitzen bis spät hin am Feuer und trinken Hirsebier, das mir abscheulich schmeckt; es ist sauer und steigt gleich zu Kopfe, weil es als Zuthat eine narkotische Rinde hat. Am andern Morgen haben die Zecher Kopfweh und verschwommene Augen; für uns, die wir arbeitsame Leute sind, wäre das unangenehm, aber die Somal machen sich wenig daraus und schlafen diese Nachwehen aus; sie versäumen ohnehin damit nichts. Ich schlief trotz des Lärmens, und horchte nur zu, wenn ein Somalimischling, der eben aus Härrär zurückgekommen war, allerlei Geschichten erzählte.

Gleich nach meiner Ankunft in Wilensi hatte ich Jussuf Dera, zweitältesten Sohn des Gerad, zu diesem abgeschickt, um mein Eintreffen zu melden. Zwischen dem Hammal und dem Ende der Zeit hatte ich allerlei Irrungen zu schlichten; der letztere blähete sich immer mehr auf und spielte den wichtigen Mann, denn er war ja nun beglaubigter Abgesandter des Hadschi Scharmarkay bei dem Girhi-Häuptling, und trachtete nach dem Oberbefehl über die Karawane. Ich traf Vorbereitungen zur Abreise auch für den Fall, daß der Gerad uns keine Bedeckung geben wollte. Die beiden Schönen Scheherasade und Dinarsade hatten gehört, daß in Härrär die Blattern seien, fürchteten für ihre Reize und baten zurückbleiben zu dürfen; ich befahl also dem Kalender, sie zu beschützen. Beuh erhielt die große Tobe, welche ich ihm versprochen hatte; er war nicht zu bewegen, mit nach Härrär zu gehen, wurde demnach verabschiedet, und ein alter Girhi-Beduine, der verrückte Said, Said Wal, trat als Führer an seine Stelle. Die erschöpften Kameele sollten unter Schirwas Obhut auf die Weide gehen; meine Sachen waren hier sicherer als vielleicht in Härrär, und ich ließ sie in Wilensi. Was ich mitnehmen wollte, packte ich in einige Ledersäcke und belud mit diesen ein Maulthier.

Am 29. December stieg ich in den Sattel, ritt um die nördliche Seite des Tafelberges, an welchem Wilensi liegt, und kam an einen Pfad, der mit wilden Rosen eingefaßt war. Der Weg thalein führte über einen steilen Felshügel, welcher an einem bewaldeten Abgrunde hinlief; unten floß ein silberheller Bach. Der Pfad war so gefährlich und beschwerlich, daß nur Maulthiere mit ihrem sichern Tritt ihn begehen konnten. In der Ebene lag ein Dorf der Midgans, eines Stammes, welcher als unedel betrachtet

wird; dasselbe war dem Gerad unterthan. Die Leute liefen herbei, und einer sagte: „Wozu nützt ein Gewehr; ehe er Feuer holt, kann ihn mein Speer erreichen.“ Als ich dann einen Schuß abfeuerte, war der Schrecken groß.

Weiterhin kam ich an eine Fortsetzung der Wady Harirah, ein langes Thal mit dichtem Pflanzenwuchs und einem Bache. Mein Führer bemerkte, daß man dort Reis in Menge bauen könne, wenn nicht die Elephanten wären. Ich ritt unter schattigen Bäumen, durch steinige Bäche und tiefe Einschnitte. Ueberall sah ich Schluchten und Erdspalten. Auch an des Widad Ao Samattar Dorf kam ich vorüber; ich mußte anhalten und von ihm eine Schale mit sauerer Milch annehmen. Um Mittag zogen Wolken auf, und die Maulthiere wurden in einem Gebirgsbache getränkt, den ich auf einer Strecke von etwa hundert Schritten dreimal durchwaten mußte. Nach sechs Meilen war ich am Ende des Thals; von dort ging es weiter abwärts über einen sehr rauhen, steinigen Paß. Die Hügelabhänge waren mit Fichten bestanden, die Gipfel kahl; ich sah mehr als einen blinkenden Wasserfall und viele Dörfer. Auch gewahrte ich noch ein Stück Urwald, das von der Axt verschont geblieben ist; er war von Perlhühnern und Affen belebt. Hätte statt der Durra auf den Feldern Weizen gestanden, so wäre die Aehnlichkeit mit einer toskanischen Gebirgslandschaft täuschend gewesen.

Um vier Uhr Nachmittags kam Sagharra in Sicht, ein kleines Dorf, das acht oder neun Hütten zählt, an einem mit Bäumen bewachsenen Hügel liegt, und mit hohen Zäunen umgeben ist. Fruchtbare Getreidefelder liegen ganz dicht daneben. Ich feuerte zur Begrüßung des Gerad Adan einige Schüsse ab, und er empfing uns vor seiner Wohnung. Wir schüttelten uns einander die Hände, ich wurde in ein räucheriges Gemach geführt und mit Weizenbrot bewirthet, das wir in Honig mit ranziger Butter tunkten. Mein Wirth entfernte sich einen Augenblick, kam aber bald wieder, und ich konnte mir den für mich so wichtigen Mann mit aller Muße betrachten.

Adan Ben Kaschen war ein kräftiger Beduine, etwa fünf und vierzig Jahr alt, wenigstens sechs Fuß hoch, mit scharf ausgeprägten Gesichtszügen, verschlagenem Lächeln und unsicherm, falschem Blick. Ich fand in ihm einen jener hinterlistigen und beschränkten Köpfe, mit denen es sich so schwer umgehen läßt. Er war ehrsüchtig und über die Maaßen habgierig, und dabei noch so unbeständig, daß er

immer etwas Anderes wollte und von einem auf das Andere übersprang; keine halbe Stunde konnte er ruhig sitzen bleiben und diese körperliche Unruhe zeugte sehr deutlich von innerer Unbehaglichkeit. Er galt für sehr tapfer, aber sein verrätherisches Wesen hatte ihn allgemein in den schlechtesten Ruf gebracht. Vor einigen Jahren verlobte er eine Tochter mit dem ältesten Sohne des Gerad Hirsi vom Berteristamme, verheirathete sie jedoch, aller Somaliehre und jedem Herkommen zuwider, mit Mohammed Waiz von der Sippe der Dschibril Abokr. Daraus entstand eine Fehde, in welcher der betrogene Bräutigam erschlagen wurde. Adan hatte sehr viele Frauen; vermöge seiner fünf Söhne und eines Dutzend Töchter hatte er viele Verbindungen angeknüpft, und seine Schwester Gisti (d. h. in der Härrärsprache Prinzessin) Fatime war mit Abu Bekr, dem Vater des gegenwärtigen Emir, vermählt. Aber trotzdem wäre der Gerad lieber einem Krokodil in den Rachen gelaufen als nach Härrär hineingegangen. Mich empfing er höflich, weil er sich in den Kopf gesetzt hatte, eine Burg zu bauen, um vermittelst derselben den Handelsverkehr von sich abhängig zu machen, und denen von Härrär Trotz bieten zu können. Aber dabei vergaß er die Hauptsache nicht, denn was er bei mir sah, wollte er auch haben. Ich gab ihm ein Schwert, einen Koran, einen Turban, einen arabischen Rock von Seide, etwa siebenzig Toben und viel blaues Baumwollenzeug. Das Alles war ihm noch nicht genug und er belog mich obendrein, indem er behauptete, der Hammal habe ihm nur zwölf Stück Zeug gegeben. Ich sollte ihm von Berbera Folgendes mitbringen: ein Schwert mit silbernem Griffe, Seife, tausend Dollars, zwei Paar silberne Armbänder, zwanzig Büchsen mit Kugeln und Pulver, Schnupftabak, einen mit Goldtressen besetzten scharlachrothen Mantel, etwas Gift, das sicher wirke, und noch manche andere Sachen. Dafür versprach er Pferde, Maulthiere, Sklaven, Elfenbein und noch andere Dinge; er hat aber vergessen sie mir zu geben!

Der Gerad Adan war ein mächtiger Mann, weil er an der Spitze von seßhaften Ackerbauern steht, die nicht, gleich den Beduinen, in unabhängige Sippen zersplittert sind. Deshalb übt er auch Einfluß auf die umwohnenden Stämme. Die Girhi oder „Girafen“ welche in diesem Lande hausen, gleichen den übrigen nichtnomadischen Somal, und leiten ihre Herkunft von Darud und Kombo ab. Trotz der Verfolgungen, welcher sie von Seiten der

Gallas ausgesetzt waren, drangen sie allmälig von Makhar, wo ihre Stammsitze waren, immer weiter nach Westen vor, und zählten nun etwa fünftausend Schilde in einhundert und achtzig Dörfern. Mit den Habr Awal stehen die Girhi in gutem Einvernehmen, gehen aber selten in die Ebenen hinab, außer wenn einmal Futtermangel sie dazu zwingt. Außer ihnen wohnen in jenem Hügellande auch noch Gallas und Somal von verschiedenen Clans. Die Gallas in der Nähe von Härrär zerfallen in vier Clans und diese wieder in viele Abzweigungen. Die Alo wohnen westlich von der Stadt, die Nole nach Osten und Nordosten hin, zwischen den Isa und der Stadt Härrär; im Süden finden wir die Babuli und Scharsa.

Die Berteri haben, an die Gallas grenzend und südlich von ihnen, die Guraykette inne, reichen nach Osten bis zu den Dschigdschigahügeln und sollen etwa dreitausend Schilde zählen. Sie leiten sich von Darud ab, sind von dem Gerad Hirsi abhängig und lebten zu meiner Zeit mit den Girhi in Feindschaft. Die Häuptlingsfamilie hat seit einigen Menschenaltern mit den Emiren von Härrär in Verwandtschaft gestanden, und da die Karawanenstraße nach und von Berbera durch das Gebiet dieses Häuptlings führt, so ist er ein nützlicher Freund oder gefährlicher Feind. Der Gerad Hirsi ist jedenfalls früher ein schlimmer Gesell gewesen; nun aber fühlt er Reue, füttert viele Widads, und wird vom Scheich Dschami aus Härrär häufig besucht.

Die Bursuk-Somal sind keinem Häuptling untergeben, zählen etwa füntausend Schilde, und waren eben in Fehde mit den Girhi, mit den Berteri und mit den Gallas. Hier im Gebirgslande geht es dabei anders her als in den Ebenen, und das Ende der Zeit äußerte bezeichnend: sie machen Krieg auf drei Tage und schließen Frieden auf drei Tage. Hier wird auch kein Blutgeld genommen.

Andere Somalivölker dieser Gegend sind: die Scheychasch oder Ehrwürdigen, die nicht von Dir und Darud abstammen, sondern ihrer Behauptung zufolge vom Chalifen Abu Bekr. Vor zehn Geschlechtern kam Ao Chetab ben Fakih Omar aus Hedschas und ließ sich mit seinen sechs Söhnen in Ostafrika nieder. Sie waren Omar der Große und der Kleine, zwei Abdillahs, Ahmed und Siddik. Dieser Priesterstamm ist, gleich den jüdischen Leviten, unter den übrigen Somali von Efat bis Ogadeyn zerstreut. Von

den Hawiyeh ist schon früher die Rede gewesen; die Osbayan sollen tausend Schilde zählen, und sind von den Gerads der Girhi und Berteri abhängig. Im östlichen Horn von Afrika und um Ogadeye bilden die Marayhan einen mächtigen Stamm; hier im Hügellande sind sie unbedeutend und stehen im Verband mit den Girhi. Die Abskul sind gleichfalls über die Härrärhügel zerstreut; ihr Häuptling ist der Gerad Adan.

Am Morgen nach meiner Ankunft in Sagharrah fühlte ich mich so unwohl, daß ich nicht aufstehen konnte. Die Leute behandelten mich sehr aufmerksam, der Gerad ließ aus Härrär Hirsebier holen, Ao Samattar suchte Kat, zwei Töchter opferten ein Schaf als Fida oder Sühnopfer. Die christlichen Galla, welche herbeigekommen waren um sich den Fremden zu besehen, bedauerten, daß er unter einem Baume sterben müsse. Das hätte freilich leicht der Fall sein können, aber ich dachte gar nicht daran einem schmählichen Durchfall zu erliegen, und wollte nach Härrär. Am Neujahrstage 1855 fühlte ich mich wieder etwas gekräftigt, legte meine beste arabische Kleidung an und ersuchte den Gerad um eine Unterhaltung, die dann an einer abgelegenen Stelle hinter dem Dorfe stattfand. Dort las ich ihm mit möglichst feierlicher Betonung den Brief Hadschi Scharmarkays vor, und er schien sehr erfreut darüber, daß ich nicht durch das Land der Isa, sondern durch sein Gebiet gekommen war; dann sprach er von der Burg, welche ich ihm bauen solle, und fügte hinzu, seiner ältesten Tochter habe geträumt, daß der Fremde sich im Lande niederlassen werde. Ueber die Burg äußerte ich mich so, daß der Gerad zufrieden war; nachher schoß ich einige Vögel.

Jetzt erschienen fünf fremde Männer, nebst drei Mauleseln mit verzierten marokkanischen Sätteln, und anderm Schmuck. Zwei, Hadschi Omar und Nur Ambar, waren Bürger aus Härrär; die drei anderen, Ali Hassan, Hosseïn Araleh und Hadschi Mohammed, waren Somal vom Stamme Habr Awal und Vertrauensmänner des Emirs. Sie waren gekommen, um mit Adan den Blutpreis zu regeln. Sie saßen wohl eine halbe Stunde bei uns, tauschten Grüße mit meinen Dienern aus, besahen unsere Esel, und fragten mich, was für Geschäfte ich hier zu Lande treibe. Dem Gerad sagten sie, der Araber, nämlich meine Person, gehöre wohl nicht zu denen, die kaufen und verkaufen; ich sei ganz bestimmt nur gekommen, um auszuspähen, und deshalb müsse man mich sammt

meinen Gefährten gefangen nach Härrär abführen. Der Häuptling erklärte dagegen, wir seien seine Freunde, und die fünf möchten „derlei Worte weit von sich werfen.“ Nachmittags zogen sie mit zweihundert Kühen ab.

Nun war es klar, daß ich etwas Entscheidendes thun mußte. Der Gerad gestand offen zu, daß er sich vor seinem Verwandten in Härrär fürchte, der ihm neulich mehrere in der Nähe der Stadt belegene Dörfer abgenommen habe. Er könne mich unmöglich weiter geleiten, nicht einmal bis zur Grenze, doch solle bis dorthin sein ältester Sohn Schirwa mitgehen. Bedenklichkeiten konnten nichts mehr nützen, und ich mußte mich lediglich auf meinen guten Stern verlassen. Ich nahm also mit meinen Gefährten Rücksprache; sie riethen mir einen Brief an den Emir zu schreiben und um Erlaubniß zum Besuche der Stadt zu bitten, aber darauf durfte ich mich nicht einlassen; denn erhielt ich, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort, so konnte ich platterdings nicht weiter reisen. Das Ende der Zeit benahm sich sehr schlecht und schmiedete Ränke gegen den Hammal und den langen Guled; da er ohnehin ein Feigling war, so befahl ich ihm, in Sagharrah beim Gerad zurückzubleiben. Den beiden übrigen sagte ich, bis jetzt hätten wir nur Alteweiberthaten verrichtet; jetzt müßten wir tapfer sein; im Nothfalle würde ich ganz allein vorwärts gehen. Allein sie sprangen auf und wollten mich nicht verlassen, obwohl man ihnen bange gemacht hatte; noch am Tage vorher äußerten zwei reisende Somal: „wenn ihr euer Leben lieb habt, so geht nicht mit dem Türken nach Härrär.“ Als sie aber einmal im Sattel saßen, benahmen sie sich wacker.

Jetzt schrieb ich im Namen des politischen Agenten zu Aden einen englischen Brief an den Emir; arabisch konnte ich ihn nicht abfassen, weil ich kein Siegel bei mir führte, das doch nicht fehlen darf. Es war möglich, daß ich entdeckt wurde, und ich zog es vor, von nun an offen als Europäer aufzutreten. Diesen Brief wollte ich dem Emir persönlich überreichen. Alle Stämme, mit denen ich in Berührung kam, halten den Mann für einen Feigling, welcher in Gefahren seine Abkunft verläugnet. Ohnehin hatte man mich meines weißen Gesichts wegen für einen Türken gehalten, und diese sind weit verhaßter als die Europäer und nicht so geachtet als diese. Bevor ich Sagharrah verließ, übergab ich dem Ende der Zeit einen Brief an Lieutenant Herne in Berbera, und sagte

ihm, was er im Fall der Noth zu thun habe. Von Sachen nahm ich nur das Allernothwendigste mit, nämlich Kleider, Schießbedarf, ein Paar Bücher und etwas Tabak. Meine Girhibedeckung bestand aus Schirwa, dem Beduinen Abtidon und Mad Said, welcher auf dem Maulesel des Ende der Zeit ritt.

Am 2. Januar, zehn Uhr Morgens, versammelten sich die Leute des Dorfes, beteten das Fathah, und gaben uns die tröstliche Versicherung, daß wir alle todte Männer seien. Wir ritten fort, bis zu einem Dorfe auf dem Wege, wo Schirwa Anstand nahm, mit durch den Gallapaß zu gehen; doch folgte er mir, und nach Verlauf einer Stunde waren wir am Fuße des Tafelberges Kondura. Unser Weg war dort ein beschwerlicher Pfad, der über Felsen und umgestürzte Bäume führte, jetzt wurde er ganz schmal, und ich hatte über mir und unter mir Wald. Dort wurden wir von einem halben Dutzend Gallakriegern angehalten, Leuten des Häuptlings Rabah, welchem dieser Paß gehört. Sie wollten Zoll erheben, aber wir bewiesen ihnen daß unser Esel nicht mit Waaren beladen sei. Als wir dann um die Nordseite des Kondura herumgebogen waren, befanden wir uns auf dem Gebiete des Emir. In einer Entfernung von etwa dreißig englischen Meilen lag ein dunkler Fleck auf gelbem Grunde, hinter einer Reihe blauer Thäler. Das war Härrär!

Ich weidete mich einige Zeit an diesem Anblick, dann ging es wieder vorwärts, bergab, über schlüpferigen scharfen Boden, denn auf dem Kondura ist Nebel häufig und aus dem Gestein sickerte Wasser hervor. Der Weg war durch dickstämmige, von unten bis oben mit starken Aesten besetzte Birbisabäume bezeichnet; manche derselben hatten bis zu fünf und zwanzig Fuß im Umfange. Weiterhin sah ich Gallabauern, die Durra ausdroschen und bei der Ernte sangen. Ich konnte sie auf den ersten Blick an ihrem afrikanischen Gepräge erkennen und von den Somal unterscheiden, welche durch die vielen Einwanderer aus Yemen und Hadramaut nicht unbeträchtlich arabisirt worden sind. Nachmittags kam ich bei Gafra, einem Dorfe der Midgans, welche des Gerad Adan Getreide einheimsten, an Bananen vorüber. Die Leute begrüßten den verrückten Said als einen alten Bekannten, reinigten sogleich eine alte Gambisa, zündeten ein Feuer an, führten unsere Maulthiere auf die Wiesen und wollten uns gastfreundlich bewirthen. Daran wurden sie jedoch durch einige Bürger aus Härrär verhindert,

welche mit dem Zorne des Emirs droheten, wenn sie es wagen würden, diesem „Türken“, denn für einen solchen hielten sie mich, Speise vorzusetzen. Abends kam eine Botschaft von meinen Feinden, den Habr-Awal; wenn ich bis Sonnenaufgang warten wolle, würden sie mit mir in Härrär einziehen. Der Gerad Adan hatte mir gerathen, diesen Leuten nicht vor den Kopf zu stoßen, und deshalb gab ich, gegen den Rath meiner beiden Gefährten, eine höfliche Antwort; ich ließ ihnen sagen, daß ich bis acht Uhr Morgens warten wolle. Aber um sieben Uhr Abends am 3. Januar hörte ich, daß jene Habr Awal schon bald nach Mitternacht mit ihren Kühen aufgebrochen seien, und nun konnte ich an ihrer feindseligen Absicht nicht mehr zweifeln. Ich übergab deshalb mein Tagebuch, meine Skizzen und dergleichen einem alten Midgan, der Alles dem Gerad Adan einhändigen solle, und behielt weiter nichts als meine Waffen und einige Geschenke für den Emir. Dann ritt ich fort und kam an den Erar-(Irek)fluß, dessen Bett wohl hundert Schritte breit sein mag; er war seicht und kühl, das Wasser ist süß. Nach Aussage meiner Führer nimmt er, gleich den Hügeln, seinen Lauf nach Süden zum Webbe von Ogadain (Webbe Schebayli oder Haines River), aber nähere Auskunft über den einzigen das ganze Jahr Wasser führenden Fluß zwischen Härrär und der Küste konnten sie mir nicht geben.

Weiter unten im Thale, wo die Durra noch auf dem Felde stand, begegneten mir viele Gallabauern, die vom Markte zurückkamen; alle staunten den Türken an, von dem man sich schon viele schreckliche Dinge erzählte. Bald nachher sah ich einen vornehmen Mann aus Härrär auf einem hübsch aufgeschirrten Maulthiere; seine sieben Diener trugen Kürbisse und Getreide in Säcken aus Kuhhaut. Der alte Herr sah bleich aus, hatte einen weißen Bart, trug eine feine Tobe, und sein weißer Turban hatte einen scharlachrothen Rand. Ein breites abyssinisches Schwert hing an der linken Schulter herab; einen Schild führte er nicht. Wir begrüßten uns höflich und er ließ mir von einem Diener Wasser reichen. Am Hügel sah ich auch die früher erwähnten zweihundert Kühe, aber die verrätherischen Habr Awal waren vorausgeritten. Auf der Anhöhe zeigte man mir das Dorf Elaoda, das früher ein sehr wohlhabender Ort war und einst dem Gerad Adan gehört hatte.

Bald nach Mittag kam ich auf einen schmalen Pfad, der zu beiden Seiten eingehägt war, und hielt kurze Rast unter einem

Baume; dort saß eine Frau und verkaufte außer Butter auch rohe Baumwolle. Zwei englische Meilen von dort, also eine Wegstunde, auf einem Hügel lag die Stadt Härrär, eine lange dunkle Linie, nicht schimmernd weiß, wie sonst die Städte im Osten. Ich hatte einen andern Anblick erwartet; außer zwei Minareten trat nichts hervor, das die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch hätte nehmen können, und Mancher würde sich gefragt haben, ob dem ein solcher Preis werth sei, daß man dafür das Leben einsetze. Aber in diesen Steinklumpen war noch kein Europäer eingedrungen, und wer die Gefühle und Bestrebungen eines Entdeckungsreisenden kennt, wird leicht ermessen, daß ich im Innern aufjauchzte.

Härrär lag dicht vor mir, und ich trieb mein Maulthier an. Unter einem Baume an der Straße liegen zwei große Heilige, Ao Omar Siyad und Ao Rahma, begraben, und wir sprachen dort das Fathah. Der Boden ist fruchtbare rothe Erde; ich fand Bananen, Limonien und Granatäpfel in den Gärten, an welchen ein Kuhschädel auf einem Pfosten als schützender Talisman aufgesteckt ist; auch Kaffeebäume, Katsträuche und Saflor sah ich in Menge. Eine halbe Meile östlich von der Stadt fließt der Bach Jalah oder Koffi (Coffee); die Leute gingen hindurch, und meine Gefährten nahmen ein Bad und kleideten sich dann in saubere Toben; ich ging inzwischen abseit und zeichnete eine Skizze von Härrär.

Die letzte Strecke unseres Weges führte durch eine Art von Laufgraben, der zu beiden Seiten mit Steinen und hohem Cactus eingefriedigt war; dann gelangt man auf eine offene Ebene. Zur Rechten reichen die Durrafelder bis an die Stadtmauer, links liegt eine Begräbnißstätte, gerade aus fällt der Blick auf die Festungswerke; vor dem Thore und am Grabe Ao Abdals schlenderten Bürger umher. Um drei Uhr Nachmittags, nach einem Ritte von fünf Stunden, befand ich mich am Thore, nachdem ich zwanzig Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatte.*)

Den Thorhüter erkannten wir an seinem langen Amtsstabe, Said redete ihn an und beauftragte ihn, unsererseits dem Emir

*) Von Zeyla nach Gudingaras 19; nach Kuranyali 8; nach Abad 25; nach Damal 11; nach El Armo 11; nach Fiyaf 10; nach Halimalah, dem heiligen Baume, 7; zusammen bis zur Hälfte des Weges 91 Meilen. Weiter von dort nach Aububah 21, nach Koralay 25, nach Härrär 65, zusammen 11, im Ganzen 202 englische, etwa 45 deutsche Meilen.



Salams zu überbringen; wir kämen von Aden und bäten um die Ehre, uns vorstellen zu dürfen. Nachdem jener fortgegangen war, setzte ich mich an einer runden Bastion, wo dann neugierige Leute beiderlei Geschlechts uns betrachteten und allerlei spöttische Reden führten. Auch die drei Habr Awar kamen und fragten mürrisch, weshalb wir nicht ihnen gesagt hätten, daß wir Einlaß begehrten. Diese Leute waren nun meine Todfeinde und ich gab ihnen gar keine Antwort.

Viertes Kapitel.

Zehn Tage in Härrär.

Nach einer halben Stunde kam der Thorwächter zurück und gab uns Erlaubniß, in die Stadt zu kommen. Wir bestiegen unsere Maulthiere und ritten durch die Hauptstraße, eine enge, steil anlaufende Gasse, aus deren unebenem Boden viele spitze Felssteine hervorragen. Der lange Guled hatte sein Maulthier der Obhut unserer beiden Beduinen anvertraut; wir sahen aber diese erst wieder, nachdem wir beim Emir Audienz gehabt hatten. Von dem Volke war ihnen gerathen worden, sich mit dem Thier aus dem Staube zu machen, denn uns werde es sehr schlimm ergehen.

Unser Führer war ein triefäugiger mürrischer Kerl, der uns durch Zeichen bedeutete, daß wir absteigen müßten. Ich war noch etwa hundert Schritte vom Palaste des Emirs entfernt; dann fing er an im Trabe zu laufen, und gab uns zu verstehen, daß von unserer Seite dasselbe geschehen müsse, denn so gebiete es die Achtung vor dem Herrscher. Wir sahen einander an, der Hammal schwor, er wolle lieber elend umkommen, als auf Befehl traben, und ich dachte eben so. Dem Aerger des Führers zum Trotz führten wir unsere Maulthiere im Schritt, gingen durch das Thor und blieben in der linken Ecke des Hofes unter einem Baume stehen, dicht bei einem niedrigen, aus unbehauenen Steinen aufgeführten Gebäude, in welchem Fesseln klirrten; es war das Staatsgefängniß.

In diesem Theile des Hofraums trieben sich viele Gallas herum; manche saßen auch an der Palastmauer im Schatten. Die Häuptlinge erkannte ich an den Armbändern von Zink, die aus dünnen spiralförmigen, dicht aneinander gefügten Ringen bestehen und vom Handknöchel bis in die Nähe des Elbogens hinauf reichen. Sie scheinen besondere Vorrechte zu haben, denn sie trugen Speere und Sandalen und schlenderten gemächlich vor der fürstlichen Wohnung einher. Während im „Palaste" Staatsgeschäfte verhandelt wurden, konnte ich mir mit aller Muße eine Oertlichkeit betrachten, über welche seither so manche widersprechenden Nachrichten in Umlauf waren. Das Gebäude selbst ist weiter nichts als ein großer Schuppen, eine lange Scheune, einstöckig, ohne Fenster, aus rohen Steinen und rothem Ton gebaut und über der Eingangsthür weiß angetüncht. Das letztere ist ein Vorrecht des Emirs und einiger hoher Würdenträger; geringere Leute dürfen eine solche Auszeichnung sich nicht anmaßen. Der Hofraum ist achtzig Schritte lang und etwa dreißig breit; von unregelmäßiger Gestalt und von niedrigen Gebäuden eingeschlossen; in der Mitte, gegenüber dem äußern Eingangsthore, bemerkte ich ein rundes Gemäuer, an welches mehrere Thüren gelehnt waren. Ich erfuhr später, daß Jeder, der einem Befehl des Emir nicht sogleich Folge leistet, seiner Thür verlustig geht; man nimmt sie ihm weg und stellt sie im königlichen Hofraum auf, wo sie einen Tag stehen bleibt; am zweiten Tage ist sie verfallen. Ueberhaupt ist die Thür in jenen Gegenden Afrikas ein werthvoller und ehrwürdiger Gegenstand.

Der Führer kam aus dem Palaste, befreite uns von lästigen Knaben, die sich um uns versammelt hatten, und gebot uns, die Fußbekleidung an einem zwölf Fuß vom Palast entfernten steinernen Tritt abzulegen. Meine Einwendungen, daß wir ja nicht vor einer Moschee seien, blieben unbeachtet. Dann folgte in beiderseits unverständlichen Zungen ein Gezänk über das Ablegen der Waffen, das damit endete, daß ich wenigstens meine Dolche und Revolver behielt. Nun wurde ein Thürvorhang geöffnet, und ich machte eine Verbeugung, denn mir gegenüber sah ich den gefürchteten Häuptling.

Ahmed ben Sultan Abubekr, Emir oder, wie er sich betitelt, Sultan von Härrär, saß in einem dunkeln, weiß angetünchten Gemach, an dessen Wänden verrostete Luntengewehre und blanke Fesseln hingen. Er sah aus wie ein kleiner indischer Radscha und

war ein hagerer Jüngling von etwa fünfundzwanzig Jahren, mit dünnem Bart, gelber Hautfarbe und vorstehenden Augen. Sein weites karmoisinrothes Gewand war mit weißem Pelz verbrämt; ein schmaler weißer Turban war dicht um eine kegelförmige Kappe von rothem Sammet gewunden. Der Thron war weiter nichts als eine fünf Fuß lange Bank mit einem niedrigen Geländer. Der Emir fühlte sich unwohl und sein Elbogen ruhte auf einem Kissen,



Der Emir von Hărrăr.

unter welchem der Griff eines indischen Säbels hervorsah. Die Hofleute, die Vettern und andere Verwandte des Herrschers standen in doppelter Reihe aufgestellt und trugen, nach abyssinischer Sitte, den rechten Arm entblößt.

Ich begrüßte den Herrscher mit den Worten: „Friede sei mit Dir“. Seine Hoheit erwiederte gnädig, streckte seine Hand aus, die gelb und knochig war wie eine Habichtskralle, und schnalzte mit dem Daumen und Mittelfinger. Darauf traten zwei Kämmerlinge

vor, faßten meine Vorderarme und waren mir behülflich, als ich eine tiefe Verbeugung über die Hand machen mußte, ich küßte diese jedoch nicht. Dann kam die Reihe an meine beiden Diener; nachdem sie die Hand geküßt hatten, wurde sie ihnen zum Zeichen des Vertrauens oder der Herablassung noch einmal dargeboten. Jetzt durften wir uns dem Emir gegenüber auf eine Matte setzen; er betrachtete uns mit finsterer Stirn und forschendem Blicke.

Nachdem ich mich nach Seiner Hoheit Wohlbefinden erkundigt, schüttelte er mit dem Kopfe und erkundigte sich nach dem Zwecke meiner Reise. Nun zog ich den von mir selbst geschriebenen Brief hervor und übergab ihn einem Kämmerling. Dieser umwickelte seine Hand mit der Tobe und überreichte ihn so dem Emir, welcher das Schreiben auf's Kissen legte und weitere Mittheilungen verlangte. In arabischer Sprache setzte ich ihm auseinander, ich sei von Aden gekommen, überbringe Empfehlungen des englischen Daula, Gouverneurs, und hätte den Wunsch gehabt, in Härrär das Licht vom Antlitz Seiner Hoheit zu schauen. Daran schloß ich eine kleine Rede über die Angelegenheiten in Arabien und erinnerte daran, daß zwischen dem verstorbenen Herrscher Abubekr und den Engländern ein freundschaftliches Verhältniß obgewaltet habe.

Der Emir lächelte gnädig, und damit fiel mir ein Stein vom Herzen; ich war auf das Schlimmste gefaßt gewesen, und Alles, was ich seither im Palast gesehen hatte, war keineswegs geeignet, mich zu beruhigen.

Der Herrscher sprach ganz leise einige Worte mit seinem Schatzmeister, einem kleinen Manne mit kahlgeschorenem Kopfe, und gab uns ein Zeichen, daß wir uns entfernen möchten. Die Ceremonie des Handkusses wurde wiederholt, und wir verließen den Audienzschuppen als Männer, die offenbar in Gunst standen. Die Leute im Hofe, die uns vorher mit ihren Blicken die Kehle hätten abschneiden mögen, machten jetzt ganz andere Augen. Man führte uns, unter Voraustritt einer Wache, in des Emirs zweiten Palast, den wir als unser Haus betrachten sollten. Dort fanden wir auch die Beduinen, welche es für unmöglich gehalten hatten, daß wir mit dem Kopf auf dem Rumpf zurückkommen könnten; jetzt grinseten sie fröhlich. Bald nachher brachte man uns aus des Emirs Küche ein Gericht Schabta, Durrakuchen in saure Milch eingeweicht und dick mit rothem Pfeffer bestreut, der in jenen Gegenden so häufig die Stelle des Salzes ersetzt.

Nachdem wir gegessen, kam der Schatzmeister mit der Weisung vom Emir, daß wir uns zu dem Wesir, dem Gerad Mohammed, zu verfügen hätten. Wir traten also eine neue Wanderung an und wurden in ein Haus geführt, das wir an den weißen Streifen über der Thür als die Wohnung eines hohen Würdenträgers erkannten. Das Gemach war sauber geweißt, und sah aus wie eine altenglische Küche, denn an den Wänden hingen lackirte hölzerne Näpfe umher. Wir fanden in Mohammed einen alten ehrwürdigen Mann mit wohlwollendem Gesichtsausdruck, der uns um so mehr auffiel, da er im Somalilande als grausam verrufen ist. Ich mußte neben ihm auf einer steinernen, mit Teppichen überdeckten Bank Platz nehmen; Rohrfedern, Tintenfaß und ein weißangestrichenes Brett, das die Stelle des mangelnden Papiers ersetzte, lagen zur Hand. Nachdem er mich willkommen geheißen, strich er sich seinen Bart und fragte dann in gutem Arabisch, was ich in Härrär wolle. Im Wesentlichen sagte ich ihm dasselbe, was ich schon früher gegen den Emir geäußert, fügte aber hinzu, daß die Engländer von Aden aus mit Härrär in Freundschaft und in Handelsbeziehungen treten möchten. „Das ist gut, wenns Allah gefällt!“ sprach der Gerad. Ich bog mich über seine Hand und wurde entlassen. Zu Hause fragte ich, weshalb man meinen Dienern ihre Waffen noch nicht zurückgegeben habe; die Antwort lautete, sie befänden sich im Palaste und seien dort gut verwahrt. Nun überschickte ich dem Emir ein sechsläufiges Drehpistol und ließ ihm den Gebrauch dieser Waffe erklären.

Unser Haus, in welchem wir es uns nun einigermaßen bequem zu machen suchten, war reinlich, hatte schlechte Wände und einen gestampften Fußboden; dem Eingange gegenüber waren zwei breite steinerne Stufen von etwa zwei Fuß Höhe und drei Fuß über der platten Erde. Darüber lagen Matten; ich legte aber unsere Decken und Schabracken darauf und bereitete mir ein Lager. Sehr ermüdet und vollkommen durchdrungen von der Eigenthümlichkeit der Umstände, in welche ich mich versetzt sah, legte ich mich nieder. Ich war unter dem Dache eines fanatischen Fürsten, der Gewalt über Leben und Tod hatte, unter einem Volke, das die Fremden verabscheut, der einzige Europäer, der je diese ungastliche Schwelle überschritten; hoffentlich war ich auch das Werkzeug des Schicksals zum Niederbrechen dieser Gewalt gewesen.

Ich will nun Härrär beschreiben, das bisher so mangelhaft bekannt gewesen ist. Diese alte Hauptstadt von Hadiyah heißt bei ihren Einwohnern Härrär Gäy, bei den Somal Ădäri, bei den Gallas Ădäräy; die Araber und nach ihnen die Europäer nennen sie Härrär. Sie liegt nach meiner Gissung 175 englische Statutmeilen von Zeyla und 219 solcher Meilen von Berbera, wie ich annehme auf 9° 20′ nördlicher Breite und 42° 17′ östlicher Länge*), ungefähr 5500 Fuß über dem Meer. Die Höhe kann ich nicht genauer bestimmen, weil ich meinen Thermometer zuletzt in Wilenst in siedendes Wasser steckte; in Härrär selbst durfte ich es nicht wagen. Das letztere dehnt sich an einem Hügelabhang hin, der sanft von Westen nach Osten hin abfällt. An der Ostseite liegen bebauete Aecker, an der Westseite Obstfelder auf Terrassen, nach Norden hin sah ich einen abgesonderten, mit Gräbern bedeckten Hügel, nach Süden hin liegt ein Thal, welches von einem Bache durchflossen wird. Bei einer solchen Lage ist Härrär, namentlich auf der Nordseite, gegen starke Winde geschützt, weil eine Bergkette vorliegt, deren höchster Gipfel Kondura heißt, und das Klima hat mich während meines kurzen Aufenthalts an jenes von Toscana erinnert. Am 11. Januar hatten wir Gewitter mit Regen, am 12. regnete es häufig, der Morgen des 13. war klar, als wir aber über die Berge kamen, standen Wolken am Himmel. Der Monsun ist einen Monat lang sehr heftig; man säet, bevor er eintritt, und erntet im December und Januar. In den übrigen Jahreszeiten ist das Wetter trocken, mild und gleichmäßig.

Schon der arabische Geschichtschreiber Makrisi bemerkt, daß Härrär eine von den sieben Provinzen des Reiches Zeyla sei. Dieses war von arabischen Eroberern gestiftet worden, welche im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung das Küstenland bis an die Gebirge unterwarfen und sich dort festsetzten. Das moslemitische Härrär übte einen unheilvollen Einfluß auf die Geschicke des christlichen Reiches in Abyssinien. Die Beherrscher dieses letztern, Kaiser von Aethiopien, betrachteten die Adel, das heißt die Somal und Dankali, als ihre Unterthanen, aber der Verband war doch nur sehr locker; Muselmänner wurden am christlichen Kaiserhofe

*) Nach Cruttenden 9° 22′ nördl. Breite, 42° 35′ östl. Länge; nach Krapff 9° 25′ nördl. Breite, 42° 7′ östl. Länge; nach Harris 9° 24′ nördl. Breite, 42° 22′ östl. Länge.



mit Geschenken bedacht. Die Abyssinier lieferten den Adel Sklaven und erhielten dafür Steinsalz. Trotz des Handelsverkehrs waren Kriege sehr häufig. Die fanatischen Muselmänner stürmten vom Unterlande herauf, plünderten, suchten Proselyten zu machen, brannten die Kirchen nieder, ermordeten die Ungläubigen und marten die Priester.

Im vierzehnten Jahrhundert, 1312 bis 1342, war Amda Sion Kaiser von Aethiopien. Amano, König von Hadiyah, nannte ihn einen Weiberhelden und plünderte weit und breit im Unterlande von Tegulet bis zum rothen Meere. Den Amharas (Abyssiniern) wurde befohlen, keinen Muselmann zu verschonen, denn es sollte eine Prophezeihung erfüllt werden, der zufolge Mohammeds Lehre dem Untergange nicht entgehen könne. Erst nach Amda Sions Tode war wieder Friede, aber unter Sara Yakub, 1454 bis 1468, brach abermals Krieg aus, weil dieser Kaiser sich Spötteleien über die langen Zähne einer mohammedanischen Prinzessin von Zeyla erlaubt hatte. Kaiser Baeda Mariam, Yakubs Nachfolger, gab sich die größte Mühe, die Adel zu unterwerfen; als er starb, ließ er sich auf seinem Todtenbette so hinlegen, daß sein Gesicht dem Unterlande zugekehrt war, welches ihm zehn Jahre lang erfolgreich Widerstand geleistet hatte.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts versetzte Mahfus, ein glaubenseifriger mohammedanischer Sultan, den Abyssiniern harte Schläge. Er that ein Gelübde, daß er während der vierzigtägigen Fastenzeit stets gegen die Ungläubigen Krieg führen wolle; sie waren dann durch strenges Fasten abgemattet und nicht im Stande, mit den Waffen kräftigen Widerstand zu leisten. Er hielt sein Gelübde und verbrannte dreißig Jahre hintereinander Kirchen und Klöster, ließ jeden Christen, der in seine Gewalt fiel, ohne Gnade niedermachen, schleppte Frauen und Kinder in die Sklaverei; viele machte er dem Scherif von Mekka zum Geschenk. Sa Salesseh, den Befehlshaber der kaiserlichen Leibwache, gewann er durch Bestechung; den Kaiser Alexander, 1478 bis 1495, ließ er in der Stadt Tegulet ermorden. Des letztern Nachfolger, Naud, gewann einige Siege über die Muselmänner, starb aber bald; sein Sohn, David der Dritte, war erst elf Jahre alt, als er den Thron bestieg, und stand unter der Vormundschaft seiner Mutter Iteghe Helena; der Krieg dauerte fort.

Aegypten und Arabien wurden 1516 vom osmanischen Sultan Selim erobert; das Hedschas 1538 von Suleyman Pascha unterworfen. Die Pilgerkarawanen, welche aus Abyssinien nach Jerusalem zogen, wurden überfallen, die Erwachsenen niedergemacht, die Jüngeren als Sklaven verkauft. Als auch arabische Kaufleute, um sich den Erpressungen der Türken zu entziehen, nach Afrika flüchteten, nahmen die Osmanen Zeyla von Aden aus in Besitz, verübten seitdem großen Druck auf den Handel mit Indien, indem sie durch ihre Kriegsgaleeren von den Kauffahrern Zoll erhoben, und nahmen auch gegen Abyssinien eine feindselige Stellung ein. Denn Mahfus wurde von ihnen aufgemuntert und unterstützt, der Scherif von Mekka übertrug ihm den Befehl über Zeyla, diesen Schlüssel zum Oberlande, und schenkte ihm, als einem Streiter für den Glauben, eine grüne Fahne.

Damals waren die Portugiesen in den östlichen Gewässern erschienen. Die Itughe Helena wandte sich an den Vicekönig von Indien, den großen Albuquerque, um Hülfe. Ihr Gesandter kam nach Goa, und brachte ein Stück Holz vom wahren Kreuze Christi mit. Bald erschien eine Gegengesandtschaft des Königs von Portugal in Massawah; aber der sechszehnjährige Daniel hatte nicht erst auswärtige Hülfe abgewartet, sondern war in Person gegen die Muselmänner ausgerückt. Mahfus, der Goliath unter den Anhängern des Islam, wurde während einer Schlacht im Zweikampf erlegt von Gabriel Andreas, einem Soldaten von erprobter Tapferkeit, der zugleich Mönch war; als man ihm einst wegen freimüthiger Worte die Spitze seiner Zunge abgeschnitten hatte, war er in ein Kloster gegangen, dann aber für seinen Glauben gegen die Feinde ausgezogen. Die grüne Fahne wurde genommen, zwölftausend Muselmänner lagen als Leichen da, David drang ins Niederland ein und warf seinen Speer in eine der Thüren des Palastes zu Adel.

Aber unter den Bekennern des Islam erhob sich ein gewaltiger Mann, Mohammed Grague oder, wie die Somal sagen, Guray, die Linkshand. Damals war Härrär noch ein Beduinendorf. Mohammed miethete Söldner aus Mokka, die Türken in Yemen sandten ihm Janitscharen zu Hülfe, die Kanonen mitbrachten, und nun drang er in Ifat und Fatigar ein. Im Jahre 1528 eroberte er Schoa in Abyssinien, plünderte das Land Amhara aus, brannte die Kirchen nieder und führte unermeßliche Beute mit sich fort.

Er jagte den Kaiser David durch Tigre bis an die Grenze von Sennar, lieferte den Christen eine Schlacht am Nil und erschlug mit eigener Hand den tapfern Gabriel Andreas. Gideon und Judith, das Königspaar der Juden von Samen, machten mit ihm gemeinschaftliche Sache; eine Hungersnoth unter den Abyssiniern, von welcher viele Männer hinweggerafft wurden, nützte ihm, indem sie seine Gegner noch mehr schwächte; er wüthete mit Fackel und Schwert, nahm die Stadt Axum ein und verbrannte sie, ermordete die Prinzen aus dem königlichen Geblüt auf der Amba Geschen, und erschlug 1540 David den Dritten, den letzten Kaiser von Aethiopien, der sich König der Könige nannte.

Claudius, welcher nach ihm den wankenden Thron bestieg, sandte den Portugiesen Johann Bermudez aus Abyssinien nach Europa, versprach den römischen Papst anzuerkennen und diesem ein Drittel seiner Besitzungen abzutreten, wenn man ihm Hülfe sende. König Johann der Dritte von Portugal ließ durch zwei Söhne des berühmten Vasco da Gama, Stephan und Christian, ein starkes Geschwader ins rothe Meer einlaufen. Der jüngere dieser beiden Brüder landete zu Massawah mit vierhundert Musketieren, erschlug den mohammedanischen Feldherrn Nur und sandte dessen Kopf nach Gondar zur Itughe Sabel Wenghel, welche denselben als ein Glück verheißendes Zeichen annahm. Die Portugiesen waren aber so unvorsichtig, in der Regenzeit vorwärts zu gehen, und sich auf der Ebene von Ballat dem tapfern Mohammed Grague entgegenzustellen, der zehntausend Speerträger und eine große Reiterschaar befehligte. Die Portugiesen zählten nicht viel über vierthalbhundert Streiter, und diese konnten sich auf einige tausend Mann abyssinischer Krieger nur wenig verlassen.

Nach der Erzählung des Pater Hieronymus Lobo, der seine Berichte von einem Augenzeugen hatte, fand zwischen beiden Theilen eine Besprechung statt. Mohammed nahm eine sehr vortheilhafte Stellung ein und sandte an Dom Christoph einen Boten, welcher ihm sagen mußte, der König von Portugal sei durch die treulosen Abyssinier belogen worden. Der junge tapfere Feldherr flöße ihm Theilnahme ein und er, der Sultan, wolle ihm nicht nur freien Durchzug gestatten, sondern ihn auch mit Lebensmitteln versorgen. Der christliche Ritter schenkte dem Boten ein Prachtgewand und ließ dann dem Sultan Mohammed sagen, er sei mit seinen portugiesischen Kriegern gekommen, ihn aus dem Reiche zu

vertreiben, das wider alles Recht mit Krieg überzogen worden sei. Nicht zurückweichen wolle er, sondern sich einen Weg durch das Land der Feinde bahnen. Mohammed habe gar keine Bedingungen zu stellen, sondern sich unverweilt zu entscheiden, ob er geneigt sei ungerechtes Gut wieder herauszugeben, im Weigerungsfalle müsse er des Kampfes gewärtig sein. Christoph da Gama vertraue auf den Allmächtigen und die gute Sache; dem Sultan aber sende er hiermit als Geschenk einen Spiegel und eine Kneipzange.

Der muselmännische Herrscher wurde dadurch so erbittert, daß er sofort vom Mahl aufstand und die Portugiesen angriff. Sie standen am Abhang eines Hügels neben einem Gehölz; hinter ihnen waren die Abyssinier aufgestellt, die aber ruhige Zuschauer blieben, um nach dem Ausgange des Kampfes sich auf die Seite des Siegers zu neigen.

Mohammed ließ zehn Reiter vorrücken, welchen die Portugiesen zehn Musketiere entgegenstellten; diese zielten so gut, daß sogleich neun Mohren fielen und der König von Pedro da Sa am Schenkel verwundet wurde. Dann wurde der Kampf allgemein, und bald wichen die Muselmänner vor den Musketen und Kanonen der Portugiesen zurück. Mohammed rettete nur mit Noth sein Leben, verschanzte sich jedoch in einer festen Stellung Mamrat oder Membret, wo er überwintern und Verstärkung abwarten wollte. Die Portugiesen verfolgten den Feind, dessen verschanztes Lager sie freilich nicht nehmen konnten; sie befestigten sich ihrerseits auf einem gegenüberliegenden Hügel. Die Abyssinier leisteten ihnen keine Hülfe und brachten nicht einmal Lebensmittel; die tapfere kleine Schaar schmolz immer mehr zusammen. Aber im Vertrauen auf göttlichen Beistand und ermuthigt durch das Andenken an die Großthaten ihrer Landsleute, hofften sie aller Schwierigkeiten Meister zu werden. Mohammed war inzwischen nicht unthätig; er rief die muselmännischen Fürsten um Beistand an, stachelte den religiösen Eifer derselben auf und erhielt eine Verstärkung von zweitausend arabischen Musketieren, während ihm zugleich die Türken aus Yemen einige Kanonen schickten. Nun erst griff er die Portugiesen an. Sie leisteten tapfern Widerstand, streckten viele Feinde nieder, erlitten aber auch ihrerseits schweren Verlust. Christoph da Gama erhielt einen Schuß in den Arm, welcher ihm den Knochen zerschmetterte, ein anderer traf ihn am Knie; die Uebermacht siegte, die Mohammedaner drangen ins Lager ein und stachen die Christen

mit den Speeren nieder. Der portugiesische Feldherr entkam dem Gemetzel; er flüchtete nebst zwei Gefährten in den Wald, wurde entdeckt und gefangen genommen. Mohammed war hoch erfreut, daß er einen so gefährlichen Feind nun in seiner Gewalt hatte; er gab ihm die Weisung, zwei verwundete Muselmänner, seinen Oheim und seinen Neffen, pflegen zu lassen, aber dessen weigerte sich der Portugiese, indem er erklärte, er sei nicht gekommen, Muselmänner zu retten, sondern sie zu tödten. Der darüber mit Recht erbitterte Mohammed legte einen Stein auf das Haupt des Gefangenen, welchen er dem Hohne und den Mißhandlungen seiner Krieger preisgab. Man versprach ihm Leben und Freiheit, wenn er sich zum Islam bekennen wolle; darauf entgegnete er höhnisch, nichts in der Welt könne ihn bewegen, seinen himmlischen Herrn zu verleugnen und einem Betrüger, einem falschen Propheten, zu folgen. Darauf säbelte ihm Mohammed den Kopf vom Rumpfe. Der Leib des Christen, welcher den Propheten von Mekka so fanatisch geschimpft und gelästert hatte, wurde in vier Stücke zerhauen, die man nach vier verschiedenen Städten sandte. Die Katholiken aber sammelten die Gebeine ihres fanatischen Glaubensgenossen, den sie für einen Märtyrer erklärten, und begruben dieselben. Jeder Mohammedaner, der am Grabe vorbeiging, warf einen Stein darauf, und der Haufen war allmälig so groß geworden, daß Pater Lobo nicht ohne Mühe ihn hinwegräumte, als er die Knochen ausgraben wollte. Dieser Jesuit hat dabei gleich ein Wunder zu erzählen. Nach einer Ueberlieferung öffnete sich dort, wo Christophs Haupt fiel, eine Quelle von wunderbarer Heilkraft, denn ihr Wasser beseitigt Krankheiten, denen man mit gewöhnlichen Arzeneien nicht beikommen kann.

Nach jenem Siege trieb Mohammed Guray den jungen Kaiser Claudius durch Abyssinien, und Niemand leistete ihm Widerstand. Dann aber schaarten sich jene Portugiesen, welche das Leben gerettet hatten, um diesen christlichen Herrscher, den sie bewogen, wieder in's Feld zu ziehen. Sie wollten ihren Feldherrn rächen; ihre Musketiere sahen es auf Mohammeds Person ab, den sie auch niederschossen. Seine Gemahlin Talwambara, Tochter des Mahfus, bestattete die Leiche heimlich; ein Sklav mußte die Kleider des Sultans anlegen, den man für noch lebend ausgab, um die Streiter nicht zu entmuthigen. So erzählen die Muselmänner; Pater Lobo's Bericht lautet anders. Ein Schütz von kleiner Gestalt, Pedro Leon, einst Christophs Diener, hatte sich den Sultan zum Ziel auserkoren

und schoß ihm eine Kugel in den Kopf, als er gerade seine Truppen zum Angriff ermunterte. Er sank todt vom Rosse. Da schnitt der Schütz ihm rasch ein Ohr ab, und nahm auch ferner am Kampfe Theil. Die Muselmänner erlitten eine große Niederlage. Ein abyssinischer Häuptling fand Mohammeds Leiche, schnitt ihr den Kopf ab und überreichte denselben dem Negusch Claudius; er nahm für sich die Ehre in Anspruch, den gewaltigen Sultan getödtet zu haben. Pedro Leon warf dann die Frage auf, ob der König nur ein Ohr gehabt habe, zog jenes hervor, welches er abgeschnitten, und wies sich als den rechten Mann aus. So endete ein gewaltiger Kriegsfürst, welcher während eines vierzehnjährigen Krieges das alte abyssinische Reich zerstörte; bis auf den heutigen Tag lebt er im Munde des Volkes.

Mohammeds Nachfolger auf dem Throne von Adel war Emir Nur, der sich um Talwambara's Hand bewarb. Sie versprach ihm dieselbe, sobald er ihr den Kopf des Kaisers Claudius zu Füßen gelegt habe. Er sandte eine trotzige Kriegserklärung an den Negusch, und am 22. März 1559 standen die beiden Heere einander gegenüber. Der abyssinische Oberpriester erklärte seinem Kaiser, er (der einfältige Geistliche) habe eine Erscheinung gehabt, und der Engel Gabriel habe ihm geboten, den Kaiser zu warnen, daß er nicht unnöthig sein Leben auf's Spiel setze. Dieser Blödsinn wurde verhängnißvoll; die christlichen Abyssinier, ohnehin ein durch ihre Geistlichen verdummtes, höchst abergläubiges Geschlecht, legten Werth auf die Worte des Pfaffen und ließen ihren tapfern Herrscher im Stiche. Claudius, mit einigen Portugiesen, trat dem Emir Nur mächtig entgegen und fiel, mit Wunden bedeckt. Sein Feind schnitt ihm den Kopf ab und legte diesen zu den Füßen Talwambara's, die ihm nun ihre Hand gab. Sie hing das Haupt des Negusch bei den Haaren an einen Baum und weidete sich zwei Jahre lang an diesem Anblick. Dann verkaufte sie den Schädel an einen armenischen Kaufmann, welcher demselben im Grabe des heiligen Claudius zu Antiochia eine Ruhestätte gab. Der Name des christlichen Helden, welcher alle Schlachten gewonnen hatte, nur die nicht, in welcher er fiel, steht nun im Heiligenkalender der Abyssinier. Aber auch Emir Nur ist canonisirt worden. Die Mohammedaner haben ihren verehrten „Wali" in Härrär unter einem Gewölbe bei der Dschamimoschee begraben. Bald nach seinem entscheidenden Siege über Claudius führte er die Mauer auf, von welcher noch jetzt Härrär

umschlossen ist. Mehrere Araber, die im Rufe der Heiligkeit standen, kamen dorthin, und die Stadt wurde allmälig größer. Nur's Nachfolger herrschten lange Zeit und starben erst vor wenigen Menschenaltern aus. Der gegenwärtige Herrscherstamm leitet seine Abkunft von Abubekr her, oder von Akil, Sohn Abu Talibs und Bruder Ali's; doch ist es wahrscheinlicher, daß er von heidnischen Galla abstammt.

Das jetzige Härrär ist etwa eine englische Meile lang und halb so breit. Die unregelmäßige Mauer ist erst vor einigen Jahren ausgebessert worden, was allerdings sehr nöthig war, denn die Hyänen krochen durch die Löcher zur Stadt hinein und machten dieselbe bei Nacht unsicher. Jetzt läßt man Abends die Thore offen, lockt die Thiere durch Köder an, verschließt dann die Pforten und erlegt die unwillkommenen Gäste mit Speeren. Dieser Thore sind fünf; sie werden allezeit sorgfältig bewacht und Abends müssen die Schlüssel dem Emir eingehändigt werden. Nach Thorschluß kann Niemand die Stadt verlassen. Mauern und Thürme, letztere oval, sind ohne alle Kunst gebaut; man hat dazu Granit- und Sandsteinblöcke von den umliegenden Hügeln genommen, und als Mörtel den gewöhnlichen Thon benützt. In ähnlicher Weise sind auch die Häuser in den Städten der Galla aufgeführt. Das größte Gebäude ist die Dschami oder Hauptmoschee, ein langer Steinschuppen, der ein ärmliches Ansehen hat. Die daneben stehenden zwei Minarete bilden abgestumpfte Kegel, sind weiß angetüncht und wurden von türkischen Baumeistern aus Mokka und Hodeida gebaut. Das eine Minaret stürzte vor einigen Jahren ein und ist von einheimischen Künstlern nothdürftig wieder aufgebaut worden. Man sieht in der Stadt nur wenige Bäume, auch hat sie keine Gärten, welche sonst im Orient auch größeren Ortschaften etwas von ländlichem Reiz geben. Die Straßen, enge Gassen, die bergan und bergab laufen, sind uneben und voll von Schmutzhaufen, bei denen sich hungerige, räudige Hunde in Menge herumtreiben. Die Menschen wohnen in langen steinernen Schuppen mit flachen Dächern; manche haben ein Obergeschoß, die Thüren bestehen aus einer einzigen Planke, die Fenster sind ziemlich hoch angebracht und haben armselige Holzgitter. In den Wohnungen der Wohlhabenderen findet man besondere Gemächer für die Frauen, und einen Hofraum, dessen Eingangsthür aus zusammengebundenen Durrastengeln besteht. Die ärmeren Leute hausen in einer Gambisa, die sich in keiner Weise von den

schon früher beschriebenen Hütten der Landbewohner unterscheidet. An Moscheen ist kein Mangel, es sind aber nur ganz schlichte Gebäude, ohne Minarete. Die Gräber auf den verschiedenen Leichenäckern bilden längliche Tröge derart, daß man Steinplatten der Länge nach neben einander gestellt hat, so daß sie eine Umfriedigung bilden.

Härrär ist stolz darauf, daß es ein Sitz der Gelehrsamkeit und Heiligkeit sei; dort liegt der Schutzpatron der Stadt begraben, Scheich Omar Abadir El Bakri, der aus Dschidda stammt. Ganze Schaaren bettelhafter Beflissener der Gottesgelahrtheit und wahnwitziger Widads treiben sich in der Stadt umher und überschwemmen das Land; aber wissenschaftliche Anstalten sind nicht vorhanden, und Bücher selten und theuer. Die Studenten werden nur theologisch und natürlich sehr dürftig abgerichtet. Die vornehmsten Uelema sind die Kabir (Professor der Theologie) Chalil und Kabir Yunis, die fast nie ihr Haus verlassen und Unterricht geben; der dritte, Scheich Dschami, ist ein Somali, der sich viel in politische Angelegenheiten mischt. Diese Professoren lehren mohammedanische Dogmatik in der Härrärisprache. Sie ist, gleich dem Somali und anderen Sprachen in diesen Gegenden Afrikas, in Ethnologie und Grammatik theilweise arabisch, so daß ein semitisches Reis auf den einheimischen Stamm gepfropft wird. Durch häufiges Vorkommen des Kehllautes ch wird das Härräri rauh und unangenehm; eine Literatur giebt es in dieser Sprache nicht, mit Ausnahme einiger Gesänge und Erzählungen, die mit modernen Naschki-Schriftzeichen niedergeschrieben worden sind. Ich hätte mich gern näher mit ihr bekannt gemacht, aber die Umstände waren dazu nicht günstig genug; in der Stadt selbst wurde ich so scharf überwacht, daß ich nicht schreiben durfte; aber gleich nachdem ich sie verlassen hatte, schrieb ich in Wilensi die grammatischen Formen und ein Vacabularium nieder. Die alte Angabe, daß das Härräri „Arabisch sei, aber eine Verwandtschaft mit dem Amharischen habe", ist schon an und für sich widersinnig und ganz unrichtig.

Härrär hat seine eigene Sprache, welche nur den Einwohnern verständlich ist, und diese, etwa achttausend an der Zahl, bilden einen besondern Menschenschlag. Die Somal sagen, die Stadt sei ein Paradies, in welchem Esel wohnen, und allerdings hat die äußere Erscheinung dieser Leute nichts Gewinnendes. Unter den Männern habe ich auch nicht einen einzigen mit hübschem Gesicht bemerkt; sie haben grobe Züge, manche schielen oder haben durch

die Blattern ein Auge verloren, wieder andere sind durch Scropheln oder sonstige Krankheiten entstellt. Das Sprüchwort: „Hart wie das Herz eines Härräri“ mag wohl Recht haben. Die Hautfarbe ist gelblich-braun, der Bart kurz, struppig und so widerborstig wie das Haupthaar; Hände und Handknöchel, Füße und Fußknöchel sind groß und unschön. Die Gestalt ist von Mittelgröße, die Stimme rauh und laut, die Kleidung eine Zusammensetzung von arabischer und von abyssinischer Tracht. Sie scheeren den Kopf und stutzen den Schnauzbart. Manche gehen barhaupt, andere tragen eine indische oder ägyptische Kappe, einige auch einen weißen Turban, der lose um den Kopf geschlungen wird. Hauptkleidungsstück ist die Tobe; man trägt sie locker oder bindet einen schmalen Gürtel um, in welchem der Dolch steckt; die reicheren binden einen Lendenschurz um, und die Würdenträger haben weite arabische Beinkleider von weißem Kattun. Vervollständigt wird der Anzug durch grobe lederne Sandalen und einen Rosenkranz; ein Werkzeug zum Reinigen der Zähne (aber nicht eine Zahnbürste, weil eine solche Borsten von einem unreinen Thiere hat) darf nicht fehlen, weil das Tabakskauen ganz allgemein ist. Auf der Straße soll Niemand bewaffnet erscheinen, aber Jeder trägt einen langen Stock.

Die Weiber sind, schon wegen der vielen Sklavinnen, weit zahlreicher als die Männer und erscheinen im Vergleich mit diesen sehr vortheilhaft. Der Kopf ist klein, das Profil regelmäßig, die Nase gerade, das Auge groß, der Mund nähert sich dem kaukasischen Typus an, die Hautfarbe ist hellbraun. Aber die Reize werden durch die Kleidung verhüllt. Die Frau trägt ein weites, braun oder indigoblau gefärbtes Gewand, mit kurzen Aermeln; vorne und hinten ist es mit einem scharlachrothen Dreieck verziert, so daß die breite Seite oben, die spitze unten steht; der weiße Gürtel hat eine rothe Einfassung. Frauen der höheren Klassen tragen außer dem Hause ein blaues Tuch über dem Kopfe, verschleiern aber das Gesicht nur selten. Das Haar wird in der Mitte getheilt, unter den Ohren in zwei große Puffen gelegt und mit dunkelblauem Musselin oder einem Netze bedeckt, das man unter dem Kinn zusammenknüpft. Dieser Kopfputz wird oben im Nacken mit einem schwarzseidenen Bande befestigt. Die Mädchen binden das Haar in einem Knoten auf dem Hinterkopfe zusammen; ihre Locken sind durchgängig weich, nicht drahtartig wie beim Neger, und zugleich lang und dicht; aus dem Knoten fallen einige kurze Flechten recht



Leipzig. A. Edelmann.

Costume aus Härrär.

anmuthig auf die Schulter. Nur Leute vom Rang legen Silberschmuck an; im Ohre trägt man Somaliringe oder rothe Korallenperlen; die Halsbänder sind von demselben Stoff; am Vorderarme hat man sechs breite Ringe von Büffelhorn, die im westlichen Indien verfertigt werden. Auf den Busen tättowirt man Sterne, die Augenbrauen werden mit Farbe verlängert, die Augen erhalten eine Umrandung von Kôl, Hände und Füße färbt man roth mit Henna. Die Stimme der Frauen ist hart und schreiend und bildet einen scharfen Gegensatz zu den weichen Tönen der Somaliweiber.

Die Beschäftigung der Frauen besteht im Spinnen und Weben von Zeug zu Toben, Turbanen oder Gürteln, Wasserholen und sonstiger Hausarbeit. Der Mann hält es unter seiner Würde, auf der Straße zu sitzen und etwas zu verkaufen; ein Gleiches ist in Abyssinien der Fall, und deshalb wird Handel und Wandel durch die Frauen vermittelt. Diese kauen Tabak; die reichen salben die Haut mit Butter ein, die ärmern mit Lampenöl. Manchmal nehmen sie sich so viel heraus, daß man eine Tracht Schläge für nöthig hält; bevor man zuschlägt, gießt man der Widerspänstigen einige Kalebassen voll Wasser über Kopf und Schultern. Das Auspeitschen geschieht öffentlich.

Beide Geschlechter leben ausschweifend; Hoch und Niedrig ist dem Genuß starker Getränke ergeben, auch wird viel Bier und Meth getrunken. Der Emir läßt Schaarwachen in den Straßen umhergehen und Jeden auspeitschen, der nach einer bestimmten Stunde betroffen wird. Der Fanatismus, besonders Christen gegenüber, ist sehr arg, wohl in Folge der Kriege mit den Abyssiniern; die Härräri unternehmen gern einen Dschihad, einen Glaubenskrieg, gegen die Gallas, und rühmen sich, über diese manchen Sieg erfochten zu haben. Ich habe einen Brief gelesen, welchen der verstorbene Emir an den Hadschi Scharmarkay nach Zeyla geschrieben hatte; in demselben prahlt er damit, daß er tausend Ungläubige erschlagen habe, und dann — bittet er um ein paar Pfund englischen Schießpulvers. Der Härräri haßt die Fremden, und verachtet sie; er theilt sie in zwei Klassen: Araber und Somal. Dieser Haß ist schon alt. Abd el Kerim, Oheim des verstorbenen Emir Abubekr, ließ etwa siebenzig arabische Söldner kommen, um sie, unter Anführung ihres Hauptmanns Haider Assat, gegen die Gallas zu verwenden. Sie hatten Luntengewehre, als ihnen aber der Schießbedarf zu mangeln begann, mußten sie zurückweichen, ver-

loren zwanzig Mann und flüchteten in die Stadt. Diese wurde von den Gallas eingenommen, welche sich Abd el Kerim's und seines Bruders Abd el Rahman bemächtigten, und mit Hülfe der Bürger alle Fremden, hauptsächlich die Araber, ermorden wollten. Diese vertheidigten sich jedoch tapfer und wollten Abd el Rahman's Sohn auf den Thron setzen. Er lehnte aus Furcht die Würde ab, worauf die Araber sich ihren Sold auszahlen ließen und mit allen Kriegsehren nach Zeyla abzogen. Kurz vor meinem Aufenthalt in Hárrár hatte dort etwa ein Dutzend arabischer Hausirer, die überhaupt sehr gefährliche Leute sind, ein Komplot gegen den Emir angezettelt. Aber eines Morgens wurde ihr Hauptmann verhaftet und das Gefängniß sollte auch sein Grab sein; die übrigen wurden ausgewiesen, bei Todesstrafe. Sie trieben sich einige Monate in der Umgegend herum, erhielten dann Erlaubniß zur Rückkehr, stehen aber unter scharfer Aufsicht. Von diesem Vorfall durfte in Hárrár Niemand sprechen und wir wurden gewarnt, nicht weiter über diese Sache nachzufragen.

Die Somal, etwa fünf und zwanzig hundert Seelen, bilden etwa ein Drittel der Bevölkerung; andere dreitausend Einwohner sind Beduinen, welche kommen und gehen. Die Gallas wohnen bis in die Nähe der Stadtmauern, unruhige Leute, welche der Emir durch Geschenke von Baumwollenzeug sich zu befreunden sucht; in manchen Jahren vertheilt er unter ihnen bis zu sechshundert Toben. Als von der Stadt aus die Blattern sich bis in die Galladörfer verbreiteten, verlangten die Angehörigen der an dieser Seuche Gestorbenen Blutgeld, und bekamen es auch. Sie könnten leicht die Stadt überwältigen, lassen aber die Dinge bestehen, wie sie einmal sind, weil ihnen das paßt. Sie sind tapfer und gewandt; wenn sie, erzählt man, den Blitz auf der Pfanne des Luntengewehrs sehen, werfen sie sich rasch zur Erde. Sie sitzen gut zu Pferde, wissen den Speer geschickt zu handhaben, und die Bürger sprechen gut von ihnen. Die Somal können unter den Gallas ungehindert umherreisen. Ich hörte sowohl in Zeyla wie in Hárrár, daß Handelsleute bis weit nach Westen vorgedrungen, und sieben Monate lang unter den Heiden gereist seien, die goldene Armbänder trugen; endlich erreichten sie die salzige See, auf welcher die Schiffe der Franken fahren. Eine Verbindung zwischen dem östlichen und dem westlichen Afrika ist allerdings vorhanden; unter König Johann dem Zweiten erfuhren die Portugiesen am

Flusse Zaïre in Congo etwas von der abyssinischen Kirche. Pilger aus Senegambien und den Fellatahländern ziehen durch Abyssinien bis ans rothe Meer, und wir wissen ja nun auch, daß zwischen Sansibar und Benguela Handelsverkehr besteht. In Wilensi gab mir ein gewisser Mohammed, von der Somalisippe der Schaykhasch, das Tagebuch einer Reise, die er in neun Stationen bis zu den Quellen des Abbay oder blauen Nils gemacht hatte; er bestätigte die Angabe, daß der Hawasch und die Webbe Schebayli in derselben bewaldeten Bergkette entspringe, wo auch der blaue Nil seine Quellen hat.

Der Emir herrscht ganz unumschränkt, nach Laune, Willkür und Belieben. Wer irgend verdächtig ist oder von dem man meint, daß er einmal nach dem Throne streben könne, wird über die Seite geschafft oder eingesperrt. Der Großvater des jetzigen Emirs, Ahmed, starb im Kerker, und sein Vater entging nur mit genauer Noth demselben Schicksal. Als Ahmed die Regierung antrat, erhielt er vom Makad (Häuptling) der Nole-Gallas die Weisung, seine Gefangenen frei zu lassen, oder aufs Roß zu steigen und Härrär zu verlassen. Trotzdem saßen, als ich in Härrär war, drei Vettern Ahmeds im Gefängniß; der eine ist seitdem gestorben und mit seinen Ketten begraben worden. Die Somal behaupten, das Staatsgefängniß befinde sich unter dem Palaste; wer einmal in demselben liege, dürfe weder das Haar kämmen noch die Nägel kürzen; nur der Tod kann ihn befreien.

Emir Ahmed hatte eine schwächliche Gesundheit. Einige behaupten, seine Kränklichkeit rühre daher, daß er einmal vom Pferde gestürzt sei, andere sagen, eine seiner Frauen habe ihm Gift beigebracht; aber das letztere ist gewiß unrichtig, denn eine Dosis Gift von der Stärke, wie sie im Orient üblich ist, tödtet allemal. Ich glaube, daß er an der Auszehrung leidet. Bald nach meiner Abreise fühlte er sich dem Tode nahe und schickte nach Aden, um sich einen fränkischen Arzt auszubitten. Er hat vier Frauen; die eine ist Tochter des Gerad Hirsi, die zweite eine Eingeborene aus Härrär, die dritte war Sklavin, die vierte ist die Tochter eines vornehmen Mannes in Härrär, Gerad Abd el Medschid. Von seinen zwei Söhnen war der älteste fünf Jahr alt; auf den Thron wird schwerlich einer von ihnen gelangen.

Ahmed folgte vor etwa drei Jahren seinem Vater in der Regierung; er führt ein strenges Regiment und hält alle seine Ent-

schlüsse sehr geheim; „man kennt den Bauch des Gebieters nicht,“ wie die Amhara sich ausdrücken. Der schon oben von mir erwähnte Wesir wird zwar unter allen Umständen, und gleichviel ob er krank oder gesund sei, zum Rath herbeigezogen, darf aber nur reden, wenn er dazu unmittelbare Aufforderung erhält. Als die Königin-Mutter sich einmal in eine Sache mischte, drohete ihr Ahmed mit Fesseln und Banden. Der Emir macht sich viel damit zu schaffen, herauszuspähen, was seine Verwandten treiben; er hat Furcht vor den Engländern, Türken und Hadschi Scharmarkay. Eifrig häuft er Schätze zusammen, die ihm der Handel und die Gütereinziehungen liefern müssen. Ueber bürgerliche und religiöse Sachen urtheilt er persönlich, so weit er nicht etwa dem Kadi die Sache überläßt. Die Justiz ist allemal rasch, Strafen werden, sobald es sich nicht um Geldangelegenheiten handelt, dem Koran gemäß zuerkannt. Ein Mörder wird auf dem Markt ausgestellt, an Händen und Füßen gebunden, und um die Augen legt man ihm eine Binde. Dann tritt der nächste Verwandte des Ermordeten heran, und versetzt ihm mit einem schweren Fleischermesser einen Hieb in den Nacken. Stirbt er nicht an der Wunde, so erfolgt insgemein Begnadigung. Wer den Dolch gegen einen andern zieht oder überhaupt kleinere Vergehen sich zu Schulden kommen läßt, wird geprügelt. Zwei Männer müssen ihm Brust und Rücken peitschen; der Emir ist gegenwärtig und gebietet Halt, wenn er glaubt, daß die Züchtigung genügend sei. Dem Diebe hackt man die Hände ab. Wirkliche oder vermeintliche Staatsverbrecher werden mit Fesseln in einen unsaubern Kerker geworfen und müssen dort von ihren Verwandten mit Speise versorgt werden. Confiscationen sind beim Herrscher sehr beliebt, denn alles eingezogene Gut eignet er sich an. In Wilensi traf ich einen Härräri, dessen Haus und Feld confiscirt worden war, weil sein Sohn einen Mann erschlagen hatte und dann entflohen war. Der Emir sell viel Silber, Kaffee und Elfenbein besitzen; mein Hammal, der einmal im innern Palast war, will dort manche Kästen von alter Arbeit gesehen haben; wahrscheinlich werden Maria-Theresiathaler dort aufbewahrt. Die einzige im Umlauf befindliche Münze ist ein kleines Messingstück, Mahallak genannt; es wird mit der Hand verfertigt, und trägt auf der einen Seite in arabischen Ziffern das Gepräge: Zaribat el Härrär, Münze von Härrär, auf der andern die Jahreszahl 1248, nach der Hedschra. Der Name wie die Münze selbst sind abyssinisch. Nach Bruce

sind 20 Mahallaks so viel wie 1 Grusch; 12 Grusch so viel wie 1 Miskal, 4 Miskal sind gleich einer Wakiyah, Unze. In Härrär sind zwanzig Pisang (diese allein bilden so zu sagen die Ausgleichungsmünze) so viel werth wie ein Mahallak, 22 Mahallak sind so viel wie ein Aschrefi, der jetzt nur eine nominelle Münze ist, und drei Aschefri sind gleich einem Dollar. Der Emir duldet in Härrär nur den Mahallak, jede andere Münze ist verboten.

Ahmed hält auf Prunk und Hofetikette. In seiner Gegenwart darf Niemand eine Waffe oder einen Rosenkranz tragen; als Speibecken dient ihm das Gewand eines Kammerherrn; was er mit seiner Hand giebt oder nimmt, muß geküßt werden; wenn er zu Pferde sitzt, müssen zwei Männer ihm Kühlung mit den Enden ihrer Tobe zufächeln. Manchmal macht er, wie einst Harun al Raschid, bei Nacht Rundgänge, um zu spähen. Wenn er aber öffentlich erscheint, hat er stets eine Leibwache bei sich. Auf dem Ritt zur Moschee folgen ihm zwölf Männer zu Pferde, voraus gehen Bewaffnete mit Luntengewehren und Peitschen; ein Offizier hält ihm einen rothseidenen, befranzten Sonnenschirm über den Kopf. Selbst wenn er betet, stehen zwei Männer mit Flinten und brennender Lunte neben ihm. Gewöhnlich besteht sein Geleit aus etwa fünzig Mann; die Vorläufer klatschen mit der Peitsche und rufen den Leuten zu: „Geht fort! Weg!" und die Bürger laufen dann, um den Hieben zu entgehen, ins nächste Haus oder in eine andere Straße.

Mit dem Heere des Emirs hat es nicht viel zu bedeuten. Er hat etwa ein halbes hundert Flintenträger, die aus Arabien stammen, seit lange in Härrär ansässig sind und von einem alten Moghrebiner befehligt werden. Sie erhalten als Sold jährlich so viel Durra, als nach unserm Gelde der Werth eines Dollars beträgt; ihren übrigen Lebensbedarf müssen sie sich anderweitig zu erwerben suchen. Die ganze Armee zählt, mit Einschluß der Sklaven, ungefähr zweihundert Mann. Der eine trägt einen Somali- oder Gallaspeer, der andere einen Dolch, der dritte einen alten deutschen Reitersäbel mit solinger Klinge. Im Palaste sollen ein paar kleine Kanonen liegen, es weiß aber Niemand damit umzugehen. In der ganzen Stadt sind gewiß nicht mehr als dreißig Pferde und davon gehört etwa ein Dutzend dem Emir; alle sind armselige Klepper, aber in einem steinigen Hügellande sehr brauchbar. Wenn die Gallabeduinen Härrär vertheidigen wollen, so können sie einem

Feinde eine beträchtliche Anzahl speergeübter Krieger entgegenstellen; der Zugang zur Stadt ist schwierig und gefährlich; aber von Norden und Westen her kann man ihr doch beikommen, und mit einem einzigen Sechspfünder die Mauern einschießen. Dreihundert Araber mit ein paar Feldkanonen würden sich Härrärs binnen einer Stunde bemächtigen.

Härrär ist wesentlich eine Handelsstadt. Die Bürger leben, gleich jenen Zeyla's, zumeist davon, daß sie die Beduinen betrügen; der Emir hat es für ein Verbrechen erklärt, nach Maaß und Gewicht zu verkaufen. Von jeder Eselsladung, die zum Thor eingeht, erhält er eine Abgabe von acht bis funfzehn Ellen Baumwollenzeug. Es ist also wohl erklärlich, weshalb die Esel so schwer belastet werden, daß sie kaum noch gehen können. Ackerbauer zahlen zehn von hundert, wie es in jenen Gegenden Afrikas überhaupt gebräuchlich ist; sie erlegen diese Abgabe aber in Natura, was dem Emir einen beträchtlichen Nutzen gewährt. Der größte Kaufmann bringt nach Härrär für höchstens fünfzig Pfund Sterling Güter; wer Kapital im Betrage von zwanzig Pfund besitzt, gilt schon für einen reichen Mann. Die Bürger sind ungemein träge, sogar wenn es sich um Gewinn handelt. Als ich eben angekommen war, hörte ich, daß am andern Morgen eine Karawane nach Zeyla aufbrechen wolle, aber nach zehn Tagen war sie noch nicht einmal zur Hälfte beisammen. Zu vier Tagemärschen nach Osten hin gebraucht man gewöhnlich vierzehn Tage; und die Härräri Kafilahs sind noch weit langsamer als die Karawanen der Somal.

Die Hauptausfuhr besteht in Sklaven, Elfenbein, Tabak, Wars, das heißt Safflor, Toben und gewebter Baumwolle, Maulthieren, Durra, Weizen, Karandschi (ein Brot für Reisende), Butter, Honig, Gummi, Talg, zumeist von Schafen. Eingeführt werden: amerikanische Sheetings und andere Baumwollenzeuge, sowohl ungefärbt wie gefärbt, Musselin, rothe Shawls, Seidenzeuge, Messing, gewalztes Kupfer, wohlfeile deutsche Eisenwaaren, namentlich Messer, birminghamer Artikel, Glasperlen und Korallen, Datteln, Reis, Hutzucker, Schießpulver, Papier und mancherlei andere Sachen, welcher eine Stadt in der Wildniß bedarf.

Härrär ist noch immer, wie in alten Zeiten, das „Halbweg-Haus“ für die Sklaven, welche aus Zangaro, Guraque und dem Gebiete mehrerer Gallastämme kommen. Abyssinier und insbesondere solche aus Amhara, die sehr geschätzt werden, sind nun selten ge-

worden, nachdem die Ausfuhr von den Königen Schoa's verboten worden ist. Ein Sprüchwort im Osten sagt: „Willst Du einen Waffenbruder, so kaufe einen Nubier; willst Du reich werden, kaufe einen Abyssinier; willst Du einen Esel haben, so kaufe einen Suaheli, d. h. Neger." In Härrär steht der Preis einer weiblichen Person, je nach den Eigenschaften derselben, zwischen 100 und 400 Aschrafis; Knaben kosten von 90 bis 150. Die geringsten Sklaven behält man, die besten werden von den Arabern aufgekauft, manchmal auch von den Unterthanen des Imams von Maskat, und mit Datteln und Reis bezahlt. Durch die Abschaffung des Sklavenhandels würde der Verkehr offenbar gewinnen, denn so lange der Menschendiebstahl im Schwange geht, kann von Betriebsamkeit im Lande keine Rede sein.

Der Handel mit Elfenbein ist ein Monopol des Herrschers. Elephanten kommen in Dschärschär, dem Irarwalde, im Härirähthale und anderen Thälern häufig vor; sie ziehen sich in der heißen Jahreszeit dorthin zurück und gehen wieder ins Unterland hinab, wenn kühleres Wetter einsetzt. Das Gallas erlegen das Thier und erhalten dafür etwas Zeug; der Emir sendet die Zähne nach Berbera, wo er sie durch einen Wakil oder Agenten verkaufen läßt. Die kleinste Art heißt Ruba Adsch, Viertelselfenbein; eine bessere Art, Nuß Adsch, halbes Elfenbein; die beste Art, Adsch, kostet, das Farasila (Frassel) von sieben und zwanzig arabischen Pfunden, 32 bis 40 Dollars. In Aden hat das Frassel 27 Pfund, in Zeyla 20, in Berbera 35 Pfund.

Der Kaffee von Härrär ist wohl bekannt. Er wächst entweder in den Gärten bei der Stadt, oder kommt in nicht unbeträchtlicher Menge aus dem Gebiete der westlichen Gallas und aus Dschärschär. Dieses letztere ist ein District sieben Tagereisen weit von Härrär auf der Straße nach Ifat, und hier wächst die beste Sorte. Der Emir hält oft den Kaffee zurück, weil er meint, daß der Markt in Berbera überfüllt werden könne; auch hat er den Häräsch, Kaffeepflanzern, verboten, außer Landes zu reisen, damit die Kunst, den Baum gut zu pflegen, nicht verloren gehe! Als ich in Härrär war kosteten 27 Pfund einen Vierteldollar; die Miethe für ein Kameel, das 12 Mal 27 Pfund, also etwa $3^1/_2$ Centner, nach Berbera schafft, betrug fünf Dollars; der Gewinn entschädigte also weder für Mühe noch Gefahr.

Der Tabak ist hellgelb, riecht gut, und würde sich zur Mischung mit levantinischen, namentlich mit syrischen Sorten, recht wohl eignen. Die Alo, westlichen Galla, welche sehr viel bauen, pflanzen ihn gleichzeitig mit der Durra, und halten nach zwanzig Wochen Ernte. Nachdem er vierzehn Tage gelegen hat, entfernen sie die Stengel, packen die Blätter in Säcke, die dann nach Berbera gehen. In Hárrár wird dieser Tabak von den Männern geraucht und gekaut; die Frauen ziehen jenen aus Surate vor. Der Tabak wird nicht nach dem Gewicht, sondern nach dem Auge verkauft; für einen Dollar kann man etwa siebenzig Pfund bekommen.

Wars, Safflor, wird bei der Stadt in beträchtlicher Menge angebaut; auch im Lande der Gallas wächst sehr viel. Man säet ihn ein, sobald der heftigste Regen vorüber ist, und erntet ihn schon nach zwei Monaten. Dieser Artikel bildet, neben den Sklaven, die wichtigste Handelswaare in dem Verkehr zwischen Berbera und Maskat. In Arabien färben die Männer damit ihre baumwollenen Hemden, Weiber und Kinder machen sich damit eine hellgelbe Haut und glauben auch, daß der Safflor die Kälte abhalte. Wenn der Wars gerade sehr billig ist, bezahlt man in Hárrár das Pfund mit einem Vierteldollar.

Die Toben und Gürtelschärpen von Hárrár werden den berühmten von Schoa in Abyssinien gleichgeachtet. Sie werden mit der Hand gewoben und sind an Schönheit und Dauerhaftigkeit dem kläglichen Erzeugnisse der europäischen Fabriken in demselben Maaße überlegen, wie überhaupt die menschliche Hand der Maschine überlegen ist. Die Hárráritobe hat die doppelte Länge von elf Ellen, zwei Ellen in der Breite, einen Rand von hellem Scharlachroth, und hat in der Stadt selbst den Werth von acht Dollars. Man bereitet das Zeug von der Baumwolle mit langem Stapel, welche auf den Hügeln wächst und weich wie Seide ist. Gesponnen wird sie von den Frauen, gewebt sowohl von diesen, wie von Männern.

Alljährlich gehen drei Karawanen nach Berbera. Die erste bricht früh im Januar auf und hat Kaffee, Toben, Safflor, Butter, Gummi und andere Waaren geladen, um dafür Baumwollen- und Seidenzeuge, Shawls und Suratetabak einzutauschen. Die zweite Karawane bricht im Februar auf; die dritte, welche die bedeutendste ist, bringt Sklaven, Maulthiere und andere werthvolle Sachen nach Berbera, wo sie kurz vor dem Schlusse des Monsun anlangt; sie zählt etwa dreitausend Köpfe und steht unter der Leitung eines

höhern Beamten, welcher Ebi oder der Lenker genannt wird. Allen diesen Kafilas könnte man durch den Stamm der Dschibril Abokr den Weg verlegen lassen, wenn man es sich vier- oder fünfhundert Dollars kosten lassen wollte; auch ein kleines Kriegsschiff im Hafen könnte diesen ganzen Verkehr lahm legen. „Wer Berbera besitzt, hat den Bart von Härrär in seiner Hand"; das ist ein Sprüchwort, das ich hier selbst gehört habe.

Der Hausrath ist sehr einfach. Einige Häute, oder, in seltenen Fällen, grobe persische Teppiche, Schemel, auch grobe Matten und Somalipolster sind in den Zimmern; man hat Holzlöffel, und mit Schnitzwerk verzierte, hell gefirnißte Näpfe und Schüsseln. Die Kalebasse ist ein wichtiger Artikel, denn sie dient als Schale, Flasche, Röhre und Wasserbehälter; manche Bürger besitzen auch rohes Töpfergeschirr.

Die Einwohner genießen kräftige Speisen. Das beste Fleisch kommt von Rind; 120 Küchlein oder 66 Hühner kann man für einen Dollar kaufen; die Härräri essen Geflügel, welches, wie schon bemerkt wurde, von den Somal verschmäht wird. Das Ziegenfleisch ist gut, jenes von dem schwarzköpfigen Berberaschaf nach der Regenzeit ganz vortrefflich. Hauptgetreide ist die Durra; die Pisang sind schlecht, Trauben werden selten reif. Von der Befruchtung der Palmen versteht man nichts; aus dem Zuckerrohr, das in diesem Hügellande wächst, bereitet man etwas Zucker; aber Hauptsüßigkeit ist der Honig, von welchem, wie die Abyssinier sich ausdrücken, das Land stinkt. Als Gewürz hat man rothen Pfeffer.

So viel darüber, denn ich will nun weiter erzählen, was mir in Härrär begegnete.

Bald nach meiner Ankunft machten mir sogenannte Araber einen Besuch; es sind aber Leute, die aus sehr verschiedener Herren Ländern stammen. Der eine, Hadschi Mochtar, ein Moghrebiner aus Fez im Marokkanischen, war seit beinahe vierzig Jahren hier und jetzt Befehlshaber der Leibwache des Emir. Als solcher besaß er eine Kaffeepflanzung, deren Ertrag seine Besoldung bildete. Bei mir führte er sich als Kaufmann ein, und ich war keinen Augenblick in Zweifel darüber, daß er als Späher geschickt worden war. Ein zweiter „Araber", Hadschi Hassan, ein Perser von guter Erziehung, schien alle Welt zu kennen und stand in Busenfreundschaft mit unzähligen Leuten von Kairo bis Calcutta, gleichviel ob sie Muselmänner, Heiden oder Christen waren. Unter den Uebrigen, die bei

mir vorsprachen, war ein Knabe aus Mekka, ein Mann aus Maskat, ein Eingeborener aus Suez und ein Bürger aus Damaskus in Syrien; dazu kamen noch einige Araber aus Yemen. Anfangs benahmen sich alle sehr höflich; als aber mein Verkehr mit dem Emir eine Unterbrechung erfuhr, ließen sie sich nicht mehr blicken.

Nach der Arabern erschienen Somal. Unter ihnen fanden der lange Guled und der Hammal Freunde, Bekannte und Verwandte, die sehr wohl wußten, daß Beide im Dienste der Regierung zu Aden standen. Anfangs waren sie sehr schüchtern und besorgten in's Gefängniß wandern zu müssen, wenn sie Umgang mit uns unterhielten; sie baten meine beiden Diener, diese möchten nur nach Einbruch der Dunkelheit sie besuchen, und entschuldigten sich, daß sie nicht so gastfreundlich sein könnten, wie sie gern möchten. Doch bald schwand ihre Besorgniß und sie versorgten uns, die wir kein Geld hatten, mit mancherlei Sachen. Die schon erwähnten, mir sehr feindlich gesinnten, Habr Awal wurden nun auch andern Sinnes, als sie sahen, daß es mir nicht so erging, als sie erwartet hatten; sie warfen alle Schuld auf die beiden Bürger aus Härrär, und boten sich mir für meine Reise nach Berbera als Abbans an. Das wurde jedoch von mir abgelehnt, denn einmal hatte ich bereits den nöthigen Schutz mir gesichert, und zweitens gehörten jene drei Männer zur Sippe der Ayyal Schirndon, welche mit den Habr Gerhadschis verfeindet ist. Nun suchten sie mir wieder alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen; es half ihnen aber nichts, weil mein guter Stern mir treu blieb.

Nachdem man mir einen Tag zum Ausruhen gegönnt, erschien ziemlich früh am Morgen der Schatzmeister, um uns zum Gerad Mohammed zu führen. Ich nahm mein Schwert in die Hand, der Hammal und der lange Guled gingen hinter mir, und so begaben wir uns nach dem Palaste. Dort führte man uns in ein Gemach neben der Audienzhalle, wo der Wesir auf einer mit persischen Teppichen bedeckten Erhöhung saß, umgeben von sechs anderen Gerads oder Räthen. Zwei derselben trugen Turbane, die übrigen das geschorene Haupt unbedeckt; die Toben hatten sie bis unter den Gürtel hinabfallen lassen, wie das bei feierlichen Gelegenheiten herkömmlich ist. Auf dem ebenen Flur saßen niedere Beamte, unter denen meine beiden Somal Platz nahmen. Die höheren Würdenträger kauten Kat, oder, wie man in Härrär sagt, Dschad. Einer pflückte die Spitzen und weichsten Blätter vom Zweige, ein anderer

zerstampfte sie mit ein wenig Wasser in einem hölzernen Mörser, bereitete dergestalt den Teig El Madkuk, und überreichte Jedem etwas davon. Man knetete eine Kugel daraus, steckte sie in den Mund, trank etwas Wasser und freute sich des erquickenden Genusses. Der Geruch dieses Kat war köstlich und weit feiner als der von der yemenischen Sorte. Auf Europäer scheint das Kat nicht besonders zu wirken, ich wenigstens habe eine starke Gabe genommen, ohne an mir eine Veränderung zu bemerken; die Araber dagegen, welche einmal an den Genuß gewöhnt sind, erklären, daß sie desselben nicht entbehren können; es geht ihnen also wie den Opiumrauchern. Das Kat regt sie angenehm auf und bewirkt eine träumerische Heiterkeit; vielleicht hat das Kat Veranlassung zu der Sage vom Lotos und den Lotosessern gegeben. Die Uelema in Härrär stimmen mit jenen in Arabien dahin überein, daß das Kat Akl el Salikin sei, Nahrung für die Frommen; die Gelehrten sagen, es belebe die Einbildungskraft, läutere die Gedanken, erfreue das Herz, vermindere den Schlaf und ersetze das Brot. In Härrar kauen die Leute das Kat von Morgens neun Uhr bis gegen Mittag, nach dem Essen trinken sie dann Hirsebier oder Meth.

Der Gerad richtete erst einige höfliche Fragen an mich und lud mich dann ein, zu seiner Rechten auf der Erhöhung Platz zu nehmen. Dort aß auch ich Kat und fingerte meinen Rosenkranz ab, während er laufende Geschäfte erledigte. Einer der älteren Räthe langte dann aus einem Wandschrank ein großes Buch hervor und las einen langen Dua, Segen, über den Propheten. Am Ende jedes Abschnittes fielen die übrigen mit den Worten ein: „Allah, segne unsern Herrn Mohammed, seine Nachkommen und seine Gefährten, alle und jeden.“ Dieses Gebet nahm etwa eine halbe Stunde in Anspruch, und ich fand dabei die erwünschte Gelegenheit, Eindruck auf die Leute zu machen. Der alte Rath, welcher vorlas, sagte einmal, wahrscheinlich durch eine Bemerkung am Rande irre geleitet: „Engel, Menschen und Geister.“ Der Gerad nahm das Buch, blickte hinein und fand, daß geschrieben war: „Menschen, Engel und Geister.“ Nun wurde erörtert, in welcher Reihenfolge die Wörter stehen müßten. Ich äußerte, der menschlichen Natur gebühre der Vorrang vor jener der Engel, weil sie Propheten, Verkünder der Wahrheit und Heilige geschaffen habe, die letztere aber nur ein Wasita sei, eine Verbindung zwischen dem Schöpfer und der Creatur. Meine theologischen Ansichten fanden entschiedenen Beifall.

Nach dem Gebet flüsterte ein Kämmerling dem Gerad einige Worte zu. Dieser stand auf, legte seinen schwarzen Rosenkranz zur Seite, bekleidete sich mit einem weißen Badan oder arabischem Rock ohne Aermel, nahm sein Tintenfaß und verschwand. Nach wenigen Minuten wurde ich vor den Emir gefordert und durfte diesmal der äußern Thür mit bedeckten Füßen nahe kommen. Der Emir winkte mir, neben dem Gerad Platz zu nehmen, der zur Rechten des Throns auf einer persischen Decke saß; meine Diener kauerten sich auf Matten hin. Nach einigen Fragen über allerlei Vorgänge in Aden, zog der Emir den Brief hervor und bat mich um Erklärungen. Der Gerad fragte, ob ich nach Härrär gekommen sei, um zu kaufen und zu verkaufen, worauf ich entgegnete: „Wir kaufen nicht und verkaufen nicht; wir sind Eure Gäste geworden, um dem Emir unsere Hochachtung zu bezeigen. Möge Allah ihn schützen und die Freundschaft zwischen beiden Mächten bewahren.“ Das schien ganz befriedigend zu sein, und so konnte ich einen Schritt weiter gehen. In Afrika nehmen die Geschäfte einen sehr langsamen Verlauf; es können Monate vergehen, ohne daß ein Brief beantwortet oder ein mündlicher Bescheid gegeben wird; deshalb äußerte ich nun, vielleicht werde es dem Emir belieben, uns bald zu entlassen, denn die Luft in Härrär sei mir zu trocken, und meine Diener ständen in Gefahr, von den Blattern angesteckt zu werden. Der Emir neigte sich zum Gerad hinüber, raunte diesem etwas zu, und dann hieß es: „Du wirst Antwort erhalten.“

Ich hatte bald nach meiner Ankunft einen Uelema, Scheich Dschami, begrüßen lassen. Er war ein Berteri Somali, ließ die Entschuldigung gelten, daß ich mich unwohl befände, und machte mir einen Besuch. Er war ein kleiner schwarzer Mann von etwa vierzig Jahren, sehr blatternarbig, hatte eine weit vortretende Stirn, und sehr kleine Hände und Füße. Er hatte eine Frau geheirathet, die vom Scherif Yunis abstammte, und galt für einen Gelehrten und eifrigen Muselmann. Freilich war es mit seiner Gelehrsamkeit nicht weit her, doch hatte er viele theologische Bücher gelesen, und man erzählte, die Gelehrten in Mekka hätten ihm die Hand geküßt. Er galt für einen Friedensstifter, war aber sehr streitsüchtig und kampflustig, hatte auch eine Speerwunde am Kopfe. Beim Emir stand er in Ansehen und wurde zu politischen Sendungen an verschiedene Häuptlinge benutzt. Sein Bekehrungseifer hat keine großen Erfolge gehabt. Als er seine Reisen begann, lag ihm sehr daran, rasch die

Krone des Ruhmes zu erwerben; er selbst erzählte mir, daß er fest entschlossen gewesen sei, den britischen Residenten in Aden zu ermorden; als er aber sah, wie gerecht und geordnet die Regierung war, kam er auf andere Gedanken. Er ging zu jenem Beamten und machte ihm den Vorschlag, zum Islam überzutreten; die Eröffnung wurde sehr höflich entgegengenommen, und Scheich Dschami betete nun für die Bekehrung des Kafir. Seitdem will er jeden Ungläubigen bekehren.

Der erste Besuch fiel nicht zu seiner Befriedigung aus. Er behauptete, die alten Osmanen hätten Stambul schon in den Tagen Omars erobert, und ich war unbesonnen genug, dagegen allerlei Einwendungen zu machen. Seitdem galt ich bei ihm für einen Ketzer und war schlimmer als ein Heide. Ich machte aber noch einen zweiten Fehler. Eine Art von Ritual, das er mir zuschickte, las ich in einer Stunde durch und sandte es ihm dann zurück. Das nahm ihn sehr gegen mich ein, denn solche Bücher darf man nicht durchblättern und blos überfliegen, sondern man soll sie gründlich lesen und studiren.

Mein Leben in Härrär war sehr einförmig. Morgens sahen wir nach den Maulthieren und jagten die Katzen fort, die dort eine eben so große Plage sind wie in Aden. Mein Frühstück bestand in Rindfleisch und Durrabrot mit rothem Pfeffer. Ein gewisses Wohlwollen bewies mir ein kränklicher, abgelebter Eunuch, Namens Sultan, der nach einander unter fünf Emiren gedient hatte. Er sah aus wie ein Wahnsinniger und trug eine halb weiße halb schwarze Art von Perrücke; aber sein Benehmen war gut. Frühmorgens sandte er uns schlechten Pisang, auch wohl etwas Weizenbrot und einen Aufguß von Kaffeeblättern. In Yemen sowohl wie in Härrär verbraucht man die Bohnen nicht, weil sie zur Ausfuhr bestimmt sind, und die südlichen Araber, welche die Bohne selbst für zu erhitzend halten, trinken einen Aufguß von den Hülsen, Kischr. Das ist in Härrär ein Weibergetränk; die Männer glauben, daß die Bohne für das trockene Klima zu ausdörrend sei, und trinken den Aufguß von zerstoßenen Blättern.

Der Eunuch Sultan hat zur Gehülfin ein altes Weib, das noch hinfälliger ist als er selbst. Er zankt mit den trägen Sklavinnen aus dem Gallalande, die in der That als eine wahre Plage erschienen, namentlich eine gewisse Berille, ein laut schreiendes, schamloses Wesen, an welchem alle Hadschi und frommen Musel-

männer Aergerniß nahmen. Sultan gerieth in große Wuth, wenn irgend Jemand Kat genoß, ohne ihm etwas davon anzubieten; auch litt er nicht, daß Jemand in Pantoffeln oder Sandalen über die Schwelle des Palastes ging.

Die Somal schickten uns Citronen, Pisang, Zuckerrohr, Limonen, Weizenbrot und gekochte Hühner. Nach acht Uhr Morgens füllte sich das Haus mit allerlei Besuch; die Meisten gaben vor, nach Sultans Wohlbefinden fragen zu wollen. Mittags hatte ich wohl einige Ruhe; man schickte uns Brot und Rindfleisch aus des Emirs Küche. Nachmittags strömte wieder Besuch ein, und erst zur Zeit des Abendessens entfernten sich die Leute.

Wir waren gerade zur Erntezeit in Härrär, und daraus erwuchsen für mich allerlei Ungelegenheiten. Der Emir ritt Morgens mit einem halben hundert Leibwächtern nach einem nördlich von der Stadt liegenden Hügel und beaufsichtigte seine Drescher und Schnitter, lauter Gallas, die Abends in der Nähe meiner Behausung mit Fleisch, Bier und Meth bewirthet wurden. Dieser letztere, Tedsch, besteht in einem Aufguß von Wasser auf Honig, den man, nebst einem Zusatze von Rinde des Baumes Kudidah, gähren läßt. Dieser Meth hat eine erheiternde Wirkung, ist eine Art von Aphrodisiacum und wird von Jedermann genossen. Die Galla wurden sehr laut, wenn sie viel davon zu sich genommen hatten, stritten untereinander und hörten nicht auf unsere Ermahnungen. Auch der tolle Said, der trotz seiner siebenzig Jahren viel zankte, wollte oft nicht hören. Die schreiende Berille und die vorlaute Amina wollten unsere Lampe vor Schlafengehen auslöschen, kamen in's Zimmer, sangen, tanzten und lachten, schlugen mit Händeklatschen den Takt, und trieben es zum Aerger des Sultan, der wie eine Hyäne schrie, so arg, daß wir sie hinauswerfen mußten. Nach und nach wurde draußen Alles ruhig, aber im Hause selbst leider nicht. Said schnarchte fürchterlich und Abtidon schwatzte die halbe Nacht hindurch mit einem Beduinen, der sich zum Abendessen eingefunden und nicht wieder entfernt hatte.

Ich brachte einige Abwechselung in diese langweiligen Tage, indem ich Wahrsager befragte und mir von den Somal allerlei erzählen ließ; sie waren aber so redselig, daß mir jede Pause erwünscht kam. Gerad Mohammed wurde von den drei Habr Awal aufgehetzt und zog allerlei Erkundigungen ein. So erfuhr er, daß ich den Ende der Zeit beim Gerad Adan zurückgelassen hatte, und

seitdem glaubte er, ich besorge Geschäfte für Hadschi Scharmarkay, vor welchem man in Härrär so große Angst hatte. Nun wollte ein Mißgeschick, daß ein junger Mann von der Sippe der Ayyal Gedid nach Härrär kam und erzählte, im Somalilande seien drei Brüder gelandet; zwei derselben befänden sich in Berbera und warteten dort auf die Rückkehr des dritten von Härrär; sie seien zwar als Muselmänner gekleidet, wären aber Engländer und ständen im Dienst ihrer Regierung. Jetzt besorgte man schon, daß die Karawanen abgeschnitten werden könnten; die Habr Awal schmiedeten keine Ränke mehr, und der Gerad Mohammed fand es angemessen, seinen gefährlichen Gast mit Glimpf zu behandeln.

Eines Tages ließ Scheich Dschami meinen Hammal zu sich rufen und theilte ihm mit, daß er die Absicht habe, einen Ausflug in der Umgegend zu machen, worauf mein Diener erklärte, wir würden ihn vielleicht begleiten, wenn kein Hinderniß im Wege stände. Der Scheich erbot sich sofort, die nöthigen Schritte beim Gerad Mohammed zu thun. Als er diesen nicht zu Hause fand, bat er uns, am andern Morgen zur Zeit des Katessens zu ihm zu gehen. Schon um sechs Uhr in der Frühe wurden wir aufgefordert, dorthin zu kommen. Der Mann empfing mich höflich, und ich nahm die gelegene Zeit wahr, um auf ihn Eindruck zu machen. Er litt an einer chronischen Entzündung der Luftröhre; ich zählte ihm alle Anzeichen seiner Krankheit auf und versprach, ihm von Aden aus Arzneien zu schicken, welche die Krankheit heben würden. Das schlug an; er hoffte nun geheilt zu werden und bat mich, weiter keine Zeit zu verlieren. Bald nachher ließ der Emir ihn holen, und nach wenigen Minuten folgte ich ihm, diesmal ohne meine Diener. Die Unterhaltung drehete sich um Aden, Zeyla, Berbera und Stambul, auch fragte der Emir viel über Arabien und was dort vorgehe. In Betreff Adens entgegnete ich, daß die Nothwendigkeit des Handels uns auf den kahlen Felsen beschränke. Ueber seinen Wunsch, mit England in freundschaftlichen Beziehungen zu leben, ließ er einige wohlwollende Redensarten fallen; er hege hohe Achtung vor einem Volke, das so große Schiffe baue. Dagegen ließ ich vorsichtige Worte zum Lobe Härrärs vernehmen und fügte hinzu, wie bedauerlich es sei, daß der dortige Kaffee noch nicht besser unter den Franken bekannt sei. Der Mann lächelte zum ersten Male, und ich bat ihn, mir Aufträge zu geben, die ich für ihn in Aden besorgen wolle. Er nickte beifällig und der Gerad

gab mir unter vielen Complimenten einen Brief an den politischen Residenten, bat auch, als Geschenk ein Maulthier anzunehmen. Dann stand ich auf und sprach ein kurzes Gebet des Inhalts: dem Emir möge langes Leben und lange Regierung über dieses Land beschieden sein; das Antlitz seiner Feinde möge schwarz bleiben in dieser wie in jener Welt. Dann neigte ich mich über seine Haud und ging fort. Als ich im Amtsgemache des Gerad meine Diener wiedersah, die in großer Besorgniß über den Ausfall der Unterredung gewesen waren, konnte ich sie mit den Worten: Alles ist gut! beruhigen.

Gleich nachher erschien auch der Gerad mit zwei Männern, welche die Waffen meiner Diener und den von mir dem Emir übersandten Revolver brachten. Ich konnte unmöglich das Geschenk zurücknehmen, und vielleicht steckte noch etwas dahinter. Ich sagte also dem Gerad, diese Waffe sei dazu bestimmt, des Fürsten Leben zu beschützen; dann zeigte ich den Gebrauch und die Handhabung eines solchen Drehpistols, zu nicht geringem Schrecken der Anwesenden. Der Minister ging zu seinem Herrn zurück und gab mir dann zu verstehen, daß ich binnen einigen Tagen noch ein zweites Maulthier erhalten solle. Sehr zufrieden verließ ich den Gerad, und mein Hammal war so vergnügt, daß er noch im Hofraume des Palastes englische Worte sprach.

In meiner Wohnung fand ich Scheich Dschami, dem ich Alles mittheilte und Dank für seine freundlichen Bemühungen sagte. Auch in Bezug auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken konnte ich ihn nun besänftigen. Jetzt wurde er auch sehr mittheilsam; er sei ursprünglich zu mir gekommen, weil er gehört habe, ich sei ein Mann, der die Vögel vom Himmel herunterbringen könne; die Leute seien darüber in großer Aufregung und in Besorgniß, was ich wohl in Härrär beginnen wolle. Während er noch bei mir saß kam von einem der angesehensten Geistlichen, Kabir Chalil, ein Gruß an mich, und ein Scheich von großem Rufe, Hadschi Abdullah, ließ mir sagen, ihm habe Gutes von mir geträumt. Während meines langen Aufenthaltes im Oriente habe ich oft Gelegenheit gehabt, den Gelehrten dankbar zu sein; wenn sie nicht dem Fanatismus verfallen sind, üben sie stets einen wohlthätigen Einfluß auf die Menge. An jenem Abende war große Freude unter den Somal, welche wegen ihrer Landsleute in großer Furcht ge-

schwebt hatten; nun brachten sie ihnen Toben, Hühner, Citronen, und für mich Weizenbrot.

Am 11. Januar ließ mich der Gerad holen und schenkte mir das zweite Maulthier. Um Mittag kam Scheich Dschami, unterhielt sich lange über den Sufismus und zeigte mir seine Bücher, als ich nach dem Mittagsgebet mit ihm in sein Haus gegangen war. Werthvoll war nur ein alter Koran. Die meisten in Härrär befindlichen Bücher sind alt, Abschreiber sehr selten; die viereckigen groben Schriftzeichen gleichen mehr dem Kufischen mit diakritischen Punkten als dem schlanken Naschki der neuern Zeit. Aber die Einbände waren prächtig und fast so schön wie die persischen.

Ich mußte dem Minister meinen Abschiedsbesuch machen. Er bat mich dringend, in Aden der Arzeneien zu gedenken, und ich erklärte, gleich am nächsten Morgen aufbrechen zu wollen. Aber um Mittag begann es heftig zu regnen und zu donnern; und am andern Morgen waren noch allerlei Vorkehrungen zu treffen. Scheich Dschami wollte mich bis Montag zurückhalten, ich erwog jedoch, wie wandelbar die Launen der Menschen sind, und beschloß am Sonnabend abzureisen.

Fünftes Kapitel.

Von Hárrár nach Berbera.

Am 13. Januar 1855 waren die Maulthiere lange vor Tagesanbruch gesattelt und mit meinem wenigen Gepäck beladen. Ich nahm von dem Eunuchen Sultan Abschied und trabte durch die noch öden Straßen. So mächtig wirkte die Freude, daß mein Unwohlsein sofort verschwand. Im Thore rief ich dem Wächter, der in seinem Gemache beim Feuer saß, einen lauten Salam zu, und als ich mich dann im Freien befand, fiel eine centnerschwere Last von mir.

Der Morgen war prächtig, der Himmel ohne Wolken und ohne Sonne, die sich noch nicht hatte blicken lassen; an den Bergen hing blauer Nebel, aus den Dörfern wirbelte Rauch empor, und die Luft war so rein und erfrischend! Die Blätter der Kaffeebäume fand ich mit Thauperlen bedeckt, in den Büschen sangen und zwitscherten die Vögel, und nie ist mir die Natur lieblicher erschienen als an jenem Morgen. Ich eilte so viel als möglich, weil ich keine Zeit verlieren mochte und durch das Erarthal reiten wollte, bevor die heißeste Tageszeit eintrat. Die Gewehre waren geladen und wurden bereit gehalten gegen Gallas, die möglicherweise im Hinterhalt liegen konnten. So überschritten wir den Fluß, zogen durch die tiefe Schlucht und klimmten dann auf steilem Wege bergan. Meine Leute waren froh und munter und nichts störte die

allgemeine Freunde, bis der nichtsnutzige Abtidon an einer Stelle, wo uns viele zu Markt gehende Leute begegneten, ruhmredig ausrief, das Maulthier, welches er reite, habe der Emir uns als schuldigen Tribut gegeben. Darüber ergrimmte mit vollem Rechte der Hammal und wollte jenen auf dem Flecke niederschießen, nur mit großer Mühe konnte ich den Sturm besänftigen.

Bei Gafra vernahm ich von den Midgans, daß der Gerad Adan meine Bücher in seine Hütte geschafft hatte. Ich ritt in geradem Striche auf Kondura zu, kam wohlbehalten durch den Galla-Paß, und als wir eine Stunde später Sagharra's und der Märrärebene ansichtig wurden, konnten wir ein: Gelobt sei Allah! ausrufen. Beim Einreiten ins Dorf feuerten wir Schüsse ab. Die Frauen empfingen uns mit dem üblichen Freudengeschrei, Mascharrad, und als ich in den Hof eintrat, warf die Gerada Chayreh einige Hände voll gerösteten Getreides über mich hin. Das ist die Fola, eine Feierlichkeit zu Ehren eines geachteten Reisenden, welche bei den Somal eben sowohl vorkommt, wie bei den Arabern. Die Männer schüttelten mir die Hand, manche tanzten vor Freude, daß wir lebendig wiedergekommen seien, denn das Gerücht hatte uns todt gesagt; wir seien eingekerkert worden, hätten die Bastonnade bekommen und wären dann hingerichtet worden. Sie schwuren, der Gerad habe alle Krieger seines Stammes aufbieten wollen, um uns zu retten oder zu rächen. Kurzum, die Leute hätten ihre eigenen Verwandten nicht besser empfangen können. Endlich kam dann auch das oder der Ende der Zeit sehr niedergeschlagen und demüthig herangekrochen, um mir die Hand zu küssen; dabei standen ihm die Thränen in den Augen. Er hatte sich viel damit gewußt, daß er ein Bote Scharmarkay's sei; trotzdem hatte man ihn auf schmale Kost gesetzt, und er hatte langweilige Tage und Nächte mit Hersagen von Versen aus dem Koran und Absingen des Rosenkranzes verlebt. Er erzählte mir, der Gerad selbst sei geneigt gewesen, ihm ein Schaf und obendrein zeitweilig eine seiner Töchter zum Weibe zu geben, aber dagegen hatte Schirwa Einsprache gethan. Dann rief er: „Verflucht sei, wer mit schmutzigem Fuß durch das reine Wasser des Stromes geht!"

Ich trat in die verräucherte Hütte. Der Gerad war mit seinen Söhnen auswärts, in Wilensi, um eine wichtige Angelegenheit zu besorgen; der Stamm der Osbayan nämlich hatte eine Karawane geplündert. Nun übte die gute Chayreh Gastfreundschaft an mir,

kochte Hühner und Reis, und wir ließen es uns wohl sein. Ich mußte ihr alle meine Erlebnisse erzählen.

Am andern Morgen ritten wir nach Wilensi. Die Leute, welche uns begegneten, fragten, ächt irländisch, ob wir die Männer seien, welche der Emir von Härrär todt gemacht habe? In Wilensi selbst war großer Jubel ob unserer Ankunft, und namentlich der Kalender ganz außer sich vor Freude, und von Dinarsade und Scheherasade kann ich dasselbe sagen. Ich musterte meine Habseligkeiten und überzeugte mich, daß der Einäugige ein fast allzugetreuer Diener gewesen war, denn er hatte die beiden Frauen zu knapp gehalten. Bald erschien auch der Gerad Adan mit seinen Söhnen; sie gaben mir meine Bücher zurück. Dafür erhielt jener sofort eine buntfarbige abyssinische Tobe, die er sogleich überwarf, um sich bewundern zu lassen. Die hübsche Frau Sadiyeh und die gute Frau Chayreh, bekamen große birminghamer Ohrringe, Spangen, Armbänder, Scheeren, Nadeln und Zwirn. Am Abend fand ein Schmaus statt.

Ich blieb eine Woche lang in Wilensi, um Vorräthe und Kräfte für die Weiterreise zu sammeln. In Härrär hatte ich keine Einkäufe machen können, weil ich kein Geld dorthin mitnahm; jetzt sandte ich einen Somal zur Stadt und ließ Zwiebeln, Tabak, Gewürz und Karandschi, Durrabrot, kaufen. Der tolle Said und der Dichter Ali, der in Härrär seine Studien gemacht hatte, waren mir behülflich, als ich ein Wörterbuch der Härrärisprache zusammenstellte. Der letztere, ein kleiner schwarzer Mann, verstand Arabisch, Somali, Galla und Härräri, und ich fand keine Schwierigkeit, mit ihm über die grammatischen Formen ins Klare zu kommen. Er war eine Art von Tyrtäus. Ein Stamm, welcher seine Girhi's angriff, war dem Spott und den Schmähungen dieses Barden verfallen, aber auch die jungen Krieger des eigenen Stammes erfuhren seinen poetischen Tadel, wenn er meinte, daß sie sich gegen die Gudabirsi nicht tapfer genug gehalten. Als ich ihm eine Tobe zum Geschenk gemacht, dichtete er ein Lied zu Ehren des Pilgers, in welchem unter anderm von mir gesagt war, ich stamme von den Koreischiten ab und besäße hundert Schiffe auf der See.

Said war tief betrübt, weil sein Sohn eine bedeutende Wunde an der Schulter bekommen hatte. Er seufzte: „O, Hadschi, wie kann dieser Sohn mein Sohn sein? Ich habe ja immer nur Wunden gemacht, aber nie dergleichen bekommen!“ Ich hielt es für

ersprießlich, mit den Häuptern verschiedener Sippen zu verkehren, und ihre Geschlechtsfolge niederzuschreiben. Dabei ging im Anfange Alles ganz glatt, bald aber begann der Lärm, weil jede Sippe den ersten, keine den zweiten Rang einnehmen wollte. Wenn die Aufregung sehr hoch stieg, riß man mir Bleistift und Papier aus der Hand, raufte sich an den Bärten, zog sogar die Dolche halb aus der Scheide; der Zank dauerte aber nie lange, und das Ganze endete mit Scheltworten und Gelächter.

Als beinahe eine Woche vergangen war, kam Scheich Dschami, der Berteri, ausgestattet als Reisender mit Schwert, ledernem Betteppich und der Flasche mit geweihetem Wasser für die Abwaschungen. Dieser kleine, sehr geschäftige geistliche Herr, der sich soviel um anderer Leute Sachen bekümmerte, hatte nicht nur seinen Bruder bei sich, sondern auch vier schwarze, aufgedunsene Widads, von deren Abstammung, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit er mir viel Erbauliches zu sagen wußte. Ich bewirthete sie in meiner Hütte mit Datteln, Butter und Reis, aber eine Samrah oder nächtliche Unterhaltung lehnte ich unter dem Vorwande, daß ich unwohl sei, entschieden ab; ich hätte sonst mit ihnen bis zum Morgen in irgend einem heiligen Buche lesen müssen. Der Scheich sagte mir, daß er einen Streit über Blutgeld zwischen zwei Beduinenstämmen schlichten wolle. Es handelte sich dabei um eine Angelegenheit, welche für das Leben und Treiben der Somal sehr bezeichnend ist. Ein Mann hatte einem andern Arzenei gegeben, und der letztere war etwa einen Monat später gestorben. Sein Vater beschuldigte nun den erstern, daß er Gift gegeben habe, und verlangte die übliche Entschädigung. Said murmelte vor sich hin, die Geistlichen sollten sich nicht in alle Dinge mischen; sie thäten besser, zu beten und den Koran zu lesen.

Am 21. Januar, Sonntags, kam mein Bote von Härrär zurück und brachte die Vorräthe mit; mein Wörterbuch war fertig, und so konnte ich am andern Morgen aufbrechen. Als meine Absicht verlautete, strömte viel Volks vor meine Hütte, um zu betteln oder zu borgen, und der Andrang wurde so arg, daß ich die Thür zumachte und nur Scheich Dschami bei mir behielt. Er führte mir Nachmittags manche Kranke zu, und ich gab meine Meinung dahin ab, daß in diesen Bergen ein Talisman das beste Heilmittel abgebe. Der Scheich äußerte Zweifel, ob er auch wirksam sein würde. Als ich ihm aber mein Diplom als Meister des Sufiordens vor-

zeigte, das mir in Aegypten ausgestellt wurde, ging ihm und seinen vier Widads ein Licht auf, und sie raunten einander zu: „Wahrlich, heute hat er sich offenbart!" Scheich Dschami betrachtete das Diplom sehr aufmerksam, hielt es achtungsvoll an die Stirn und murmelte einige Gebete. Dann bat er mich um eine Abschrift und um die Erlaubniß, auch seinerseits als Meister des Ordens verfahren zu dürfen. Das erstere gewährte ich gern, in Betreff des zweiten Ansuchens zögerte ich, bis er sich für meinen Schüler erklärte. Dann schenkte ich ihm einen Bleistift und einen Turban.

Der Morgen zur Abreise war da, aber Niemand machte Anstalt zum Aufbruch. Der Hammal hatte gestern sich thätig gezeigt, jetzt fehlte es an allen Enden und Ecken; ich hatte keinen Kaffee und keine Wassersäcke; Dinarsade war nach einem benachbarten Dorfe gegangen, um Kalebassen zu kaufen. Das war also recht afrikanisch. Sechs und zwanzig Tage hatten nicht genügt, Sachen zu besorgen, die kaum ein paar Stunden Zeit erforderten. Auch hatte der Gerad mir keine Diener besorgt, wiewohl er mehrmals versprach, mindestens hundert herbeizuschaffen, wenn ich sie haben wolle. Der lange Guled war so unvorsichtig gewesen, dem glattzüngigen Jussuf Dera seinen Dolch zu borgen; als der Mann vernahm, daß wir abreisen wollten, ging er natürlich fort von Wilensi. Ein gewisser Abdy Aman, der sich in Härrär als Führer bis Berbera verdungen hatte, verlangte nun statt der verabredeten zwanzig Dollars das Doppelte.

Ich mußte entschieden auftreten, ließ die Kameele herbeibringen und die Zelthütten abschlagen. Dem Abdy Aman sagte ich, er möge sich nach Härrär oder zum Teufel scheeren; dem langen Guled versprach ich einen neuen Dolch, den er in Berbera erhalten solle; Dinarsade sollte nachkommen, und so war dann um neun Uhr Morgens die Karawane bereit. Wir zogen an der Ostseite von Wilensi hin und die schwer beladenen Kameele hatten viel zu leiden auf dem rauhen Felsenwege, welcher zu der weiten Kluft führt, die bis an die Märrärsteppe reicht. Um ein Uhr wollte der Gerad Adan Halt machen, ich ließ mich aber darauf nicht ein. Der lange Guled und das Ende der Zeit fehlten; sie waren des Dolches wegen umgekehrt! Ich kümmerte mich um das Alles nicht, sondern ritt mit dem Hammal zur Märrärprärie. Der Gerad rief mir nach, ich möge nicht in die Gefahr rennen, denn die Löwen seien gefährlich; er wolle ein Schaf und einen Ochsen schlachten;

aber auch dies rührte mich nicht; die Kameele wurden vorwärts getrieben.

Wir zogen am Rande der Steppe hin und die Säumigen fanden sich wieder zu uns. Einige Reisende, die uns begegneten, fragten nach Neuigkeiten. Der Anführer, Madar Farch, ein in Aden wohlbekannter Somal, erbot sich, uns bis zum Ruheplatze zu geleiten, und war erstaunt, daß ich mit heiler Haut aus Härrär fortgekommen sei. Uebrigens theilte er uns eine bedenkliche Nachricht mit. Der Gerad Hirsi der Berteri, unter welchen Madar kürzlich verweilt hatte, war ärgerlich, daß ich nicht den geraden Weg genommen. Das Gerücht ging, ich hätte dem Gerad Aden sechshundert Dollars und viele werthvolle Sachen gegeben; und darin wollte er eine Benachtheiligung für sich sehen. Madar gab mir den verständigen Rath, die Nacht zum Reisen zu benutzen, und die Gebüsche zu vermeiden, wo vielleicht Midgans mit vergifteten Pfeilen auf der Lauer lägen.

Wir stiegen bei einem Dorfe ab, das vor wenigen Wochen noch unter dem Guraysgebirge lag, jetzt aber eine kleine Strecke weiter weg gerückt worden war. Dort fand sich Dinarsade zu uns, und mit ihr kam Daghabo, Schwester des tapfern Beuh; sie hatte sich für immer von ihrem gestrengen Eheherrn, dem Gerad, getrennt, und wollte unter unserm Geleit zu ihrer Familie heimkehren. Auch Juffuf Dera kam mit dem gestohlenen Dolche und brachte allerlei Entschuldigungen vor; ihn begleiteten manche Verwandten, die zu nichts gut waren. Der Gerad hatte sie geschickt, und ließ mir sagen, sein Nebenbuhler, der Häuptling der Berteri, habe dem, welcher mich todt oder lebendig in seine Hände liefere, hundert Kühe versprochen. Juffuf fragte pathetisch meine Diener: „Liebt ihr euern Pilger?“ Wenn das der Fall sei, möge man dem Gerad etwas mehr Baumwollenzeug schicken, dann wolle er mir mit fünfzig Reitern das Geleit geben.

Meine Somal horchten auf diese Worte, ich war aber fest überzeugt, daß Alles erlogen sei. Trotzdem wurde drei Stunden lang darüber hin und her gesprochen, dann aber befahl ich den Aufbruch. Nun hieß es, die Kameele könnten nicht weiter, und auf der Steppe sei es so kalt, daß man erfrieren würde. Jetzt aß ich meine Datteln, trank Milch, wickelte mich in meine Decke und schlief ein. Am andern Morgen fand ich meine Gefährten immer nach sehr entmuthigt; der Hammal mußte in ihrem Auftrage bei

mir anfragen, ob wir nicht den Gerad mit seinen Speermännern holen lassen sollten; ich gab eine durchaus abschlägige Antwort. Aber einige Toben mußte ich doch an den verwünschten und pfiffigen Dummkopf schicken, weil sie ihn trotz alledem um sein Geleit ersuchen lassen wollten. Dann nahmen Jussuf Dera, Madar Farih und ihre Begleiter Abschied. Sie versprachen, das Geleit bis Mittag zu schicken; ich wußte aber sehr wohl, daß Niemand kommen werde, und sah jene Girhi mit Vergnügen von uns scheiden. Gerade von Seiten jenes Gerad Adan drohete mir, wie ich später in Berbera erfuhr, die größte Gefahr. Ein Angriff wäre ihm freilich theuer zu stehen gekommen, hätte aber auch mir verderblich werden können.

Mittag kam, aber kein Reiter. Meine Gefährten hatten versprochen in letzterm Falle noch vor Abend aufzubrechen und bis zum andern Morgen zu marschiren. Als sie aber dann noch allerlei Trödeleien und Einwendungen machten, erklärte ich ihnen, ich sei nun fest entschlossen, allein über die Steppe zu reisen; mein Entschluß für den andern Morgen stehe unerschütterlich fest. In der Nacht zogen schwere Wolken von den Gurayhügeln herab, auch gewitterte es und der Regen strömte durch mein Dach. Dinarsade erklärte, sie sei unwohl und könne nicht gehen, Scheherasade wollte nicht arbeiten; es war eine höchst widerwärtige Nacht.

Am 24. Junuar zogen wir bei Tagesanbruch in die Märrärsteppe hinein; mit uns ging eine Karawane von etwa zwanzig Männern und dreißig Frauen; ihre Kameele und Esel waren mit Getreide beladen. Wir sahen die Lagerfeuer der Hirsi aus der Ferne; die Luft war rauh, Regenwolken fegten über die Ebene hin und entluden sich dann und wann; der kalte Regennebel drang bis auf die Knochen. Meine Leute zitterten und die Zähne klapperten ihnen, als ob sie auf Eis gingen. Unterwegs sahen wir Quagga's und Gazellen, sie waren aber sehr schlau. Mittags befanden wir uns in einem mit Akazien bestandenen Thale, das sich vortrefflich zu einem Hinterhalt eignete; deshalb hielten wir auch nicht an; ich verzehrte ein Stück gedörrten Fleisches im Sattel und genoß dazu Gummi, das ich von den Bäumen gepflückt.

Wir kamen ungefährdet über die Steppe; die Karawanenleute drückten uns die Hände und erklärten, wir hätten ihnen das Leben gerettet. Eine Stunde nach Sonnenuntergang kamen wir zu dem Kraal, wo Abtidon zu Hause war. Dieses Dorf liegt am Fuße

der Koutiberge; meine Leute flüchteten sich vor den Löwen, und wir lagerten in einer Umzäunung, wo das Ungeziefer mich stark plagte. Ich war sehr besorgt, daß ich die Krätze bekommen würde, die bei den Somal eine wahre Landplage ist. Sie sagen, Fliegen und Flöhe seien Schuld an der Krankheit, welche doch nur die Folge von Unsauberkeit ist. Freilich fehlt es den Leuten an Gelegenheit zu baden und sich regelmäßig zu waschen.

Am 25. Januar stellte sich heraus, daß unsere Kameele äußerst abgemattet waren; in den Girhibergen hatten die armen Thiere allerdings nicht viel Futter gefunden. Wir befanden uns nun an der Grenze des Gebietes, welches die Habr Awal in Anspruch nehmen und besitzen. Sie bilden die zweite große Abtheilung des Somalivolkes; ihr Stammvater ist Awal, ein jüngerer Sohn Isaaks Hadrami. Sie haben die Küste von Zeyla und Siyaro bis zu dem Lande inne, das dem Berteristamme gehört, und stehen unter einem Gerad, dessen Machtbefugniß sehr gering ist. Sie zerfallen, gleich den übrigen Somal, in viele Stammsippen, z. B. die Isa Musa, welche einen Theil des Gebirges südlich von Berbera besitzen; den Mikahil gehört das Tiefland an der Küste von Berbera bis Siyaro. Zwei große Clans, die Ayyal Yunis und die Ayyal Ahmed, wohnen in Berbera und Bulhar.

Meine Gefährten waren sämmtlich Habr Geradschis und in Blutfehde mit den Habr Awal. Es konnte wohl eine Woche verfließen, bevor es mir gelang, einen tüchtigen Beschützer ausfindig zu machen. Nun waren aber schon zehn Tage über die von mir anberaumte Zeit verstrichen, meine Kameraden in Berbera waren gewiß meinethalben in Besorgniß, und jetzt konnte es sehr wohl möglich werden, daß ich unter vier Wochen nicht ans Meer gelangte.

Während ich allerlei trüben Gedanken nachhing, erschien plötzlich Beuh, den seine muntere Schwester Dahabo zu mir schickte. Von ihm hörte ich, daß ganz in der Nähe ein Führer zu haben sei, und nun kam mir plötzlich ein Gedanke, den ich sogleich verwirklichte. Ich machte ihm den Vorschlag, die Kameele, die Frauen und mein Gepäck unter der Aufsicht des Kalenders nach Zeyla zu bringen; ich dagegen wolle mit meinen Dienern, und mit Lebensmitteln auf vier Tage versehen, den Ritt durch das Land der Habr Awal wagen. Ich packte meine Vorräthe zusammen; sie bestanden in fünf Broten, einigen Citronen und etwas Zucker. Wurde ich unterwegs aufgehalten oder stieß den Maulthieren ein Unfall zu, dann waren

wir freilich verloren. Vor uns lag die Wüste; kein Habr Awal würde die Habr Gerhadschis mit Fleisch oder Milch versorgt haben. Meine Begleiter nahmen etwas getrocknetes Fleisch, Durra und einige Süßigkeiten mit; wir hatten nur eine einzige Wasserflasche.

Am 26. Januar nahm ich von meinen Freunden und von meinen Sachen Abschied. Die letzteren trafen zwei Monate später wohlbehalten in Aden ein. Von dem Maulthiere, welches der Kalender ritt, habe ich nichts wieder gesehen, und die Kameele werden wohl heute noch auf den Weiden der Isa grasen. Der Kalender wohnt in Zeyla und erzählt den Leuten seine Abenteuer. Die beiden Schönen, die in Folge meiner Reise in den Besitz von etwas Geld und allerlei Siebensachen gekommen waren, galten für gute Partien und haben auch bald Männer gefunden.

Ich brach auf. Beuh führte uns durch Nebelwolken nach Koralay, und dann zu einem Gudabirsidorfe, wo wir Milch bekamen. Auf unebenem Pfade und durch wilde Henna hindurch gelangten wir bis zu Beuh's Kraal; von dort ging es wieder über Gestein und durch allerlei Dickichte und trockene Flußbetten bis zu einem Dorfe, welches dem Ogaz oder Häuptling der Gudabirsi gehörte. Dort bewogen wir einen Mann, dem ich fünf Dollars und ein paar Anzüge versprach, uns zu geleiten. Er hieß Dubayr, der Esel, und gehörte zum Bahgoboclan der Habr Awal. Er konnte, gleich allen diesen Beduinen, keine Anstrengung ertragen, war ein schlechter Reiter, Gehen ermüdete ihn, und des Durstes konnte er sich auch nicht erwehren. Als er mir versprach, mich binnen drei Tagen nach Berbera zu bringen, wußte er nicht, zu was er sich damit verpflichtete. Schon nach der zweiten Tagereise wollte er nicht weiter mit, nur als ich ihm werthvolle Geschenke versprach, ließ er sich zur Weiterreise bewegen. Manchmal warf er sich der Länge nach zu Boden und stöhnte, daß sein Ende nahe sei. In dem Lande, durch welches wir nun ritten, war jeder Speer gegen uns gerichtet; ich befahl deshalb dem Esel, wüste Wege zu wählen und alle Dörfer zu vermeiden. Anfangs verstand er meine Gründe nicht, welche doch die Vorsicht eingab; er hätte lieber in den Kraals Milch getrunken. Nach und nach wurde er jedoch verständiger.

Wir verfolgten eine östliche Richtung und kamen an den Ruinen eines steinernen Gebäudes vorüber, welches der Führer, wie das in jenen Gegenden überhaupt geschieht, für eine Burg erklärte. Weiterhin bemerkte ich einige alte Brunnen aus der Zeit der Gal-

las, tiefe, in das Gestein ausgehöhlte Löcher von etwa zwanzig Fuß Durchmesser; nur ein einziger enthielt genießbares Wasser, die anderen waren verschüttet oder überwachsen. Dann und wann kamen wir an Beduinen vorüber, die von uns Neuigkeiten hören wollten, wir ließen uns jedoch nicht aufhalten, ritten wieder an Ruinen vorbei und hatten am Abend volle fünfunddreißig englische Meilen zurückgelegt. In einer Niederung fanden wir Gras; die Nacht war rauh und windig, späterhin hatten wir einen Nebelregen. Früh, am 27. Januar, bemerkte ich unweit von unserem Ruheplatze eine jener einzeln stehenden Felsengruppen, die im Somalilande so häufig sind; an der einen Seite erhebt sich ein gewaltiger Block, dessen zugespitzte Form an einen riesigen Hundszahn erinnert. Der Esel behauptete, auf dem Gipfel finde man noch Spuren von Gebäuden, und erzählte dann die Sage von Moga Medir, Medirs Augenzahn. Dort oben wohnte in alten Zeiten ein Gallamädchen; das Auge dieser Jungfrau war so scharf, daß es Feinde in einer Entfernung von fünf Tagereisen deutlich erkannte. Die Feinde ihres Stammes erlitten durch diese Wachsamkeit großen Schaden, nahmen aber dann ihre Zuflucht zu einer List. Sie rückten unbekleidet heran, versteckten jedoch ihre Köpfe unter dicken Heubündeln. Die Jungfrau Moga theilte nun ihrem Vater mit, daß die Wiese gegen den Berg heranrücke, und damit sagte sie die Wahrheit; aber man hielt sie für wahnsinnig und glaubte ihr nicht. Die Kriegslist gelang vollkommen und die arme Seherin verlor ihr Leben. Aehnliche Sagen sind auch in Asien und Europa verbreitet; wer denkt dabei nicht an den Birnamwald, der auf Dunsinan heranrückt?

Wir ritten am andern Morgen früh durch den Nebel und suchten nach einem Brunnen. Mein kläglicher Führer hatte mich betrogen, denn gestern versprach er für jede Stunde einen Brunnen, und jetzt gestand er ein, daß wir wohl vor Abend nichts zu trinken haben würden. Diese Menschen lügen unwillkürlich; es ist ihnen zur andern Natur geworden, die Unwahrheit zu sagen. Sie betrügen, ohne gerade die Absicht zu haben; wer etwas Sicheres von ihnen erfahren will, muß fragen, sich Antwort geben lassen, und dann gerade das Gegentheil glauben oder thun.

Wir wollen nicht in die Einzelnheiten der weitern Reise eingehen. Der Weg führte durch ein trauriges Land mit eintöniger Landschaft. Hügel, auf denen stachelige Cactus wuchsen, Ebenen, die mit Steinen übersät sind wie ein Getreidefeld mit Korn, Thäler

und tiefe Schluchten mit dornigem Gesträuch wechselten mit einander ab. Unsere Beschwerden waren groß und der Durst machte sie noch drückender. Vierundzwanzig Stunden lang waren wir ohne Wasser, die Sonne dörrte mir das Hirn aus, die Luftspiegelung trieb ihr Gaukelwerk unaufhörlich. Ich schloß meine Augen, um die Hitze nicht stets auf sie einwirken zu lassen, aber dann lag Wasser vor mir, ich sah beschattete Brunnen, ich sah Quellen, die aus dem Fels hervorsprudelten, oder klare durchsichtige Seen, und schlug ich die Augenlider auf, so dampfte mir der heiße Broden entgegen, der von der Ebene emporstieg. Ich konnte nicht sprechen, viel weniger singen und eben so wenig zusammenhängend denken; ich hatte nur einen einzigen Gegenstand im Sinne: Wasser, und immer wieder Wasser.

Endlich erreichten wir das Gogaysathal, ritten abwärts und ich gewahrte zu meiner unaussprechlichen Freude in einiger Entfernung eine grüne Stelle; unsere Thiere witterten das Wasser, und bald befanden wir uns an einigen kleinen Brunnen. Wir sprangen aus dem Sattel, und rasch hatten wir nicht nur die Zunge gelabt, sondern konnten uns auch Wasser in das erhitzte Gesicht spritzen. Nachher sahen wir übrigens, daß einige Vorsicht vonnöthen sei, weil im Wasser viele kleine Frösche schwammen und Insekten nicht fehlten; aber was will unter solchen Umständen die Vorsicht bedeuten? Wir tranken und tranken immer zu, und die Maulthiere weideten in frischem Grase. Doch drangen meine Leute auf baldige Entfernung, weil Löwen in der Nähe seien, und wir lagerten uns in einem verlassenen Kraal auf einem Hügel. Ich hatte dreißig Meilen zurückgelegt und war nun in dem für uns sichern Gebiete der Bahgoba, zu welchen unser Führer gehörte. Dieser war so abgemattet, daß wir ihn am 28. Januar in den Sattel heben mußten. Nachdem die Wasserflasche gefüllt worden war, ritten wir das Gogaysathal hinab. Unsere Maulthiere fingen an zu lahmen, ihr Rücken war schon gedrückt, und wir mußten nun langsam reiten.

Im Wady Danan fanden wir an manchen Stellen süßes Wasser und viele Spuren von Quaggas und Antilopen; an großen Bäumen war die Rinde abgeschält und viele Sträucher waren ausgerissen worden; hier hatten offenbar ganz vor Kurzem Elephanten ihr Wesen getrieben. Mein Maulthier, das im Uebrigen ein ganz muthiges Thier war, zeigte sich jetzt scheu und erschrocken. Der kleine graue Vogel, den man mit Recht als Honigvogel bezeichnet, weil er den

Menschen die Bäume anzeigt, in welchen sich Bienenstöcke befinden, lockte uns hier vergebens, wir mochten und konnten ihm jetzt nicht folgen.

Als wir aus dem Thal hinauskamen ritten wir über ziemlich ebenen Boden und gaben uns der trügerischen Hoffnung hin, noch an jenem Abend das Meer zu erblicken. Bäume wurden nun seltener, an manchen Stellen fanden wir Eisenstein, der schlackenartig aussah, an anderen Stellen war er gelb wie Oker, und dort leckt das Vieh an ihm; wahrscheinlich ist er alaunhaltig. Gegen Abend gelangten wir in einen breiten Grund, welchen die Somal als Elephantenthal bezeichnen, Dihh Merodi oder Merodilayh; wir zogen von Westen nach Osten hindurch, überschritten zwei trockene Flußbetten und stiegen dann die unteren Abhänge einer hohen Hügelkette hinan, welche wie ein Vorhang die Fernsicht abschloß. Das ist die innere, dem Lande zugekehrte Seite der Küstenkette, die uns von der Strandebene trennte. Von den tafelförmigen Gipfeln rollten graue Wolken herab, und wir waren bald in kalte Nebel gehüllt, auf welche Regen folgte. Mit Dunkelwerden ritten wir wieder in ein gewundenes, sehr steiniges Flußbett hinab, welches dem Regenwasser, das vom Gebirge herabströmt, zum Abzugskanale dient. Meine Begleiter hatten seit drei Tagen nur wenige Datteln und einige Süßigkeiten genossen, und fielen deshalb mit Gier über die Jujubenbeeren her, die auf den Steinen umher lagen. Der Führer war ein wenig vorausgeritten; wir fanden ihn auf einer Art Grasbank am Rand eines Bächleins. Das war eine höchst angenehme Ueberraschung. Aus einem zwei Fuß breiten Loch im Felsen quoll krystallklares Wasser hervor und bildete einen kleinen Sumpf, ein wahres Paradies für die Frösche. Die Somal bezeichnen diesen „Gaangal" als Brunnen der Feen. Die Maulthiere tranken sich satt und weideten das saftige Gras ab, während wir unser sehr mäßiges Abendbrot genossen. Tauben und Katas, Steppenhühner, kamen herbei, um zu trinken, flatterten aber schüchtern fort. Meine Begleiter besorgten, daß späterhin unwillkommenere Gäste sich einfinden möchten, und wollten deshalb das Nachtlager an einer andern Stelle halten. Dagegen konnte ich nichts einwenden, die Maulthiere hatten sich erquickt, und wir ritten weiter nach einem Hügel, wo wir innerhalb einer Dornumzäunung eine nasse Nacht hatten. An jenem Tage waren wir fünfunddreißig Meilen weit geritten, ohne einen Menschen gesehen zu haben, denn alle

Nomaden waren, wegen der langen Dürre, in das Tiefland hinabgezogen.

Am 29. Januar war Morgens das Wetter ganz herrlich. Wir mußten einen sehr steilen Weg hinanklimmen, fanden reichlich Wasser und in den Felsen so viele Höhlen, daß dort füglich Troglodyten hausen könnten. Weiterhin ging es dann bergab durch mehrere Schluchten, und bald blickten wir von der Höhe des Küstengebirges hinab auf die Strandebene. Die Hauptschlucht nannte der Führer Kadar; ich möchte sie als den Splügen des Somalilandes bezeichnen, obwohl sie nicht als Paß bezeichnet werden kann. Aber sie bildet den Bergübergang, und wir kamen auf diesem Wege nach einstündigem Ritte zum Wady Duntu, einem riesigen Bergspalt, der mit steilen Abfällen von Syenit und rothem Granit tief einschneidet. Wir fanden dort Schatten und Wasser, und die Luft war balsamisch durch die Wüstenkräuter. Wir ruheten eine halbe Stunde aus und legten dann den Rest des Weges durch die Duntuschlucht zurück. Allmälig wurden die Hügel niedriger und das Thal lief in die Ebene aus. Oben war die Luft anregend und elastisch, jetzt war sie weich, feucht und lind, und die Sonnenstrahlen wurden sehr empfindlich. Zwei Stunden lang trieben wir unsere Maulthiere in dem breiten und gewundenen Flußbette hin, fanden aber kein Wasser. Dann ging es nach Osten hin über die Taranayfläche, welche genau der Strandgegend bei Zeyla gleicht. Hier weideten Heerden von Kameelen und Schafen zwischen dornigen Akazien und Kulan, und jetzt sahen wir auch, nach drei Tagen zum ersten Male, wieder Menschen. Es waren Schafhirten von der Mikahilsippe der Habr Awal, die rasch fortliefen als sie uns kommen sahen; endlich blieb aber doch einer stehen und wir fragten nach Neuigkeiten. Sie lauteten ganz günstig; es waren nur einige wenige Mordthaten vorgekommen, und an der Küste schwärmten nur wenige Ayyal Ahmed umher; diese waren Feinde meiner Diener. Wir ritten dann weiter über verdorrtes Gras auf den Dschebel Almis zu, welcher für die Schiffer an jener Küste eine Hauptlandmarke bildet.

Der Weg führte zwischen niedrigen braunen Kalk- und Sandsteinhügeln hin, einem dem Meere näher liegenden Höhenzuge, welcher eine, wenn man so sagen kann, verstreute Linie zwischen der Küstenkette und dem Ocean bildet. Die gelben Blüthen der Akazien dufteten prächtig, aber die Dornen am Baume sind zwei Zoll

lang und so spitz wie Nadeln. Als wir gegen Abend diesen Busch hinter uns hatten, sahen wir beträchtliche Kameelheerden, aber auch hier liefen die Hirten vor uns weg wie Strauße und erhoben ein Lärmgeschrei. Als wir die Leute endlich einholten, bat Jeder, wir möchten seines Nachbars Heerde plündern! Dergleichen war mir im Somalilande noch nicht vorgekommen; ich sehe darin einen Beweis, wie zerrüttet die Verhältnisse im Gebiete der Habr Awal sind. Ein Beduine schrie, geberdete sich wie besessen und schlug auf ein Kameel los; diesen Mann bewogen wir durch Schwüre und Betheuerung unserer friedlichen Absichten, stehen zu bleiben. Er war ein Bagoba und ließ sich bereit finden, uns ein Dorf der Ayyal Gedid zu zeigen. Ein Mädchen aus dieser Sippe war Frau meines Hammal, und dieser beabsichtigte, seinen Schwiegervater zu meinem Beschützer in Berbera zu machen. Er rechnete auf einen gastlichen Empfang und äußerte: „Heute Nacht werden wir unter einem Dache schlafen und Milch trinken; vielleicht auch Schöpsenfleisch essen."

Nachdem es schon dunkel geworden war, kamen wir an einen Kraal und sattelten ab. Uns gegenüber standen Männer vor einer Hütte, die uns betrachteten, aber nicht begrüßten. Als ich ein Pistol abfeuerte, rief eine rauhe Stimme, weshalb ich die Kameele beunruhige, die eben gemolken würden? Das Ende der Zeit flüsterte mir zu: „Wir sind unter unsere bittersten Feinde gerathen, unter die Ayyal Schirndon!" Dieselbe Stimme fragte, nur noch viel rauher: „Zu welchem Stamme gehört ihr?" Ich entgegnete keck: „Zu den Habr Gerhadschis." Nun folgte ein Wortstreit. Die Ayyal Schirndon fragten, was wir wollten, woher wir kämen und wie wir es wagen könnten, ihr Land zu betreten, da ja ein Friede zwischen beiden Stämmen noch nicht abgeschlossen worden sei. Ich entgegnete höflich, was sich unter solchen Umständen sagen ließ, aber meine guten Worte fanden keine gute Statt. Die ungastlichen Beduinen wünschten uns in die Hölle, wollten aber wissen, warum wir in Härrär gewesen seien. Endlich trat ein mit zwei Speeren bewaffneter Krieger vor, welcher den Ende der Zeit erkannte, ein paar Worte sprach und dann fortging. Ich befahl dem langen Guled, diesen Leuten bündig zu sagen, hier sei ein Reisender vor ihrer Thür, der um einen Trunk Milch bitte und sehr gern dafür Tabak geben wolle. Aber davon mochten sie nichts wissen, sondern sprachen von Kampf und Blut. Jetzt hielt ich meine Waffen bereit und erklärte rund heraus, sie möchten nur den Streit anfangen, ich würde ihnen

dann einen Bauch voll geben. Inzwischen waren die Maulthiere gesattelt, wir ritten fort und fluchten den elenden Schurken, die keine Gastfreundschaft üben wollten.

Wir sprachen noch bei drei anderen Dörfern der Ayyal Gidid vor, aber der Hammal konnte nirgends auch nur einen Tropfen Wasser erhalten, obgleich er mit einigen Leuten persönlich bekannt war. Er meinte, man sei in den Dörfern so ungastlich, weil die Krieger jetzt eben in Berbera sich befänden, und nur Frauen, Kinder und Sklaven zurückgeblieben seien. Als wir dem Esel scharf mit Fragen zusetzten, gestand er zu, daß wir erst in der Nähe von Bulhar wieder Wasser finden würden. Von Durst geplagt und sehr erschöpft mußten wir über die Ebene Banka Hadla reiten; der Mond war oft von Nebelwolken verhüllt und warf ein unsicheres Licht, aber um Mitternacht vernahmen wir das Rauschen des Meeres.

Das war Musik in meinen Ohren, die uns neu belebte. Gegen drei Uhr Morgens fanden wir in einem trockenen Bach etwas Wasser, das uns trotz seines brakigen Geschmackes nach fünfzehnstündigem Schmachten ein wirkliches Labsal war. Wir konnten es genießen, weil an den Tagen vorher Regen gefallen war, der auch heute wieder eintrat. Trotzdem wickelten wir uns in unsere Decken, und schliefen einige Stunden. Als ich munter geworden war, besah ich mir die Stätte, auf welcher Bulhar liegt. Sie war eben jetzt verlassen und nur eine Menge von Haufen gebleichter Knochen deutete an, daß hier oftmals Menschen sich aufgehalten hatten. Die Ortschaft war, hauptsächlich wegen ihres Ankerplatzes, zu verschiedenen Zeiten nicht ohne Bedeutung, namentlich dann, wenn Berbera selbst in Folge von Krieg oder Stammesfehden danieder lag. Die meisten Wohnungen bestanden aus Gurgis, landesüblichen Hütten, neben denen einige von Arabern gebaute steinerne Häuser sich erhoben. Die Küste liegt offen, ein eigentlicher Hafen ist nicht vorhanden und der Schimal, Südwind, den man auch in Berbera mit Recht sehr fürchtet, wüthet hier manchmal stark. Wenn aber die Ebene allzu unsicher wird, siedeln sich auf der Stätte von Bulhar allemal wieder Menschen an, und die Kaufleute verschiffen von hier aus Güter.

Von sechs Uhr Morgens an ritten wir langsam an der See hin, in welcher ich gegen Mittag badete, während meine Diener wünschten, daß wir erst während der Nacht an den Kraalen ihrer

Feinde, der Ayyal Ahmed, vorbeiziehen möchten. Diesen Wunsch erfüllte ich um so lieber, weil an schnelles Fortkommen ohnehin nicht zu denken war. Das eine Maulthier mußte mit dem Speere gestachelt, ein zweites fortwährend gepeitscht werden. Um drei Uhr hielten wir am Fuße des Dabasenis, wo etwas Gras stand. Dieser Hügel liegt auf dem halben Wege zwischen Bulhar und Berbera; auf dem Gipfel befindet sich ein Gegenstand, welcher dem Reisenden Schrecken einflößt, nämlich ein dorniger Baum, unter welchem die Habr Gerhadschis und ihre Freunde vom Stamme der Isa Musa gleich Geiern sitzen, um Reisende zu erspähen, über welche sie dann herfallen. Die Habr Gerhadschis wohnen im Gebirge hinter Berbera und jenseit desselben mehrere Tagereisen weit nach Süden hin, gegen Ogadayn zu.

An einigen Brunnen hielten wir Rast und zogen erst bei Einbruch der Dunkelheit weiter, zunächst an einem tafelförmigen Hügel hin, der als Auliya Kumbo, Berg der Heiligen, in der Legende sehr berühmt ist. Dort saßen die in einem frühern Kapitel erwähnten vier und vierzig arabischen Santons und hielten feierliche Besprechung, bevor sie sich als Apostel über das östliche Afrika verbreiteten, um den Islam zu verkünden. Von diesem Punkte bis Berbera hat man noch sechs starke Wegstunden. Um Mitternacht waren wir am Bulho Ferendschi, sogenannt, weil dort 1825 ein europäisches Fahrzeug geplündert wurde. Dort ist Wasser und Gras. In aller Stille zogen wir im Mondschein an den Kraalen der Ayyal Ahmed in so großer Entfernung als immer möglich vorüber; doch konnten wir das Geblök ihrer Heerden vernehmen. In Berbera wurde mir mitgetheilt, daß ein Schafhirt im Busch uns vorüberziehen sah und auch den Ayyal Ahmed Kunde gab, aber zu spät. Wir waren jetzt nur noch zwei Stunden von der Stadt entfernt, aber alle ganz entsetzlich abgemattet. Das Ende der Zeit und der lange Guled fielen zu Boden und versanken sogleich in Schlaf, nur der Hammal hielt sich gut, ja er tanzte und schwang seinen Speer.

Der Tag beginnt zu grauen, ein langer schwarzer Streifen hebt sich von dem sandigen Horizont ab; er wird nach und nach deutlicher, wir sehen Schiffe und jubeln hell auf, unser Ziel lag dicht vor uns. Das Ende der Zeit warnte zur Vorsicht, denn wer könne wissen, ob nicht auch jetzt der Feind nahe sei. Wir wurden vom Esel über Haufen von Knochen am südlichen Theil der Stadt

hingeführt; die Schakale heulten, aber die Leute schliefen noch. Endlich waren wir in dem Quartiere, welches die Ayyal Gedid inne haben, und diese sind unsere Beschützer. Um zwei Uhr Morgens, nach einem angestrengten Ritt von vierzig Meilen, war ich in Berbera, wo meine Kameraden mich erwarteten. Nachdem ich für Diener und Maulthiere gesorgt, und mich selbst mit Speise und einem guten Trunk erquickt hatte, fiel ich in einen langen Schlaf.

Sechstes Kapitel.

Die Hafenstadt Berbera und ihr Handelsverkehr.

Bartema gab im sechszehnten Jahrhundert „von Barbara und der Insel Ethiope“ folgende kurze Beschreibung. „Nachdem der Sturm sich ein wenig besänftigt hatte, segelten wir weiter und kamen bald an eine Insel Namens Barbara, deren Fürst ein Mohammedaner ist. Sie ist nicht groß, aber fruchtbar und gut bevölkert, hat auch Ueberfluß an Fleisch. Die Hautfarbe der Bewohner neigt zum Schwarzen hin. Ihr ganzer Reichthum besteht in Viehheerden.“ Daß Berbera eine Insel genannt wird, ist unrichtig, da nur bei höchster Fluth das Wasser ringsum fließt.

Lieutenant Cruttenden entwarf im Jahre 1848 folgende Schilderung. „Der Jahrmarkt zu Berbera gehört zu den interessantesten Erscheinungen an der ostafrikanischen Küste; er ist schon allein dadurch bemerkenswerth, daß Leute aus sehr entfernt liegenden Gegenden und aus sehr verschiedenen Stämmen auf eine kurze Zeit sich hier zusammenfinden und bald nachher wieder zerstreuen. Bevor die vier festen Thürme dort erbaut waren, lag die Stätte vom April bis Anfang Octobers so durchaus verödet, daß nicht einmal ein Fischer sich dort aufhielt.*) Als aber die Jahreszeit wechselte und

*) Diese vier Thürme standen da, wo gewöhnlich die Hütten aufgeschlagen werden. Scharmarkay hatte sie zum Schutze der Kaufleute erbauen lassen und

der Herbst herankam, fingen die Stämme im Innern an, nach der Küste zu ziehen und dort Hütten aufzuschlagen, damit ihre Kunden ein Obdach fänden. Bald kamen dann auch kleine Fahrzeuge aus den gegenüber liegenden Häfen von Yemen, um ihren Mitbewerbern aus fernern Gegenden den Rang abzulaufen und früher einzukaufen. Ein paar Wochen später trafen größere Schiffe ein, namentlich aus Maskat, Suhr und Ras el Chayma; auch ließen die Bagala's (arabische Fahrzeuge) von den Bahrein-Inseln, aus Bassora und Grain nicht lange auf sich warten; sie hatten werthvolle Ladungen an Bord. Zuletzt kamen in bunten Chotias (Schiffe von der Nordwestküste Indiens) aus Poribender, Mandavi und Bombay; in ihnen saßen die fetten, reichen Banianen. Diese Fahrzeuge sind mit einer großen Menge leerer Gefäße beladen, die in Berbera mit Butter gefüllt werden. Jene indischen Kaufleute laufen durch ihr beträchtliches Kapital, ihre Verschmitztheit und den Einfluß, welchen sie sich verschafft haben, allen andern den Rang ab.

Berbera ist, so lange der Markt dauert, ein wahres Babel, in welchem man alle möglichen Sprachen hört. Irgend ein Oberhaupt wird nicht anerkannt; zwischen den Stämmen aus dem innern Lande erhebt sich täglich Zank und Streit, der mit dem Dolch oder Speer endigt; die Kämpfer entfernen sich einige tausend Schritte von der Stadt, um den Verkehr nicht zu stören, und machen dann ihre Sache aus. Tag und Nacht kommen lange Reihen von Kameelen herangezogen, andere ziehen fort; dann und wann sieht man eine Gruppe dunkelfarbiger, von langer Reise abgematteter Kinder; sie gehören zu den Sklavenkafilahs, die aus Härrär und Ifat kommen. In Berbera trifft der Sklavenhändler aus Gurague oder Härrär mit seinen Kundleuten aus Bassora, Bagdad oder Bender Abbas zusammen; der wilde Gudabirsi, der ein scharlachroth gefärbtes Lammfell statt einer Perrücke auf dem Kopfe trägt, verhandelt Straußfedern und Gummi an den Banianen aus Poribender; dieser letztere bleibt aus Vorsicht an Bord seiner Chotia, und hütet sich wohl, einen Turban zu tragen, denn den würde man ihm sogleich vom Kopfe reißen. Er legt immer nur einen kleinen Theil seiner Waaren auf einer Matte dicht am Meeresstrand aus.

---

ein paar Dutzend Araber und Neger hineingelegt, die mit Luntengewehren bewaffnet waren. Die Engländer nahmen daran Anstoß; von Aden kam der Befehl, diese Thürme niederzureißen, und nun liegen sie in Ruinen!



Gegen Ende des Märzmonates sind die Geschäfte beendigt, und schwer beladene Fahrzeuge, deren gewöhnlich drei oder vier neben einander segeln, steuern nach der Heimath zurück. Die Schiffe aus Suhr pflegen die letzten zu sein; in der ersten Aprilwoche sind auch sie fort, und dann ist Berbera wieder eine Einöde, und von einer Ortschaft, in welcher sich vor wenigen Tagen noch zwanzig tausend Menschen umhertrieben, sieht man weiter nichts mehr als die Knochen der geschlachteten Kameele und Schafe und allerlei Fachwerk für die Hütten, das sorgfältig aufbewahrt wird, weil man es im nächsten Jahre wieder benützen will. Nun kommen auch die Raubthiere wieder bis an das Meeresufer. Löwen sind in der heißen Jahreszeit keineswegs selten, und ich sah gleich nach Beendigung des Marktes drei Strauße ruhig am Strande hin und her gehen. Seit 1848 hat der Markt von Berbera an Bedeutung sich um ein Drittel vermindert, und die wilden Thiere sind seltener geworden.

Ueber den Ursprung Berberas wissen wir nichts Zuverlässiges. Arabische Geschichtschreiber führen ihn auf zwei himiaritische Häuptlinge zurück, die aus dem südlichen Arabien nach Afrika herüber gekommen seien. Diese Angabe hat Manches für sich. Im Jahre 522 n. Chr. wurden die abyssinischen Truppen durch den persischen König Anuschirwan aus Yemen vertrieben, das dann unter die Regierung eines himiaritischen Fürsten kam und eine Zeit lang unter persischer Oberhoheit blieb. Einer Ueberlieferung zufolge ist Berbera nach einander im Besitze der Fars, das heißt der alten Perser, der Araber, der Türken, der Gallas und der Somal gewesen; auch in Zukunft wird gewiß dieser Hafenplatz noch wechselvolle Schicksale erleben.

Der gegenwärtige Verfall Berberas ist durch die Fehden der Häuptlinge verursacht worden. Gerhadschis, ältester Sohn des Isaak el Hadrami, nahm die Berglande von Gulays und Wagar, die etwa zwanzig Wegstunden vom Meer entfernt liegen, in Besitz, währnd Awal, der jüngere Sohn, sich das Tiefland von Berbera bis Zeyla aneignete. Beide mächtigen Stämme machen Anspruch auf die Zollabgaben und auf den Nutzen, welchen der Markt abwirft; als Grund führen sie an, daß sie gemeinschaftlich jene ganze Region den Gallas genommen haben. Die Habr Awal sind im Besitz und wollen ein Monopol für sich allein geltend machen; darans entstand dann eine Blutfehde, welche den Handel in hohem Grade beeinträchtigt. Die Verwirrung wird aber noch dadurch gesteigert, daß

der Stamm der Habr Awal in sich selbst nicht einig ist. Zwei verwandte Sippen, die Ayyal Yunis Nu und die Ayyal Ahmed Nu schlugen in früheren Tagen gleichzeitig ihre Zelthütten auf der Stelle von Berbera und in der nächsten Umgegend auf. Die ersteren sind zahlreicher als die letzteren, gewährten aber denselben einen Antheil an dem Nutzen, welchen der Markt abwarf, und beide Theile vertrugen sich mit einander. Als aber die Engländer Aden in Besitz genommen hatten uud in Folge dessen der Handel von Berbera einen großen Aufschwung nahm, fand es die stärkere Sippe angemessen, die schwächere zu vertreiben; die Ayyal Yunis Nu behaupteten, sie hätten ein ausschließliches Anrecht, während der Dauer des Marktes die Abbans, Beschützer, der Fremden zu sein. Daraus entstand ein Krieg, die Sippe der Yunis wurde vom Stamme der Midschdschartaïn unterstützt, die der Ayyal Ahmed rief die Habr Gerhadschis zu Hülfe, insbesondere jene vom Clan der Musa Arrah, zu welchen Hadschi Scharmarkay gehört. Dadurch wurden sie so stark, daß es ihnen gelang, die Ayyal Yunis zu vertreiben. Diese letzteren, von Berbera weggedrängt, ließen sich beim Hafen von Bulhar nieder, und es gelang ihnen durch ihre alte Bekanntschaft mit den Kaufleuten aus Indien und anderen Ländern, einen nicht unbeträchtlichen Theil des Handels von Berbera abzulenken und nach Bulhar zu ziehen. Aber auf der unsichern Rhede gingen manche Schiffe verloren, und im Jahre 1847 wurden die Frauen und Kinder der Ayyal Yunis von den Isa-Somal überfallen und ermordet, und jene mußten bei den Ayyal Ahmed um Frieden bitten. Solchergestalt nahm allerdings die Fehde vorerst ein Ende, aber das Rachegefühl ist nicht erloschen; bei diesen Wilden haben Verträge eine sehr geringe Bedeutung, und afu andauernden Frieden ist bei ihnen nicht zu rechnen."

So viel von Berbera und dessen Handel. Ich habe schon gesagt, daß ich höchst ermüdet war; aber auf allzustarke Abmattung folgt selten langer Schlaf. Bald nach Sonnenaufgang weckte mich ein lautes Gespräch; vor der Thür stand eine Gruppe von Leuten, welche sich den neuen Ankömmling einmal ansehen wollten. Mein „Esel" hatte nämlich den Leuten in Berbera erzählt, wir seien binnen fünf Tagen von den Girhihügeln bis hierher geritten. Jene schworen darauf, das sei ein Ding der Unmöglichkeit; auch hätten wir gewiß Harrär nicht gesehen. Nun wurde ich in landesüblicher Weise ausgefragt. Dann verließ ich die Hütte, um nach meinen

Dienern und dem Vieh zu sehen. Die ersteren waren seelenvergnügt; sie hatten ja ihre Schuldigkeit gethan und den Ayyal Ahmed einen Possen gespielt; außerdem thaten sie sich eine Güte an Datteln, Reis und Thee mit Zucker; nach Verlauf weniger Tage konnten sie wohl ein Fahrzeug finden nach Aden hinüberfahren und wieder bei Weibern und Kindern sein! Nur dem Ende der Zeit war es noch nicht ganz geheuer; zu guter Letzt kam seine Feigheit noch einmal zu Tage, denn er flüsterte mir zu, daß er in Lebensgefahr schwebe, wenn ich ihm meinen Schutz nicht gewähre. Mit den armen Maulthieren sah es kläglich aus; sie waren bis auf die Knochen abgeschunden und ließen die Köpfe hängen. Ich ließ sie erst ins Meer treiben, dann gut verbinden, gab ihnen ein tüchtiges Futter und betrachtete mir dann die Umgegend von Berbera.

Die Araber bezeichnen den Ort als „Mutter der Armen"; die Lage ist jener von Zeyla ähnlich. Die Stadt, — wenn man einer Anhäufung schmutziger Hütten, deren Holzwerk mit Matten bedeckt ist, diesen Namen geben kann, — liegt am Nordrande einer alluvialen Anschwemmung, die von der Sohle der im Süden hinziehenden Hügel sich unmerklich abdacht. Eine halbe Stunde in der Runde ist der Boden mit Glasscherben und zerbrochenem Töpfergeschirr bedeckt, denn Berbera nahm früher einen weit größern Platz ein; nun ist es durch die kurzsichtige Habsucht der Wilden auf ein Sechstel seines frühern Umfanges zusammen geschmolzen und steht obendrein auf der allerschlechtesten Stelle, die man hätte wählen können. Aber der Somal klebt am Hergebrachten, und wo der Vater gewohnt hat, da wohnt auch der Sohn. Nach Süden und Osten liegt eine salzhaltige Sandfläche, die bei hoher Fluth theilweise unter Wasser steht; dort sind bittere Brunnen, und die ganze Gegend ist wegen des dort ängehäuften Unrathes aller Art im höchsten Grad ekelhaft. Nach Norden hin bildet der Strand eine weite Begräbnißstätte, die man als Bender Abbas bezeichnet; die Somal sagen, dort lägen auch Riesen begraben. Auf der Westseite fließt ein Bach, der ein wahrer Schatz für die Ortschaft ist. Dieser wird durch einen langen Streifen von Sand und von Kalkstein, der allgemeinen Formation an dieser Küste, vor den Nordwinden geschützt; die Breite beträgt drei Viertel einer englischen Meile, die Tiefe an der Landspitze, wo die Schiffe ankern, wechselt zwischen sechs und funfzehn Fäden.

Etwa sieben Meilen hinter der Stadt liegt die Küstenkette; sie besteht aus Kalk und Sandstein. Bei hellem Wetter sieht man durch eine breite Oeffnung, Duß Malablay, die Granitmauern von Wagar und Gulays, deren Höhe über dem Meere nach Lieutenant Herne 5700 Fuß beträgt. Dort wachsen Fichten, im Sommer wird die Luft durch den Monsun abgekühlt, und Gulays würde für Europäer eine treffliche Gesundheitsstation bilden; aber es gehört den verrätherischen Habr Gerhadschis, und Wagar ist im Besitz der Isa Musa, die nicht minder bösartig sind. Nach Osten hin wird die Ebene von Berbera durch die Hügel von Siyaro begrenzt, nach Westen hin begrenzen die Dabasenis-Höhen den Blick. Die Ebene ist sandig, dünn mit dornigen Pflanzen bestanden und von zwei Ketten eingeschlossen, die ich als Ghats und Sub-Ghats bezeichnen möchte. Die letzteren bilden die Küstenkette; sie beginnt bei Tadschurra und reicht bis Karam, 46° östl. L., wo sie in abgesonderte Gruppen auseinander bricht. Die Entfernung vom Meeresufer wechselt zwischen 6 und 15 englischen Meilen, die Höhe beträgt von 2000 bis 3000 Fuß; die Oberfläche ist unfruchtbar, da alle Dammerde durch den Regen fortgeschwemmt wurde. Die Ghats selbst sind zwischen 8 und 40 Meilen von der Küste entfernt, haben eine durchschnittliche Höhe von 4000 bis 6000 Fuß, sind dicht mit gummitragenden Bäumen und Weihrauchpflanzen bewachsen, sodann mit wilden Feigen und Somalifichten; sie bilden für das Binnenland die große, der See zugekehrte Bergmauer, die nach Norden hin steil abfällt; der Gipfel ist tafelförmig, der Abfall nach Süden sehr allmälig, die Streichung im Allgemeinen Ost zu Nord und West zu Süd; die drei Urathügel bilden nach Norden hin Ausläufer. Jeder Theil der Ebene zwischen diesen Ketten hat örtliche Benennungen. Die durch die Ebene ziehenden Flußbetten haben während der Monsune Wasser; an und in ihnen wachsen dornige Sträucher, wilde Feigen, Aloe und Cactus verschiedener Art.

Als ich mir Berbera näher betrachtete, war ich darüber erstaunt, daß von Seiten Großbritanniens dieser Platz übersehen worden ist und daß man statt desselben Aden an der gegenüberliegenden Küste in Besitz nahm. Denn Berbera, ein Stapelplatz für Ostafrika, hat ein gesundes Klima und ist im Winter vergleichsweise kühl. In der trockenen Jahreszeit ist allerdings die Ebene sehr heiß, aber sie liegt nach Norden hin offen und hat starken, regelmäßigen Seewind. Während des Monsuns ist der Himmel

bewölkt und es regnet oft. Berbera hat auch süßes Wasser vollauf, das mit Unrecht in übelm Rufe steht, weil die Eingeborenen so thörig sind, drei oder vier Fuß tiefe Löcher in der Nähe der höchsten Wassermarke zu graben, während man viel besseres in jedem trockenen Flußlaufe haben kann; die Banianen lassen sich ihr Wasser von dem 19 Meilen entfernten Siyaro bringen. Der Monsun ist mild, die Gegend offen, der Hafen vortrefflich, der Boden fruchtbar. Als Handelsplatz läßt Berbera nichts zu wünschen übrig, und es wäre eine blühende Stadt, wenn England diesen Platz in Besitz genommen und nur halb so viel darauf verwendet hätte wie auf Aden. Denn „dieses Auge von Yemen ist ein Berg des Elendes, der lediglich auf Verwüstung und Sand, Salzwasser und Elend herabschauet". Das Lager steht in „des Teufels Punschnapfe," wo neun Monate im Jahre eine abscheuliche Hitze brennt, wo Sandstürme und Simun mit einander abwechseln, wo „weder Samen, noch Wasser, noch Baum zu sehen ist." So äußerte sich Ibn Batuta schon vor fünfhundert Jahren über Aden, wo nicht einmal Sperlinge oder Krähen leben können. Auch ist der Platz entschieden ungesund, obwohl oft das Gegentheil behauptet wird. Von den Soldaten der europäischen Besatzung sterben allerdings nicht viele, weil man die Kranken fortschickt; für die asiatischen dagegen ist Aden ein wahres Treibhaus für Scharbock und Geschwüre; von meinem eigenen Corps waren einmal zweihundert Mann mehr als gewöhnlich krank. Das Wasser ist brakig, Pflanzenkost fehlt, und das ganze Leben und Treiben ist eintönig.

In Berbera stritten die Somal darum, wer Abban sein solle. Der Abban ist eine Hauptplage; noch bevor ein Schiff Anker geworfen hat, rennen die Leute an den Strand, stürzen sich ins Wasser, schwimmen ans Fahrzeug und jeder bietet sich als Abban an. Das Zollwesen ist sehr verwickelt. Früher galt als Werthmesser in Berbera ein Stück blauen Baumwollenstoffes von zwei Ellen, Sauda genannt, jetzt vier Pice (ostindische Kupfermünze) baar. Maria-Theresienthaler sind das Hauptgeld, Rupien müssen Disconto zahlen. Die Handelsleute geben je nach ihrem Range; die niedrigsten z. B. ein Procent, wie die Kaufleute aus Maskat und Suhr. Wer einen Laden hält, muß seinen Abban mit Speise versorgen und schenkt ihm bei der Abreise eine Tobe, ein Paar Sandalen und ein halbes Dutzend Thaler. Reiche Banianen geben Kost, einen Anzug und von fünfzig bis zu zweihundert Dollars.

Sie verstehen sich darauf, großen Profit zu machen; wenn der Markt zu Ende geht, leihen sie z. B. dem Beduinen so und so viel Dollars, die er bei Eröffnung der nächsten Messe mit hundert Procent Zinsen zurückzahlen muß. Ein Reisender, der keine Geschäfte macht, ist verpflichtet, den Abban mit Speise zu versorgen, kann aber nicht gezwungen werden, ihm etwas zu zahlen. Es versteht sich von selbst, daß die Somal den Europäern so viel als möglich abzupressen suchen. Ein Kaufmann aus Sansibar, Namens Angelo, hielt sich zwei Monate in Bulhar auf; sein Mäkler vom Stamme der Ayyal Gedid, und ein ihn begleitender Araber, nahmen ihm nicht weniger als dreitausend Dollars ab. Es ist Regel daß der Abban vom Kauf und Verkauf ein Procent für sich in Anspruch nimmt, beim Verkauf von Sklaven erhält er für jeden Kopf zwei Dollars, für jeden Ballen Zeug einen halben Dollar baar, von Gummi nnd Kaffee ein Pfund von je sieben und zwanzig Pfunden. Für jede Kuhhaut bekommt er einen halben Dollar Zoll, für Schaf- und Ziegenfelle vier Pice, von Butter ein Procent. Ueber den Betrag des Waarenumsatzes in Berbera wissen wir nichts Zuverlässiges.

Ich machte mit meinen Kameraden einen Ritt nach Südosten zu den Ruinen einer alten Moschee, in deren Nähe wir Spuren einer alten Wasserleitung fanden. In derselben Richtung gelangten wir zu den Durbar-Hügeln. Die scheinbar flache Ebene steigt auf jede Meile etwa einhundert Fuß an; die Gießbäche haben sich in dem mit Sand überdeckten Lehmbodem ein Bett von fünf bis sechs Fuß Tiefe gewühlt. Während wilde Pflanzen an der Küste spärlich auftreten, werden sie in der Nähe der Hügel schon häufiger, ich sah blühende Arman-Akazien, Gruppen von Kulanbäumen und an mehreren Stellen Dickichte von Tamarisken, aber kein Wild, außer einigen scheuen Antilopen. Nach einem Ritte von acht Meilen waren wir am großen Dubar, wo sich Wasser sammelt und Brunnen für die Viehheerden gegraben worden sind. Eine halbe Meile weiter liegt wieder ein mit Binsen bewachsener Sumpf, der kleine Dubar. In der Nähe quoll ein bitteres warmes Wasser aus dem Felsen hervor, das sich nach einem Laufe von etwa fünfhundert Schritten im Sande verliert. Es hatte am Spring selbst eine Temperatur von 106° F., die Luft hatte 80°, die Höhe der Stelle betrug, nach dem Ancroid, 728 Fuß. Auf den Felsen hinter diesen Quellen lagen Trümmer von Häusern und Moscheen; auch stand ein kleiner Thurm da, welcher Aehnlichkeit

mit den Gebäuden hat, wie die Gallas sie aufführen; aber in dem Baumörtel fand ich Stückchen von Glasflaschen, blau verglaste Topfscherben, also zweierlei Dinge, die man jetzt in jenen Gegenden Afrikas nicht kennt. Kaum eine halbe Wegstunde von dem kleinen Dubar liegt der Anfang einer nun verfallenen Wasserleitung; Einige meinen sie seien ein Werk der alten Perser, welche unter Anuschirwan Aden erobert hatten und mit Berbera im Handelsverkehr standen. Die Somal sagen, daß ihre eigenen Vorfahren vor etwa zehn Generationen die Gallas aus Berbera vertrieben hätten, und jene Wasserleitung sei ein Werk der alten Heiden; aber Wilde können solch ein regelmäßiges Werk nicht angelegt haben. Meiner Ansicht nach rührt es von den Osmanen her, welche nach der Eroberung Adens durch Suleiman Pascha 1538, etwa hundert Jahre lang im Besitz von Yemen waren und als Bundesgenossen des Königs von Adel bis nach Abyssinien drangen. Man findet auch in Härrär und Zeyla Spuren ihrer Bauwerke, und in Berbera hatten sie eine Niederlassung.

Einige Tage später machte ich mit Lieutenant Herne einen Ritt nach dem Bigu Gora, „dem Wasser, das bei Nacht läuft." Zehn Meilen südöstlich von Berbera kamen wir in ein sehr unebenes Gelände und dann an einen dritthalb hundert Schritte breiten Flußlauf, welcher den Hauptabzug für das Wasser der Sub-Ghats und der Ghats bildet, und dessen Ufer mit Tamarisken, Dumpalmen und Binsen bestanden waren. Seine Benennung hat er davon, daß er bei Nacht mehr Wasser führt als am Tage, wo er wegen der starken Verdunstung viel verliert. Unsere Begleiter tranken das Wasser nicht, weil sie sich vor Blutigeln fürchteten, die sich gern im Magen ansaugen. Weiter aufwärts liegt eine Schlucht, in welcher überall Wasser hervorquillt. Die Temperatur desselben ist sehr verschieden; an einigen Stellen fanden wir es eiskalt, an anderen zeigte der Thermometer 68°, 101 und 126° F.; auch die Farbe ist verschieden. Der Sandstein ist mit Salpeter überzogen; an Stellen, wo das Wasser still ist, bemerkten wir eisenhaltigen Niederschlag. Diese Schlucht gewährt einen sehr malerischen Anblick,

Nachdem ich mir die Umgegend betrachtet, hatte Berbera weiter nichts Anziehendes für mich. Bei der fürchterlichen Hitze wurde mir der Aufenthalt unerträglich; Wind und Staub waren so arg wie in Aden, und der Schmutz wo möglich noch ärger. Dazu kam, daß man mir keinen Augenblick Ruhe gönnte, denn Araber

und Somal nahmen sich das Recht, in meine Hütte zu kommen und dort zu schwatzen. Vor meiner Abreise hatte ich noch eine Streitigkeit wegen der Abbanschaft auszugleichen. Der Hammal hatte für Lieutenant Herne und für mich seinen Schwiegervater zum Beschützer auserkoren. Dieser hieß Burhale Nuh, war vom Stamme der Ayyal Gedid und ein eben so unverschämter als unredlicher Mensch. Aber die Sitte gestattet nicht, daß man sich eines Abbans so leicht entledigen kann wie einer Frau, und da der Hammal mir wirklich gute Dienste geleistet hatte, so mußte mit Rücksicht verfahren werden. Andererseits hatte ich 1854 einen gewissen Dschami Hassan in Aden kennen gelernt, einen beherzten Häuptling vom Stamme der Ayyal Ahmed; dieser hatte von mir, zum Zeichen daß er mein Abban sein solle, einen Ring erhalten, und während meiner Reise nach Härrär war er Beschützer des Lieutenant Stroyan gewesen. Gleich nach meiner Ankunft in Berbera kam er in meine Hütte, setzte sich mit dem Speer in der Hand nieder, wies seinen Ring vor und erinnerte mich an mein Versprechen. Ich bemerkte, daß das letztere sich nur auf eine früher beabsichtigte Reise bezogen habe, und daß ich den Hammal nicht im Stiche lassen könne; aber Dschami erklärte, ein Abban sei für ein- und allemal Abban; er hasse den Hammal und dessen Stamm und werde sich mit Burhale Nuh in keinerlei Art von Gemeinschaft einlassen. Lieutenant Stroyan lobte den Muth und die gute Aufführung des Mannes, der nun darauf bestand, daß sein Schützling Stroyan sich nach einem andern Theile der Stadt begeben solle; aber das hieß doch unserer Geduld allzuviel zumuthen. Einige Tage lang war heftiger Streit zwischen den Nebenbuhlern, aber am Ende kam man überein, daß ich meinen Abban im Beisein einer Versammlung von Aeltesten wählen solle. Die Häuptlinge stellten sich nebst Begleitern am Meeresgestade auf, und diese bildeten Halbkreise; dann kauerten sie nieder, hielten den Schild vor sich und pflanzten den Speer in den Boden. Ich trat mit dem Schwert in der Hand in den Kreis, setzte mich und harrte auf das, was da kommen werde. Nachdem das Gemurmel sich gelegt hatte, fragte Dschami mit lauter Stimme: „Wer ist Dein Beschützer?“ Ich antwortete: „Burhale Nuh!“ hielt eine ziemlich lange arabische Rede, nahm meinen Säbel auf die Schulter und verließ den Kreis. Das wirkte. Unsere wilden Freunde saßen bis Sonnenuntergang beisammen, und Abends wurde uns mitgetheilt, daß Friede geschlossen worden sei.

Burhale war von Dschami aufgefordert worden, zu beschwören, daß er diesen nicht habe beleidigen wollen, als er ihm einen Schützling abwendig gemacht.

Am 5. Februar 1855 nahm ich Abschied von meinen Gefährten und ging an Bord des El Kasab, „Schilfrohrs“, zu nicht geringer Freude des Hammal, des langen Guled und des Endes der Zeit, die beinahe daran verzweifelt hatten, mit heiler Haut aus Berbera zu kommen. Allerdings standen die Sachen schlimm; denn einige Tage vor meiner Abreise waren die Habr Gerhadschis in Folge eines Mordes entflohen und hatten sich nun in großer Menge bei Bulhar versammelt, um den Kampf zu eröffnen. Darüber waren die Habr Awal wüthend, und ohne unsere Vermittelung wären jene drei gewiß sehr schlecht angekommen. Wir fuhren mit leichtem Winde an der Küste hin und kamen am nächsten Tage bald nach Mittag vor Siyaro an; dies ist ein etwa neunzehn Meilen von Berbera entfernter Platz, wo die Schiffe Wasser einnehmen. Die Rhede ist nach Norden hin offen, aber vor Nordoststürmen durch Anhöhen geschützt. Die „Stadt“ zählt zwei Häuser; das eine Haus ist noch unvollendet, das andere wurde vor etwa dreißig Jahren gebaut. Ein Dutzend Beduinen, Mikahil aus einem benachbarten Kraal, saßen, mit Speeren in den Händen, am Strande, und waren uns behülflich, als wir ans Land wateten. Die Brunnen sind für sie eine Quelle der Einnahme, und sie verlangten in gebieterischem Tone Geld, ehe sie uns zum süßen Wasser ließen. Das Farsi oder Zollhaus ist mehr als einfach, denn es besteht aus einem mit losen Steinen eingefriedigten Viereck und einer Moschee.

Nachdem wir den Beduinen einige Geschenke verabreicht, fuhren wir weiter nach Osten an der Küste hin und kamen am andern Morgen an den beiden schwarzen Hügeln, Dubada Gumbar Madu, vorbei, die abgebrochenen schwarzen Pyramiden gleichen, und landeten nach sehr langweiliger Fahrt an der Mündung eines Baches westlich von Aynterad; dieses ist ein unbedeutender Ort, etwa vierzig Meilen nordöstlich von Berbera, der aber häufig besucht wird, weil er gutes Wasser hat. Die Rhede ist schlecht, der Schimal oder Nordwind treibt lange schwere Wellen in die offene Bay, und der Ankergrund taugt nichts. Die fünfzig Hütten der Ortschaft stehen auf einer Sandbank; als ich dort war, befand sich fast die gesammte männliche Einwohnerschaft in Berbera. In Aynterad wird viel Sklavenhandel getrieben. Die Burg, welche zum Schutze des

Dorfes dienen soll, ist in elendem Zustande und könnte auch dem kleinsten Feldgeschütze keinen Widerstand leisten. Ich hielt in diesem Orte Nachtruhe und wurde am Morgen in einige Hütten eingeladen, um sauere Milch zu trinken. Um Mittag war ich wieder an Bord, aber der Raïs wollte des heftigen Windes wegen nicht in See stechen, wurde indeß nach einigen heftigen Auftritten dazu gezwungen, und am 9. Februar 1855 kam der Schebel Schemsen, die höchste Spitze des Kraters von Aden, in Sicht. Noch vor Abend landete ich.

Nachschrift.

Ein zweiter Aufenthalt in Berbera. — Räuberischer Angriff von Seiten der Somal. — Lieutenant Stroyans Tod.

Burton schilderte in Aden die erheblichen Handelsvortheile, welche sich aus einer nähern Verbindung mit den Stämmen in Ostafrika für England ergeben können. Seine erste Wanderung war nur eine Erforschungsreise; jetzt wollte er eine zweite unternehmen und den Versuch machen, eine britische Agentur anzulegen. Er nahm für etwa funfzehnhundert Pfund Sterling Waaren mit und war diesmal mit allem Erforderlichen hinlänglich ausgerüstet. Aber seine Bemühungen waren vergebens, und mit genauer Noth rettete er das eigene Leben. Seine Abenteuer erzählt er in folgender Weise.

Am Sonnabend, 7. April 1855, warf ein der ostindischen Compagnie gehörender Schooner, Mahi, Capitain King, im Hafen von Berbera Anker, und feuerte seine Kanonen ab, als die „Somaliexpedition" ans Land stieg. In dem ostafrikanischen Stapelplatze herrschte damals große Verwirrung. Am Tage vorher war die große Karawane aus Härrär eingetroffen; sie zählte etwa dreitausend Menschen und eben so viele Thiere. Um diese Zeit werden von ihr Vorräthe und Waaren für die nächsten acht Monate eingekauft, und bei dem Handeln und Tauschen geht es laut und verwirrt her. Auch ungefähr fünfhundert Sklaven waren am Markte. Dieser hatte um den 15. November 1854 herum begonnen und nahm in

der Mitte des April 1855 ein Ende. Die Hauptkarawanen kommen aus Härrär im Westen und aus Ogadayn im Süden; beide sammeln die Erzeugnisse, welche die zahlreichen Somalistämme, die am Karawanenwege wohnen, zu verkaufen haben.

Die Karawanen von Ogadayn brechen zu Anfang und gegen Ende der guten Jahreszeit nach der Küste auf. Sie bringen Sklaven aus dem Arusalande, Vieh in beträchtlicher Menge, Gummi verschiedener Art, flüssige Butter, Elfenbein, Straußfedern und Rhinoceroshörner, die zu Handgriffen an Waffen verarbeitet werden. Dagegen tauschen sie ein grobe Baumwollenzeuge von dreierlei Art, englische und amerikanische Sheetings in Stücken von 75, 66, 62 und 48 Yards, Netze, welche die Frauen tragen, Stahl und Eisen in kleinen Stangen, Blei, Zink, Glas- und Porzellanperlen, Datteln und Reis.

Am gelben Strande sah ich beladene und unbelastete Kameele in langen Reihen, Leute mit Speeren schrien und sprangen umher wie wilde Thiere, manche Händler hatten bereits eingepackt, und die große Zahl der armseligen Hütten war beträchtlich geringer geworden. Unsere Gesellschaft bestand aus zwei und vierzig Seelen. Ich hatte mir in Aden große Mühe gegeben, einige gut eingeübte Somal aus der dortigen Polizeischaar zu erhalten, man mußte mir aber mein Gesuch abschlagen, weil gerade von London aus eine Verstärkung jener Mannschaft anbefohlen worden war. So nahm ich denn ein Dutzend Neulinge aus verschiedenen Völkern an, Aegypter, Nubier, Araber und Neger, die ich mit Säbeln und Gewehren mit Flintenschloß bewaffnete. Die übrigen waren unsere Privatdiener und ein halbes Dutzend Somal, die unter den aufeinander eifersüchtigen Abbans Dschami Hassan und Buthale Nuh standen. Der Ras, d. h. Anführer der Kafila (Karawane), war ein gewisser Mahmud vom Stamme der Midschscharteyn; man nannte ihn in Aden allgemein nur El Balyuz (Baleies), den Gesandten, und er galt für einen sehr gewandten Mann, der mit den Sitten und der Geographie des Somalilandes genau bekannt sei.

Wir schlugen unser Lager neben der Stelle auf, die wir für die Anlage einer britischen Agentur passend erachteten, auf einer Felsenleiste, auf Schußweite vom südlichen Ende des Baches, etwa drei Viertel englische Meilen, also noch keine Wegstunde von der Stadt entfernt. Diese Lage wählten wir, weil wir dort die Kanonen der Mahi in der Nähe hatten. Das Schiff konnte nicht

lange verweilen, ich drang aber darauf, daß es wenigstens einige Tage bleiben solle. Unsere Zelte schlugen wir in einer Reihe auf; jenes des Lieutenant Stroyan stand zur äußersten Rechten; ein Dutzend Schritte davon erhob sich das Rauti, d. h. indische Sipahizelt, welches ich nebst Lieutenant Herne inne hatte; das, in welchem Lieutenant Speke schlief, stand in gleicher Entfernung auf der linken Seite. Unser Gepäck brachten wir zwischen den beiden letzteren Zelten unter; die Kameele standen vorne hin nach dem Strande zu angebunden, Pferde und Maulthiere auf der Hinterseite. Bei Tage waren wir Alle auf den Beinen, bei Nacht stellten wir zwei Schildwachen aus, die regelmäßig abgelöst und beaufsichtigt wurden.

Ich konnte über meine Aufnahme in Berbera nicht klagen; die Häuptlinge waren zwar etwas ungehalten, daß Mohammed Samattar, der Abban, welcher Herrn Speke auf seinem Ausfluge nach Osten hin begleitet hatte, sich in Gewahrsam befand, hörten aber achtungsvoll und aufmerksam zu, als ihnen der Brief vorgelesen wurde, in welchem der politische Resident in Aden sie aufforderte, uns gastfreundlich zu behandeln.

Zwischen Burhale Nuh und den Aeltesten vom Stamme der Isa Musa war allerlei kleiner Zank über den Lohn für die Pferdewärter und Kameeltreiber, aber auf solche Dinge legt man in Afrika weiter kein Gewicht. Mein früher erwähnter Freund aus Härrär, Scheich Dschami, sprach mehrmals bei uns vor, aß Datteln und Salz, empfahl uns seinen Landsleuten und suchte meine Vermittlung für Pilger nach, die billig oder umsonst nach Arabien hinüberzufahren wünschten. Das Volk überzeugte sich, daß wir einige Elephanten erlegt hatten, und war darüber unseres Lobes voll. Die Leute halfen uns einen Brunnen zu graben, boten sich als Führer und Kameeltreiber an und manche bestanden darauf, in unserer Nähe zu schlafen, damit wir unter ihrem Schutze seien. Mit einem Worte, zu Besorgnissen lag gar keine Veranlassung vor. Seit dreißig Jahren hatten viele Engländer Berbera besucht und keinem war etwas zu Leide geschehen.

Unter so günstigen Umständen hätten wir sofort nach dem Innern aufbrechen können; unsere 56 Kameele standen bereit, und die Ogadaynkarawane hätte sich sehr gern uns angeschlossen. Allein wir wünschten beim Schlusse des Marktes zugegen zu sein, erwar-

teten auch noch in der Mitte des Monats einige wissenschaftliche Instrumente, die aus Europa unterwegs waren.

Am 9. April, um drei Uhr Nachmittags, kamen Regen, Donner und Blitz von den südlichen Hügeln herab, ein Anzeichen, daß der Gugi oder Somali-Monsun eingetreten sei. Sogleich zogen die Beduinen nach der Tafelebene auf den Hügeln, denn sie reisen am liebsten während des Monsun, weil dann kein Wassermangel zu befürchten ist. Ueberall in der Stadt nahm man die Matten von dem Stangengerüst, belud die Kameele und machte sich auf den Heimweg. Am nächsten Tage war Berbera verödet; nur einige Pilger blieben, um Schiffsgelegenheit zu suchen, und einige Kaufleute, die noch auf ihre Fahrzeuge warteten. Am 15. April stach das letzte Schiff in See, und wir waren nun ganz allein in Berbera.

Drei Tage später lief um Mittag ein Schiff aus Ayhnterad, das von Aden kam, in den Hafen; es hatte ein Dutzend Somal an Bord, welche sich uns auf der Wanderung nach der südlichen Region, nach Ogadayn, anschließen wollten. Die Absicht des Schiffsführers war, noch an demselben Abend weiter zu segeln, zum Glück ließ ich aber die Bemannung mit Datteln und Reis bewirthen, und sie blieben.

Bei Sonnenuntergang hörten wir hinter unseren Zelten Gewehrfeuer, und sahen drei Reiter. Unsere Schildwache hatte sie für Räuber gehalten und durch einen Schuß über ihre Köpfe hin gewarnt. Dafür tadelte ich sie und schärfte den Leuten ein, nie unnütz zu feuern. Dann fragten wir die drei Reiter aus, die wir für Späher hielten, aber sie antworteten so zufriedenstellend, daß selbst der Balayuz getäuscht wurde. Diese Beduinen hatten nämlich eine Geschichte erfunden; sie behaupteten, ihr alter Feind Hadschi Scharmarkay liege mit vier Schiffen auf der Rhede von Siyaro, und wolle nun zum dritten Male den Versuch machen, auf der Stelle von Berbera feste Thürme zu bauen. Die Reiter schwuren den höchsten Eid, daß sie gekommen seien, um sich zu überzeugen, ob das Schiff, welches um Mittag bei Berbera Anker geworfen, Baumaterial am Bord habe, und fragten uns lachend, ob wir von dem Stamme etwas Arges besorgten, zu welchem doch unsere Abbans gehörten? Wir glaubten den Leuten, stellten wie gewöhnlich zwei Schildwachen aus, und begaben uns zur Ruhe.

Am 19. April, zwischen zwei und drei Uhr Morgens, weckte mich der Balayuz und rief, der Feind sei da. Ich sprang auf, er-

griff meinen Säbel und beauftragte Lieutenant Herne, zu sehen wie stark der Feind sei. Er ging mit einem Revolver hinaus, sammelte einige Leute und feuerte zwei Schüsse gegen die Angreifenden ab. Als er sich allein sah, kam er hastig nach dem Zelte zurück, verwickelte sich aber dabei in die Seile. Während er aufstand, schlug ein Somal mit der Keule nach ihm; aber Herne gab Feuer, streckte den Mann nieder, und brachte mir die Nachricht, von unserer Wache sei nichts zu sehen, der Feind aber sehr stark. Ich erfuhr später, daß etwa 350 Bewaffnete uns überfallen hatten; davon gehörten 12 zu den Mikahil, und 15 zu den Habr Gerhadschis, die übrigen waren Isa Musa. Ein gewisser Ao Ali steckte die Straußfeder auf, weil er der Mörder Stroyans war.

Inzwischen hatte ich die Herren Stroyan und Speke wach gerufen. Der erstere sprang auf und vertheidigte sich, wir haben ihn aber lebendig nicht wieder gesehen. Sein indischer Diener Mohammed erzählte, er habe einen Revolver ergriffen und sechsmal in die Feinde hinein gefeuert; aber der Diener floh und sah seinen Herrn nicht fallen. Speke hielt das ganze Geräusch anfangs für einen falschen Lärm und blieb in seinem Zelte; als aber Keulenschläge auf dasselbe fielen, rannte er zu mir in mein Rauti, das wir bis aufs Aeußerste vertheidigen wollten.

Die Wilden schrieen, lärmten und schwärmten um uns wie Hornissen. Wir hatten eine ungeheuere Ueberzahl gegen uns; trotz der Dunkelheit waren uns die Speere und die langen Dolche gefährlich, welche die Somal ins Zelt hinein warfen. Wir drei blieben beieinander; Herne kniete mir zur rechten Seite, auf der Linken bewachte Speke den Eingang; ich stand in der Mitte, hatte aber keine andere Waffe als meinen Säbel. Die Revolver hatten gute Dienste gethan. Zum Unglück war aber nur ein Paar zur Hand. Als sie abgefeuert waren, suchte er ein Pulverhorn, das er nicht fand; inzwischen brach ein Feind von hinten in das Zelt, das jetzt fast ganz niedergerissen wurde. Man wollte uns in die Falten verwickeln, und dann mit leichter Mühe niederstoßen. Jetzt blieb nichts übrig als die Flucht; ich sprang zuerst hinaus, hinter mir kam Herne, Speke war der letzte. Die Sache war höchst bedenklich. Etwa zwanzig Feinde lagen vor dem Eingang auf der Lauer, weiter hin standen viele Gestalten, die wir im Dunkeln nur unbestimmt erkannten. Andere liefen umher, schrieen und trieben unsere Kameele fort. Mitten unter den Feinden befanden sich

manche unserer Diener, die den Weg zum Strande suchten; sie schossen unter die Somal hinein, und manche bekamen Speerwunden.

Während ich durch das Gewühl brach, war es mir als sähe ich Stroyan am Boden liegen. Ich schlug mich durch ein Dutzend Somal, die mir mehr als einen Keulenschlag versetzten, und der Balayuz kam mir zu Hülfe. Er war kaltblütig und gesammelt, konnte aber wegen einer Wunde am Daumen den Speer nicht handhaben. Er kam glücklich durch, hinderte mich aber am Gebrauche meines Säbels, und ich war so wüthend, daß ich ihn niederhauen wollte. Da rief er laut auf, und jetzt erkannte ich ihn an der Stimme. Darüber trat eine kleine Pause ein und während derselben rannte mir ein Somal den Speer in den Mund. Ich entrann wie durch ein Wunder und suchte Hülfe; einige unserer Somal und manche Diener hatten sich in der Dunkelheit verkrochen und erboten sich jetzt mit vorzurücken; als ich sie aber beim Wort halten wollte, zogen sie den Schwanz ein. Der Balayuz kam wieder, verschwand abermals, und ich suchte nach meinen Kameraden umher. Manchmal warf ich mich vor Schmerzen und Erschöpfung zu Boden, als aber der Tag zu grauen begann, schleppte ich mich bis an den Bach und wurde ins Schiff getragen. Herne war inzwischen so nahe als möglich hinter mir hergegangen und hatte sich mit dem Kolben seines Revolvers gewehrt. Es gelang ihm, sich unbeschädigt durchzuschlagen. Dann suchte er nach uns in den verlassenen Hütten von Berbera und fand dort gegen Morgen den Balayuz. Als es hell wurde, schickte er einen Neger zum Schiffe, das eben aus dem Hafen segeln wollte, und kam noch zu rechter Zeit an Bord. Er hatte nur ein paar Keulenschläge erhalten; das war Alles.

Es ist kaum zu begreifen, daß Speke mit dem Leben davon kam. Er sprang aus dem Zelte und hielt seinen Revolver einem Somali dicht auf die Brust, aber das Pistol versagte die Drehung. Dann erhielt er von hinten einen Keulenschlag auf die Brust und stürzte nieder. Drei Männer sprangen ihm auf den Leib, knebelten ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, durchsuchten ihn nach Waffen und schleppten ihn fort. Er konnte kaum athmen, bat aber einen Mann, ihm die Hände vorne zu binden, weil sie auf dem Rücken ihn zu sehr schmerzten und verlangte nach einem Trunk Wasser. Dieser Somali nahm ihn gegen die anderen in Schutz, welche ihn mit Speeren bedroheten, und gab ihm zu trinken, dann ließ er ihn bis

Tagesanbruch liegen. Speke sah zu, wie die Wilden ihren Kriegstanz aufführten. Sie tanzten und sprangen um die Beute herum und stimmten dann feierlich einen Dankgesang an. In einiger Entfernung lagen verwundete Somal, denen Verwandte die Glieder kneteten und Wasser auf die Wunden schütteten; auch steckten sie ihnen Datteln in die Hand; wer solche nicht mehr essen kann, gilt für ein Kind des Todes.

Nun war es hell geworden. Die Räuber kümmerten sich jetzt nicht mehr um ihre Todten und Verwundeten; ein Theil trieb Vieh weg, ein anderer nahm Waaren; viele geriethen wegen der Beute in Streit, rissen sich dieselbe aus den Händen, die Dolche blinkten, und es gab manche Wunden. Viele gingen leer aus und wütheten gegen die übrigen; einige Male waren alle von plötzlichem Schrecken ergriffen, und hätten unsere Leute Herz im Leibe gehabt, so würde der Vorfall eine ganz andere Wendung genommen haben.

Der Mann, in dessen Hände Speke gefallen war, hatte sich entfernt, um bei der Beute nicht leer auszugehen; der Geknebelte lag allein. Da kam ein Somali und fragte in Hindustani, was der Franke hier im Lande zu schaffen habe; er wolle ihn todtschlagen, wenn er ein Christ sei; wäre er aber ein Muselmann, dann solle er das Leben behalten. Speke erwiederte, er wolle nach Sansibar und sei ein Nazarener. Der Wilde schlug ein Gelächter auf und ging fort. Bald kam ein anderer, der seine Waffe schwang, ihm aber nichts zu Leide that; er hatte offenbar keine Zeit und eilte fort, um Beute zu machen. Speke machte sich die Hände frei, konnte einen Speerstich abwehren, erhielt aber einen Keulenschlag auf den Arm, einen andern auf die Hand, noch mehrere auf Schenkel und Schultern. Zuletzt gab man ihm noch einen Stich ins Bein. Trotzdem schleppte er sich, mehrfach von Speeren umsaust, bis an den Strand, wo er, von Blutverlust völlig erschöpft, wie todt hinsank. Er raffte sich noch einmal auf und gelangte bis an die Hütten von Berbera. Dort sagten ihm einige alte Frauen, wo er uns finden könne. Er schleppte sich fort, und zum Glück begegneten ihm die Leute, welche wir vom Schiff aus gesandt hatten, ihn zu suchen. Man sieht, es ist unter Umständen sehr schwer, einen Menschen vom Leben zum Tode zu bringen; Speke war schon nach vier Wochen unterwegs nach England und hat nie Unbequemlichkeiten von seinen Wunden verspürt.

Als wir drei Gerettete beisammen am Bord waren, bewaffnete der Schiffsführer seine Leute mit Musketen und Speeren und setzte sie unweit unserer Lagerstätte ans Land. Die Feinde waren abgezogen und hatten alle Zeugwaaren, Tabak und Waffen mitgenommen; dagegen ließen sie Bücher, schwere Getreidesäcke und manche andere Sachen, deren Gebrauch sie nicht kannten, am Platze liegen. Wir blieben an jenem Tag in Berbera, und verbrannten alles, was wir nicht mitnehmen konnten oder wollten. Stroyans Leiche wurde an Bord gebracht; sie war schon längst kalt. Ein Speer war ihm ins Herz gedrungen, ein anderer hatte ihm den Unterleib durchbohrt; am Vorderkopfe hatte er einen fürchterlichen Säbelhieb erhalten. Außerdem war der ganze Leib mit Keulenschlägen gleichsam bedeckt, und aus manchen Spuren an seinen Schenkeln nahmen wir ab, daß man ihn auch nach seinem Ableben noch schmachvoll mißhandelt hatte. Das war für uns sehr bitter und schmerzlich. Wir hatten wie Brüder gelebt; Stroyan war überall beliebt, und ein Mann voll Muth und Ausdauer. Wir hätten ihn gern mit nach Aden hinüber genommen, um ihn dort zu begraben, aber die Leiche ging zu rasch in Verwesung über, und wir mußten sie am 20. April Morgens in die Tiefe versenken; Herne sprach das Gebet. Mit schwerem Herzen steuerten wir den Küsten Arabiens zu, die wir nach zwei Tagen erreichten.

Roßmäßler, Prof. E. A., **Flora im Winterkleide.** Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck, gez. von C. Merkel. 2. Auflage. In Umschlag cartonnirt $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Roßmäßler, Prof. E. A., **Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur.** Erster Band. **Mikroskopische Blicke** in den inneren Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 lithographirten, größtentheils colorirten Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. 8. broch. 27 Ngr.

Roßmäßler, Prof. E. A., **Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur.** Zweiter Band. **Die Versteinerungen,** deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers, mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen. Mit 7 lithographirten Tafeln und eingedruckten Holzschn. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Czolbe, Heinr., Dr. med. **Entstehung des Selbstbewußtseins.** Eine Antwort an Herrn Prof. Lotze. gr. 8. broch. 10 Ngr.

Czolbe, Heinr., Dr. med. **Neue Darstellung des Sensualismus.** Ein Entwurf. gr. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausg. 2. Aufl. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausgabe. broch. 27 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 5 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana, Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausgabe. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 16 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt), **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Erste Abtheilung: **Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. **Das Buch der Erziehung in Haus und Schule.** Zweite Abtheilung: **Die Erziehung der Knaben** in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie, (Frau Pfannenschmidt). **Aus dem Frauenleben.** Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Druck von Ferber & Seydel in Leipzig.

